N.E. Gun

Die Stunde der Amerikaner


h+h
V

NERIN E. GUN · DIE STUNDE DER AMERIKANER

Nerin E. Gun

Die Stunde der Amerikaner

blick + bild Verlag

Titel der amerikanischen Originalausgabe: "The Day of the Americans"
Copyright © by Fleet Publishing Corporation, New York
Aus dem Amerikanischen übertragen von Dorit Adenauer-Brans

 Gestaltung von Buch und Umschlag durch den Verlag. Gesamtherstellung Curt Mohnhaupt, Bruchsal, Baden

INHALTSÜBERSICHT

1

Das Geschenk

Eine weiße Fahne wehte vom Wachtturm auf der anderen Seite des Wassergrabens. Die drei SS-Männer machten ihre Runden, so, wie es zwölf Jahre lang geschehen war. Ihre Maschinenpistolen waren auf uns gerichtet, als veranstalteten sie das tägliche Taubenschießen. Aber eines hatte sich geändert — sie trugen nicht mehr die schwarzen Uniformen, auch nicht mehr die schwarzen Helme, unter denen ihre Gesichter wie Frösche aussahen. Sie hatten graugrüne Waffenröcke angezogen, ohne Armbinden, ohne Litzen, ohne Orden und Ehrenzeichen.

Unter uns gab es Häftlinge, die seit zwölf Jahren auf die Stunde der Befreiung warteten. Sie glaubten nicht mehr daran, daß sie je kommen würde. Sie kannten keine Ungeduld mehr, Zeit bedeutete für sie nichts, sie zählten weder Tage noch Stunden oder Minuten. Dieses Rechnen hatten sie längst aufgegeben, um nicht verrückt zu werden.

Die weiße Fahne, die an diesem letzten Sonntag im April aufgezogen wurde, erschien auch mir wie eine grausame Täuschung des Schicksals. Trotz der immer wieder über uns hinwegbrausenden Geschwader der fliegenden Festungen, trotz des entfernten Geschützdonners, trotz der wilden Flucht eines großen Teils unserer Wachmannschaften. Wir

wehrten uns gegen den kleinsten Hoffnungsfunken. Gestern nachmittag hatten wir einen falschen Alarm erlebt, der große Gefahr heraufbeschwor. Das ganze Lager stand Kopf. Wir waren aus den Baracken gestürzt, hatten „Sieg!“ geschrien, einander umarmt, gelacht, geweint. Eine Reihe deutscher Häftlinge, die sich auf den Dachböden der Baracken versteckt hielten — ihr Versteck war nur den Eingeweihten der Widerstandsgruppen bekannt —, rannte ins Freie, mitten hinein in den Freudentaumel. Und in diesem Augenblick kam der Befehl des Internationalen Komitees: „Falscher Alarm! Sofort zurück in die Baracken! Gebt den SS-Männern keinen Grund, auf euch zu schießen. Darauf warten sie nur ...“ Wir ergaben uns wieder in unser Schicksal. Eintönig rannen die Stunden dahin. In den Seitenwegen wurden die Leichen gestapelt.

In dem gleichen Augenblick, in dem die Häftlinge in Dachau aus der Illusion der Befreiung in die grausame Wirklichkeit zurückgeworfen wurden, war New York von einem Begeisterungstaumel gepackt. Auf dem Times Square tanzte das Volk. Verstört und verwirrt von diesem Taumel berief Präsident Truman eine Pressekonferenz ein und trat den Siegesgerüchten entgegen.

Ich war an diesem Sonntag spät aufgestanden, denn ich hatte die ganze Nacht über kaum geschlafen. Ich war beauftragt worden, mit anderen Häftlingen zusammen Patrouillengänge um die Baracken zu machen. Der Befehl unseres Untergrund- und Widerstands-Komitees war klar und eindeutig: Sorgt dafür, daß niemand die Baracken verläßt, denn jeder Schritt, jede Bewegung kann vielleicht die SS-Männer provozieren; laßt vor allem jene Häftlinge nicht aus den Augen, die sich schon so lange zu Mitschuldigen unserer barbarischen Kerkermeister gemacht haben, denn sie dürfen uns nicht im letzten Augenblick entkommen, unserer Rache entgehen; und meldet sofort jeden Versuch der SS, uns mit Flammenwerfern zu liquidieren, wie man es uns stets angedroht hat. Wir haben einige Waffen gestohlen und können

nun endlich, zum erstenmal in zwölf Jahren, den Kampf gegen sie aufnehmen.

Gegen vier Uhr nachmittag rissen die Wolken auf und eine blasse deutsche Sonne schien auf das Lager. Vom Eingang meiner Baracke aus konnte ich nur einen kleinen Teil des teuflischen Menschenwerks sehen, das Dachau war: ein Stück grauer Erde, begrenzt von den rotbraunen Mauern des Krematoriums, dessen Schornsteine sich gegen den Himmel abhoben, und den kahlen Wänden der Baracken. Hier hörte die Welt für uns auf.

Dieser letzte Sonntag im April hatte uns, sicherlich zum erstenmal in den langen Jahren, so etwas wie Ruhe gebracht, eine eigentümliche, bedrückende Ruhe, an die sich zu gewöhnen mir sehr schwer erschien. Denn sie glich der tödlichen Stille einer Stadt nach dem Bombenhagel eines furchtbaren Luftangriffs. Es war wie in einem Niemandsland auf Zeit, während der man nicht ganz sicher sein kann, ob man weiterleben oder sterben wird, in der die Stille nur eine Atempause zwischen zwei Tragödien ist. In jeder Stunde kam ein Kurier von Block Nummer eins. Hier hatte das Internationale Komitee sein Hauptquartier eingerichtet. Der Kurier brachte die neuesten Rundfunknachrichten über den Vormarsch der Amerikaner. Heute gab es keine fruchtlosen Debatten mehr über Strategie, kein hitziges und unnützes Geschwätz. Stillschweigend waren wir übereingekommen, uns damit nicht mehr zu betäuben. Wir brauchten jetzt starke Nerven. Und Ruhe, nichts als Ruhe. Wer es fertigbrachte, legte sich hin und versuchte zu schlafen.

Ich warf einen Blick in die Baracken, aus denen wir alten Häftlinge ausgezogen waren, um Platz für Neuankömmlinge aus Buchenwald, Auschwitz, Dora und anderen Ausrottungslagern zu machen. Die meisten waren Juden. Die Gestapo hatte sie gerade noch rechtzeitig vor der Einnahme der Lager durch die alliierten Armeen abtransportieren können. Blutiggeschlagen, mit verbundenen Köpfen, so kamen sie zu uns. Einige schleppten sich auf den Knien

herein, andere waren schon glücklich darüber, daß man sie auf notdürftigen Tragbahren, auf den Brettern von Güterwagen, brachte. Bis zu dreißig Tagen hatten einige von ihnen in einem Güterwagen verbracht. Weder Wasser noch Brot hatten sie erhalten. Das Gerücht lief um, sie seien zu Kannibalen geworden, um zu überleben. Sie glichen den Gestalten aus Dantes Inferno, hervorgestiegen aus den Verliesen des Hungers ... Wir hatten sie in einer Baracke untergebracht. Schon nach ein paar Minuten war daraus ein stinkender Stall geworden. Überall Haufen von Exkrementen und Lachen von Erbrochenem. Sie hatten nicht duschen können, denn die Duschen funktionierten nicht mehr, und waren von Ungeziefer übersät.

Sicherlich lagen auch Tote zwischen den Lebenden, aber es war schwer zu sagen, ob jemand nur schlief oder zu erschöpft war, um ein Lebenszeichen von sich geben zu können. Einige stöhnten ununterbrochen. Andere murmelten hebräische Litaneien vor sich hin. Aber ihr Wehklagen wurde übertönt von den lauten Bitten derer, die mich sahen und mich anflehten, ihnen etwas Brot, ein bißchen sauberes Stroh, eine Tablette Aspirin, einen Schluck Wasser zu geben ...

„Bitte, habt etwas Geduld. Wir haben es bald geschafft ... Die Amerikaner müssen bald hier sein."

Aber sie wollten mir nicht zuhören, sie überschrien mich mit ihren Bitten. Ich versuchte, mit einem großen Rothaarigen, der bei ihrer Ankunft gezeigt hatte, daß er Autorität besaß, ungarisch zu sprechen. Dieser Mann hatte die Unruhestifter zurechtgewiesen, als sie versuchten, einen auf dem Transport ausgebrochenen Streit fortzusetzen.

„Mach ihnen klar, daß wir Ordnung halten müssen. Etwas Willenskraft ... lange kann es nicht mehr dauern ..."

„Ach, Herr Baron, wie soll ich das einer dumpfen Herde beibringen? Für uns hat es nie so etwas wie Freiheit gegeben. Ihr redet wie ein Rabbi. Nur der Tod kann unserem Elend ein Ende machen, und das ist das einzige, auf das wir noch warten ... Jehovas Wille geschehe!"

Er wandte sich ab und begann wieder mit seinem traurigen Gesang.

Was wußten sie wirklich von der militärischen Lage, von den politischen Kräften, die am Werk waren; was von der Verwüstung deutscher Städte, Rückzug, Vernichtung und Gefangennahme deutscher Truppen? Wie sollte das glühende Feuer des Widerstandswillens in ihnen brennen? Niemand hatte ihnen Achtung vor der Demokratie beigebracht. Sie besaßen keine Heimat, keine Häuser mehr, die sie verteidigen konnten. Die Deutschen hatten sie zerstört. Sie hatten weder Bräute noch Mütter oder Kinder, zu denen sie zurückkehren konnten, denn wahrscheinlich waren sie längst verbrannt worden. In erschreckender Armut hatten sie auf den Pachthöfen und in den Gettos gelebt, nichts anderes gelernt als die einfachsten Grundsätze ihres Glaubens, niemals das Warum dieser Katastrophe, die ihr Leben entwurzelt hatte, begriffen. Wie sollten sie also das Ende dieser Katastrophe auch nur ahnen können?

Sie waren erst einige Tage in Dachau, aber viele andere teilten ihre hoffnungslosen Gedanken. Auch sie hatten aufgegeben. Die alten Häftlinge, die Roten der Dachauer Kommune, die Inhaftierten aus den ersten Tagen der nationalsozialistischen Herrschaft. Für sie war Dachau nach zwölf Jahren gleichsam eine Lebensform geworden.

Bei seiner Verhaftung war jeder von ihnen überzeugt gewesen, daß seine Festnahme nur einige Stunden dauern könnte. Ein Justizirrtum, eine Namensverwechslung, ein Wunder, die Flucht — irgendetwas brauchte jeder, um zu glauben, daß die Freiheit greifbar nahe sei. Und dann redete er sich ein, daß es morgen sein würde oder am nächsten Tag, Ende der Woche, im folgenden Monat...

Aber Hitler wurde von der nächsten Flutwelle nicht weggespült. Und es kam Krieg. Er wird nur zwei Wochen dauern, behaupteten die Fachleute. Die Luftwaffe wird alles entscheiden. Genauso, wie heute Fachleute behaupten, die Atombombe werde in wenigen Stunden das Schicksal von

Völkern bestimmen. Doch Hitlers Krieg dauerte fast sechs Jahre.

Immer wieder war den Häftlingen ein neuer Termin für ihre Freilassung genannt worden. Zuerst der Tag, an dem die Deutschen Paris einnahmen, dann der Tag, an dem die Deutschen Paris aufgeben mußten, nach der Schlacht von Stalingrad, nach Rommels Niederlage in Afrika, nach der Kapitulation von Rom, nach der Invasion. Nur um einen Spalt öffneten sich die Tore von Dachau, als Stauffenbergs Attentat auf Hitler bekannt wurde. Alles deutete 1944 auf die Befreiung hin, vielleicht Ostern, vielleicht Weihnachten. Vielleicht aber auch nächstes Jahr Ostern oder nächstes Jahr Weihnachten. Und nun sprachen wir, die wir später in das Lager gekommen waren, von der Befreiung im April 1945. Die Alten schauten uns spöttisch an ... 1945? Warum nicht 1946? Oder 1956? Oder vielleicht niemals. Dachau wurde von einem unabänderlichen Gesetz beherrscht: „Der einzige Weg hinaus ist der Weg durch den Schornstein des Krematoriums."

Der Tag ging zur Neige, auf den Dächern der SS-Gebäude spiegelte sich das rötliche Licht der untergehenden Sonne. Einige von uns wollten schon schlafen gehen, denn heute abend sollte es nicht einmal Suppe geben. Und dann, ganz plötzlich, gleichsam wie der Ruf des Muezzins vom Minarett der Moschee, drang ein Schrei vom Dach der Nachbarbaracke, wo ein Häftling Beobachtungsposten bezogen hatte, an unsere Ohren: „Sie sind da! Sie sind da! Die Amerikaner!"

Der Schrei wiederholte sich tausendfältig, zerriß wie ein Donnerschlag die Luft, sein Echo schallte zurück wie ein Chor, ein Chor aus dreiunddreißigtausend Kehlen. Und dann hörten wir den Geschützdonner. Wir waren alle draußen. Wie das überhaupt geschah, weiß ich nicht mehr. Aber wir waren alle da, dicht am Wassergraben, starrten auf den Horizont wie Kinder, die ein Schauspiel sehen und auf den glänzenden Ritter warten, der aus den Kulissen hervortritt und den Drachen erschlägt.

Die drei SS-Männer standen immer noch auf dem Beobachtungsturm. Aber ihre Maschinengewehre waren nicht mehr auf uns gerichtet, und sie blickten wie wir auf den Horizont.

In diesem Augenblick trat ein Mann aus dem Schatten des Zementmischers, der am Ende das Lagers stand, ins Licht, ein olivfarbener Schatten mit einem gesprenkelten Umhang und einem Helm, an dem Blätter und Reisig steckten. Vorsichtig tastete er sich vor, in einer Hand die Maschinenpistole, in der anderen eine Handgranate. Er war immer noch ein ganzes Stück von uns entfernt, aber ich konnte mir schon vorstellen, wie es aussah, wenn er Kaugummi kaute. Er kam auf uns zu, behutsam, aber aufrecht und furchtlos. Ich erwartete fast, daß hinter ihm nun auch noch ein schneeweißes Schlachtroß auftauchen würde. Mir und allen anderen, denn wir sahen ihn wie in einem Traumzustand, erschien er wie der Cowboy aus den Lieblingsbüchern und Filmen meiner Jugendzeit, den ich nun zum ersten Mal in Fleisch und Blut sah.

Ich glaube, in Dachau konnte man an den Fingern einer Hand abzählen, welcher Häftling in seinem Leben überhaupt je einen Amerikaner gesehen oder die Vereinigten Staaten besucht hatte. Vor dem Kriege bedeutete ein Besuch Amerikas eine weite Reise, und außerdem waren die Vereinigten Staaten nach Ansicht vieler Europäer kein besonders wichtiges Land. Wir kannten Amerika nur durch seine Filme. Und die erste Szene unserer Befreiung glich wirklich einem Wildwestfilm, der nach den handfesten Regeln jener Zeit gedreht worden ist. Dieser Soldat vom 3. Bataillon der 45. Kampfdivision, Sohn polnischer Eltern, geboren im amerikanischen Mittelwesten und nun nach Dachau gekommen, war für uns in dem Augenblick überschäumender Begeisterung die Verkörperung des amerikanischen Helden; alles an ihm war typisch — seine Haltung, sein Gesicht, die Art, wie er die Maschinenpistole trug, sein nachlässig aufgesetzter, schon fast lächerlicher Helm . . .

Und wieder drang unser Aufschrei durch die abendliche Stille, in allen Sprachen rief es Hurra, Viva, Sieg, Dobre, und dieses ganze babylonische Stimmengewirr wurde zu einem Chor der Dankbarkeit. Wir standen vor dem Drahtzaun, andere auf den Dächern, wieder andere waren in Bäume geklettert, und alle warfen die Arme in die Luft, winkten mit Mützen, Taschentüchern, Jacken, Hemden oder irgendeinem Stück Stoff. Noch vor einigen Minuten war dieser Menschenhaufen schläfrig, apathisch, gleichgültig und erschöpft gewesen, nun barst er fast vor wildem Enthusiasmus.

Der GI in der dunklen Uniform nahm plötzlich wahr, daß wir da waren. Verwirrt blieb er stehen. Vor seinen Augen schienen hunderte in Lumpen gehüllte menschliche Skelette einen schrecklichen Totentanz aufzuführen. Er war allein, ein einzelner Mann auf Spähtrupp, und stand nun an der Pforte eines Kerkers, der überfüllt von Gespenstern war, als würde hier auf einer riesigen Bühne der zweite Akt des Fidelio gespielt. Er sah in abgezehrte, ausgetrocknete, verhärmte Gesichter, deren Verhärtung durch die Ausstrahlung des Glücks, das in ihren Augen stand, noch deutlicher wurde; die ausgemergelten, mit Lumpen gekleideten Menschen — die zebragestreifte Gefangenenkleidung war in Dachau ein Zeichen von großem Luxus — stiegen übereinander wie trunkene Küchenschaben; der Ekel erregende Gestank unserer Körper und unserer Kleider vermischte sich mit dem Geruch von verwesendem Fleisch, der von nicht verbrannten Leichenteilen aus den Kaminen des Krematoriums zu uns herüberwehte und in unsere Nasen drang. All das muß dem GI wie eine Sinnestäuschung vorgekommen sein.

Der Mann, der Europa durchquert hatte, um zu uns zu kommen, trat zurück, wandte sich um und versteckte sich wieder hinter dem Zementmischer. Wir hatten unseren Befreier tief erschreckt.

Wir werden diesen ersten Augenblick nie vergessen. Jene, die inzwischen gestorben sind, haben den Gedanken an den ersten GI in Dachau mit in die andere Welt hinübergenom-

men, den Gedanken an den einmaligen, großartigen Augenblick, als er vor uns stand. Wir hatten gebetet, wir hatten gewartet, wir hatten schon alle Hoffnung aufgegeben, ihn jemals zu sehen, aber dann kam er endlich doch. Er setzte sein Leben ein für Menschen, die er nicht kannte, um ihnen das kostbarste und köstlichste Geschenk zu machen, das es auf dieser Welt gibt — das Geschenk der Freiheit.

Heute kenne ich seinen Namen. Aber für mich, für uns alle, die wir in dieser kurzen Zeit der Befreiung zu Brüdern wurden, wird er immer der unbekannte Soldat bleiben. Und wenn er diese Zeilen liest, wird er doch kaum begreifen können, was sein kurzes Erscheinen für uns bedeutet hat, wie unermeßlich es unser Leben, unser Denken, unseren Glauben beeinflußt hat. Für ihn waren wir vielleicht nur Zahlen in einer Statistik: so und so viele Gefangene, so und so viele Tote, so und so viele Polen, Spanier oder Griechen. Dafür könnte man einen Orden bekommen oder einen Sonderurlaub, vielleicht auch im Tagesbefehl der Armee genannt werden. Und später, wenn man nach Hause zurückgekehrt war, konnte die Geschichte unendlich viel Stoff für Gespräche sein, eine nachdenkliche Geschichte, die man den Kindern erzählen würde.

Fast alle Häftlinge in Dachau und in den anderen Lagern Europas gehörten einer verfluchten Generation an. Wir waren geboren während des anderen, des ersten Weltkrieges oder kurz danach. In Jahren der Unruhe wuchsen wir auf, erlebten Wirtschaftskrisen und Inflation, Arbeitslosigkeit und Feindschaft der Menschen untereinander, wurden mitten hineingeworfen in das Getriebe des politisch-ideologischen Kampfes: Faschismus, Nationalsozialismus, spanischer Bürgerkrieg, Opportunismus und Egoismus, Eiserne Kreuze, Hakenkreuze, Pfeilkreuze und wahre, einfache Kreuze. Dann kam dieser Krieg, und mit ihm kamen Flüchtlinge und Verwüstungen, Bombenangriffe und Hunger, Gefängnisse und Konzentrationslager, und schließlich der unaufhaltsame Weg in die barbarische Welt der Unmenschlichkeit, der Absturz des

Menschen auf das Niveau des Tieres. Unsere Gesichter waren ausgehöhlt, unsere Körper durchsichtig geworden, unsere Kleider verlaust, aber viel schlimmer sah es in unserer Seele aus, denn wir hatten alle Ideale verloren; sie waren verschüttet durch die Visionen des Terrors, durch so viele Gewissensbisse, so viel Feigheit, so viel Verrat. Wir lebten nur noch, weil so viele andere an unserer Statt gestorben waren, deren Tod wir manchmal gewünscht, manchmal sogar verschuldet hatten. Was vom Feind den Amerikanern übergeben werden sollte, waren in Wirklichkeit dreiunddreißigtausend wütende Tiere, eingepfercht in einer mit elektrisch geladenem Drahtzaun umgebenen Koppel.

Aber der unbekannte GI verwandelte alles. Er ließ uns blitzartig verstehen, daß in der Welt noch menschliche Wesen lebten, daß es noch Menschen gab, die ihr Leben gaben, um unser Leben zu retten, ohne zu versuchen, daraus ein Geschäft zu machen, ohne zu fragen, wie es enden würde. Denn dieser GI kam, um die Freiheit zu bringen, nicht, um zu erobern. Er war gekommen, um zu beweisen, daß wir nicht umsonst gehofft hatten, daß es noch Gerechtigkeit gab, daß das Wort „Freiheit" nicht jene schamlose Lüge war, die über dem Eingangstor des Lagers stand, daß die Opfer unserer Toten doch ihre Bedeutung besaßen. Dieser erste GI in Dachau öffnete ein Fenster, durch das wir in die Welt unserer Jugend zurückschauen konnten, eine Welt, die wir für immer verloren glaubten.

Hätte die Wache den Stacheldraht plötzlich niedergerissen und uns freigelassen, wäre die SS desertiert, hätte die Gestapo zugesehen, wie wir ruhig und sicher nach Hause zurückkehrten, einer nach dem anderen, vielleicht wäre unsere Freude ebenso groß gewesen, aber in uns selbst würde sich nichts geändert haben. Der unbekannte GI, der aus dem Schatten in das Licht trat, der unbekümmerte, tapfere Soldat, machte uns wieder zu Menschen.

Es dauerte nicht lange, und der GI kam zurück, begleitet von etwa fünfzig Soldaten. In diesem Augenblick peitschten

Schüsse vom Beobachtungsturm. Wir warfen uns auf die Erde, erschreckt durch den Gedanken an ein mögliches Blutbad. Wir lagen mit dem Gesicht im Dreck und sahen nicht, wie die Amerikaner vorrückten. Einer der Häftlinge stürmte plötzlich in einem Anfall von Wahnsinn gegen den mit Hochspannung geladenen Drahtzaun. Er war sofort tot, hing in den Drähten in schwarz versengten Kleidern, das letzte Schreckensbild unseres Nachtmahrs. Die Hände waren an den Draht geschweißt, die nackten Füße baumelten herab ...

Wir standen langsam auf, einer nach dem anderen, noch bevor das Feuer eingestellt worden war. Die Amerikaner waren auf der anderen Seite des Sicherheitsgrabens schon bis auf Reichweite herangekommen. Sie zwangen die SS-Männer, von den Beobachtungstürmen zu steigen, sich hintereinander in einer Linie aufzustellen und die Hände auf den Kopf zu legen. Wieder begann bei uns das große Durcheinander, und als einige GI's uns Zigaretten zuwarfen, verursachten sie damit eine wilde Balgerei.

Eine andere Abteilung der Amerikaner hatte inzwischen das Haupttor erreicht. Ein SS-Mann öffnete es und grüßte. Hinter ihm standen zwei Häftlinge, nackt wie Gott sie geschaffen hatte, und erwarteten die Amerikaner zitternd vor Kälte und Angst. Sie hatten gemeinsame Sache mit unseren Wächtern gemacht, aber als die SS-Männer flohen, weigerten sie sich, die beiden mitzunehmen. Mitglieder des Internationalen Komitees hatten ihnen ihre Kleider abgenommen, um zu verhindern, daß sie in der Verwirrung des ersten Augenblicks der Befreiung fliehen konnten. Ein amerikanischer Major und mehrere andere Offiziere stiegen aus ihren Jeeps, und zum ersten Mal umarmten sich Amerikaner und Häftlinge. Ein polnischer Geistlicher, Koadjutor von Kardinal August Hlond, der in der ersten Reihe der Befreiten stand, schlang seine Arme um den Hals eines der Offiziere und küßte ihn überschwenglich. Der Offizier ließ ihn gewähren, ohne sich zu sträuben, doch dann befreite er sich lachend aus der Umarmung. Er nahm seinen blaugestreiften Helm ab. Gold-

blondes, lockiges Haar fiel herab, und wir sahen in ein keckes, geschminktes Gesicht — der Offizier war eine Frau, die Kriegsberichterstatterin Marguerite Higgins von der New York Herald Tribune.

Dem Priester war nicht sehr behaglich zumute, aber die Journalistin schien bereits an solche Irrtümer gewöhnt zu sein. Auch die Begeisterung der Häftlinge über ihre Anwesenheit interessierte sie nicht sonderlich. Sie wollte etwas über das Schicksal der bedeutenden Persönlichkeiten des Lagers Dachau erfahren, über das Schicksal Léon Blums, von Bundeskanzler Schuschnigg — wo waren sie? Sie wollte diese Namen sofort nach New York kabeln. Ihre Zeitung würde das Telegramm auf der ersten Seite veröffentlichen mit dem Untertitel: „Marguerite Higgins, die erste Frau, die das Lager Dachau betrat." Die Leser würden staunen, die Auflage würde in die Höhe schnellen und die Konkurrenz bestürzt sein.

Marguerite Higgins und ein Kollege, der Journalist Robert Fust, hatten auf der Zufahrtstraße zum Lager einen in Zivil gekleideten SS-Mann aufgegriffen und ihn aufgefordert, ihnen den kürzesten Weg zu zeigen. Der SS-Mann war auf dem hinteren Sitz des Jeeps sitzengeblieben. In dem Aufruhr, den die Ankunft der Amerikaner auslöste, glaubten die Häftlinge, die vorher noch nie eine amerikanische Uniform gesehen hatten, daß auch dieser SS-Mann zu ihren Befreiern gehörte. Er wurde mit Umarmungen, Küssen, Händeschütteln und Hochrufen überschüttet. Der SS-Mann muß sicherlich gedacht haben, daß die Häftlinge entweder ihren Verstand verloren hatten oder die Stunde einer allumfassenden Wiederversöhnung geschlagen hatte. Aber schon eine Viertelstunde später befahl O'Leary, der Leiter des Internationalen Komitees, seine Verhaftung. Noch am selben Abend stand er vor einem Exekutionskommando.

Erst als die Hochspannungsleitung durchgeschnitten worden war, konnten die Häftlinge den amerikanischen Soldaten auf der anderen Seite des Drahtzaunes die Hände schütteln.

Der ersten Abteilung der Amerikaner war eine zweite gefolgt, die entweder über das Gelände des Krematoriums oder über den Verschiebebahnhof, wo Güterwagen mit Tausenden von Leichen abgestellt waren, in das Lager eingedrungen sein mußte. Die SS-Männer, die mit auf dem Kopf gefalteten Händen regungslos standen, wurden sofort niedergeschossen, ohne daß die Amerikaner auch nur den Anschein einer Untersuchung machten oder auch nur ein warnendes Wort sagten. Die meisten Häftlinge kargten nicht mit Beifall für diese Schnelljustiz. Einige, die über den Sicherheitsgraben gelangten, rissen den Erschossenen die Kleider vom Leib, andere hackten ihnen sogar die Füße ab, um so schnell wie möglich in den Besitz ihrer Schuhe zu kommen.

Ein Offizier, der ein silbernes Kreuz an seinem Helm trug, sprang auf einen Jeep und rief in gebrochenem Deutsch: „Wir müssen beten, Brüder, wir müssen dem Herrn für diese Stunde danken ..." Dann setzte er seine Predigt in lateinischer Sprache fort. Man konnte ihn noch in weiter Entfernung hören, und von diesem Augenblick an wagte es niemand mehr, die plötzlich eingetretene Stille zu stören. Seine Stimme drang durch die aufsteigende Nacht und erwärmte unsere Herzen. Einige fielen in die Knie, um zu beten, andere standen und behielten ihre Mützen auf, wieder andere verbargen ihr Gesicht in den Händen und weinten. Auch die Russen beteten und versuchten, es ihren Nachbarn gleichzutun, und schlugen das Zeichen des Kreuzes. Dann erteilte der Kaplan den Segen, viermal, zu den vier Ecken des Lagers gewandt.

Ein anderer Offizier trat neben ihn. Auch er sprach deutsch, aber man merkte, daß es ihm schwerfiel, denn er gebrauchte weniger Sätze als vielmehr einzelne Worte:

„Letzte Nacht, Mussolini ... nach Mailand transportiert, gelyncht!" Häftlinge übersetzten seine Worte in Französisch, Italienisch, Ungarisch, Spanisch, Griechisch, Serbisch, in jede Sprache, die im Lager gesprochen wurde.

„In Berlin stehen die Russen vor der Reichskanzlei. Mün-

chen ist genommen ... Berchtesgaden zerstört ... Der Krieg ist bald zu Ende, ihr seid frei, ihr werdet bald nach Hause zurückkehren. Ich grüße euch im Namen der Vereinigten Staaten ..."

Immer wieder wurden seine Worte von wild aufflammendem Beifall unterbrochen. Welche Ironie des Schicksals lag darin, erinnerte es doch an die Art, wie das Volk Mussolini zujubelte, wenn er vom Balkon in der Piazza Venezia sprach.

Niemand schlief in dieser Nacht. Im Lager brannten Freudenfeuer, wir lagen im Freien neben den hochschlagenden Flammen. Dachau hatte sich in ein Nomadenlager verwandelt. Die Amerikaner schenkten uns Lebensmittel in Büchsen, die wir in der glühenden Asche aufwärmten. Wir bekamen Brot, die letzten Reserven aus den Küchenbeständen. Aber ich spürte keinen Hunger, und die meisten von uns dachten nicht an essen. Wir waren trunken vor Freiheit.

Diese Nacht, die erste freie Nacht für uns, wurde zur letzten Nacht für den Mann, der so tief in unser Schicksal eingegriffen hatte. In jenen Stunden, als die Amerikaner nach Dachau kamen, heiratete Adolf Hitler in einer makabren Zeremonie seine Geliebte Eva Braun.

Am nächsten Tag beging Hitler Selbstmord; bei uns jedoch starben vom Augenblick der Befreiung, von 5.30 Uhr nachmittag bis Mitternacht an diesem letzten Sonntag im April, dreihundert ehemalige Häftlinge.

Die Tore des Lagers wurden wieder geschlossen. Die Befreier der ersten Stunde waren auf dem Marsch nach Süden, nach München, dem Krieg auf den Fersen. Auf der anderen Seite des Stacheldrahtzaunes waren Wachen aufgezogen. Niemand durfte das Lager mehr verlassen. Die Amerikaner hätten am Ende dieses ersten Tages gewiß viel darum gegeben, wenn jemand ihnen hätte sagen können, was sie mit diesem verlorenen Haufen anfangen sollten.

Wir sangen, wir lachten, wir träumten vor den Flammen der Freudenfeuer. Wir wußten noch nichts von den dreihundert Toten, doppelt soviel Toten wie im Durchschnitt der

letzten Wochen vor der Befreiung. Wir konnten nicht ahnen, daß sich diese Zahl in den nächsten Monaten noch steigern sollte und unsere Gefangenschaft noch lange nicht vorüber war. Wir konnten auch nicht wissen, daß einige unter uns Dachau nicht lebend verlassen würden, weil es ein unerbittliches Gesetz so verlangte.

Dachau wurde in diesen Tagen zu einem Symbol für ganz Europa, das glaubte, seine Freiheit wiedergewonnen zu haben, in Wirklichkeit aber nur die Herren gewechselt hatte. Und in gleicher Weise war für viele von uns die wunderbare Befreiung nur eine Wachablösung.

2

Die Begegnung

Vom militärischen Standpunkt aus gesehen, war die Befreiung von Dachau nur ein unbedeutendes Zwischenspiel. Der Zusammenbruch Deutschlands erfolgte deshalb nicht einen Augenblick früher.

Kein Generalstabsplan enthielt auch nur einen Hinweis auf die Befreiung des Lagers. Es wäre deshalb abwegig zu behaupten, amerikanische oder deutsche Soldaten hätten einige Jahre früher, zum Beispiel am 30. Januar 1943, hoffen oder befürchten müssen, vom Schicksal dazu ausersehen zu sein, sich an einem denkwürdigen Tag in der kleinen bayerischen Stadt Dachau zu treffen.

Krieg ist vor allem eine Kette persönlicher Begegnungen zwischen Soldaten: Sie beziehen ihre Stellungen, treffen aufeinander; der eine tötet, der andere wird getötet.

Ich wähle aufs Geratewohl drei von diesen Soldaten aus, zwei Sieger und einen Besiegten. Ich will versuchen, die Wege aufzuzeichnen, die sie gehen mußten, um schließlich aufeinanderzutreffen.

Am 30. Januar 1943 begann die Flut der deutschen Siege abzuebben. Im Großdeutschen Reich, das fast ganz Europa besetzt hatte, feierte man den zehnten Jahrestag der Machtergreifung Hitlers. Die gläubigen Deutschen wußten noch

nicht, daß sich an diesem Tag bei Stalingrad die größte Schlacht des Krieges ihrem bitteren Ende zuneigte. General Paulus, den Hitler aus Anlaß des Jahrestages seiner Machtergreifung zum Feldmarschall ernannt hatte — er erwartete, daß der Feldmarschall in vorderster Linie kämpfen und fallen würde —, ließ Hitler erbärmlich im Stich. Als die Russen ihn fanden, lag er schluchzend auf seinem Feldbett. (Die offizielle Kapitulation erfolgte am 31. Januar 1943 um elf Uhr im Keller der zerstörten Fabrik Univermag.)

Wenn ich mich recht erinnere, stand ich fast zur gleichen Zeit in einer Telefonzelle in Budapest und gab ein Telegramm an die Gazette de Lausanne auf. Ich formulierte es absichtlich ein wenig sarkastisch, aber ich konnte nicht ahnen, daß dieses Telegramm so viel Mißgeschick und Unglück über mich bringen würde: „Gestern abend war ich Gast der deutschen Botschaft. Während die Soldaten bei Stalingrad sterben, tanzten Nazi-Diplomaten einen temperamentvollen Conga."

*

Der Häuptling Glorius Eagle, der „ruhmreiche Adler", ein großer Bursche mit kupferfarbener Haut, lebte in einer Indianer-Reservation in der Nähe von Tulsa in Oklahoma, wo er in einer Garage an der Hauptstraße arbeitete. Korporal Jeremiah McKenneth gehörte zur US-Armee und war in Fort Shafter in der Nähe von Honolulu stationiert. Oberleutnant Heinrich S. hatte sich mit siebzehn Jahren freiwillig zum Wehrdienst gemeldet. Bei seinem ersten Fronteinsatz gehörte er zur Vorhut der ersten Panzerarmee unter Ewald von Kleist, die zwar noch ihre Stellungen am Fuße des Elbrus, des höchsten Berges im Kaukasus, hielt, aber vergeblich versuchte, die reichen Ölgebiete um Maikop zu halten.

Ich will den Weg des deutschen Offiziers in kurzen Zügen aufzeichnen. Seine Einheit wurde zum Rückzug gezwungen und mußte überstürzt, manchmal sogar panikartig, die eroberten Gebiete wieder räumen. Nach den Kämpfen um

Rostow, im Donez-Becken und an der Leningrader Front, einem betrüblichen Zwischenspiel in den Karpaten und der Katastrophe in Rumänien, kam Heinrich S. für zwei Monate in ein Lazarett in der Nähe von Traunstein. Nach seiner Entlassung wurde er automatisch der SS-Division Leibstandarte überstellt. Da er aber nicht mehr frontdienstfähig war, wurde er im späten Frühjahr 1945 als „Genesender" zum Dienst in das Konzentrationslager Dachau abkommandiert.

*

Die beiden Amerikaner wurden zu zwei verschiedenen Divisionen eingezogen, denen man recht poetische Namen gegeben hatte: „Rainbow" — Regenbogen und „Thunderbird" — Sturmvogel.

Thunderbird hatte seinen Namen nach dem alten indianischen Gott des Krieges und des Terrors erhalten. Das Divisionszeichen war ein Hakenkreuz, eine seltsame Übereinstimmung, zumindest im Äußeren, denn das Schicksal dieser Einheit sollte es sein, Nürnberg zu zerstören, die Wiege des Nationalsozialismus. Als Präsident Roosevelt die Division am 31. August 1940 reaktivierte, befahl er klugerweise, das Divisionszeichen zu ändern.

Der Häuptling Glorius Eagle kam nach Fort Sill, wo sich die Division in der Ausbildung befand. Für einen Indianer war es fast selbstverständlich, zu dieser Einheit zu gehören, die von der Nationalgarde in die Armee übernommen worden war und in der schon im 19. Jahrhundert zahlreiche Indianer gedient hatten. Die Ausbildung war unbarmherzig und hart. General Alexander Patsch, dem als Kommandeur der 7. Armee die 45. Division unterstellt war, bezeichnete Thunderbird als „die verdammt beste Einheit der US-Armee".

Am 16. März 1943 wurde die Division in Alarmbereitschaft versetzt. Sie sollte an der „Operation Husky", der Invasion Siziliens, teilnehmen. Am 8. Juni 1943 wurde sie in Virginia eingeschifft. Der Häuptling Glorius Eagle, jetzt

Korporal Eagle, war während der ganzen Überfahrt seekrank. Am 22. Juni landete die Division in Mers-el-Kebir. Hier fanden noch einige amphibische Manöver statt, dann begann unter dem Kommando von Generalmajor Troy H. Middleton der Angriff auf die Küste von Cioglati... Mussolini hatte geschworen, daß die Invasoren im Sand stekkenbleiben würden. Aber die Truppen rückten schnell vor und wurden von der Bevölkerung herzlich begrüßt. Die sizilianischen Kinder umringten Eagle, als er ihnen erzählte, daß über tausend Indianer in den Reihen der Division kämpften. „Wo hast Du denn Deine Federn?" wollten sie wissen.

Mit der Besetzung von Messina war die Eroberung Siziliens abgeschlossen. Die 45. Division setzte nach Salerno über, erkämpfte sich Schritt für Schritt den Weg nach Venafro und rückte bis in die Nähe des berühmten Klosters Monte Cassino vor. Sie wurde nach Neapel zurückgenommen und dann in den blutigen Kampf vor Anzio geworfen. Hier wurde das zweite Bataillon des 157. Regiments unter dem Befehl von Captain Felix Sparks völlig aufgerieben. Nur der Captain und sein Funker überlebten. An einem unvergeßlichen Tag befreite die 45. Division Rom, erst dann erhielt sie ihre wohlverdiente Ruhe.

Kurz darauf wurde Thunderbird erneut eingeschifft und landete bei St. Maxime an der französischen Riviera. Die Division wurde mit Früchten, Blumen und Küssen empfangen. Sie folgte Napoleons Spuren, und ihr Vormarsch glich dem Triumphzug des Kaisers bei seiner Rückkehr von Elba.

Erst bei Saargemünd an der deutsch-französischen Grenze stießen die Amerikaner auf heftigen Widerstand. Die Schlacht um Bundenthal war ein westliches Stalingrad. Aber es sollten noch andere Stalingrads folgen. Während der deutschen Offensive im Januar 1945, als Feldmarschall Gerd von Rundstedt der Durchbruch bei Bastogne gelang, wurde das 3. Bataillon des 157. Regiments — wieder das gleiche 157. Regiment unter dem Kommando Sparks, der inzwischen

Oberstleutnant geworden war — bis auf den letzten Mann vernichtet. Nur der Kommandant, der unwahrscheinliches Glück hatte, überlebte.

Dann brach die deutsche Front zusammen. Aber wer angenommen hatte, daß die Besetzung des Reiches ein Spaziergang sei und die Deutschen, endlich frei vom Alpdruck des Hakenkreuzes, ihre Waffen bald niederlegen würden, sollte mit einigen alten Soldaten der Thunderbird-Division sprechen. Sie werden ihm von dem Blutbad in Aschaffenburg berichten, jener schönen kleinen Stadt, die aus der Ferne zu einem freundlichen Empfang einzuladen schien.

Die Division überquerte den Rhein am 24. März. Sie sollte nach Süden vorstoßen, um eine Durchführung der „Operation Götterdämmerung" zu verhindern, den erwarteten letzten deutschen Widerstand in den Tiroler Alpen. Am 1. April erreichte die Division Aschaffenburg. Hitler hatte sich in seinen Bunker in Berlin, zwanzig Meter unter der Erde, zurückgezogen, längst von seinen engsten Mitarbeitern verlassen. Auch in Aschaffenburg gab es keine SS, keine Gestapo mehr. Aber die Bevölkerung, Frauen, Kinder und alte Leute, war entschlossen, ihre Stadt zu verteidigen, Haus für Haus. Der Stadtkommandant war kein Nazi, sondern ein Offizier der Wehrmacht, Major von Lambert.

In Aschaffenburg fielen eintausendsechshundertundzwanzig Amerikaner. Was vielleicht noch schlimmer war — die Schlacht verzögerte das Vorrücken der 45. Division beträchtlich. Ohne den Widerstand in Aschaffenburg würde sie Dachau vielleicht zehn oder zwölf Tage früher befreit und tausende Häftlinge vor dem Tod bewahrt haben.

Unter dem Befehl von Generalmajor R. T. Frederick erreichte die 45. Division am 22. April die Donau. Sie machte zwei interessante Gefangene: die Frau von Fritz Kuhn und ihre Tochter Waltraud. Fritz Kuhn hatte in den USA den Deutsch-amerikanischen Bund organisiert und versucht, Manhattan's Yorkville in ein amerikanisches Nürnberg zu verwandeln.

Das 157. Regiment war inzwischen bis in die Nähe von Dachau vorgerückt, dasselbe 157. Regiment, das sein zweites und drittes Bataillon verloren hatte. Das erste Bataillon, das nun die Spitze übernahm, gehörte zu den drei Stoßkeilen, die auf München vorstießen. Nach einem Gefecht mit einer eingeschlossenen SS-Einheit bei Arnbach — das Regiment wurde vom 191. Panzer-Bataillon unterstützt —, nächtlichen Ruhepausen bei Sigmertshausen und Röhrmoos, erreichte die Vorhut des ersten Bataillons unter Leutnant Harold Mayer aus Las Vegas, New Mexiko, um die Mittagsstunde des 29. April die Höhen vor dem Konzentrationslager Dachau.

Es war der fünfhundertelfte Kampftag der Division. Sie hatte bis zu diesem Tage zweitausendfünfhundertundvierzig Offiziere und sechzigtausenddreiundzwanzig Soldaten verloren, über dreitausend Kilometer kämpfend zurückgelegt und acht Ehrenmedaillen vom Kongreß erhalten.

*

Korporal Jeremiah McKenneth traf nicht viele Landsleute an, als er am 14. Juli 1943 in den Cookson-Bergen ankam, wo die 42. Division, die Rainbow, zusammengestellt wurde, denn diese Einheit besaß keinen regionalen Charakter. Sie war eine bunte Mischung aus ganz Amerika, aus allen Sprachgruppen und Religionen, aus Millionären und Arbeitern. Die 42. Division mag nie so berühmt gewesen sein wie die Thunderbird, aber sie besaß seit dem ersten Weltkrieg eine ruhmreiche Tradition. Am 5. August 1917 wurde sie aufgestellt und landete am 18. Oktober an der französischen Küste bei St. Nazaire. Bei Luneville, in einem ruhigen Abschnitt, bezog sie Stellung. Am 18. Juli 1918 kam es bei dem Dorf Esperance zum ersten Gefecht. Als der Waffenstillstand unterzeichnet wurde, lag sie bei Sedan. Später war die Division sehr stolz darauf, daß in ihren Reihen auch William Donovan, der Leiter und Organisator des amerikanischen Geheimdienstes OSS, gedient hatte.

Kommandeur der Rainbow-Division war von 1943 bis zum Ende des Krieges Generalmajor Harry J. Collins. Seine

Tochter Patricia und ihr Mann waren von den Japanern auf Bataan gefangengenommen und in ein Konzentrationslager gebracht worden, in dem sie ebensoviel leiden mußten wie wir in Dachau.

Natürlich hofften die Soldaten, das Ende des Krieges auf dem Truppenübungsplatz erleben zu können. Alle äußeren Umstände schienen diese Hoffnung auch zu rechtfertigen, denn selbst im Oktober 1944 waren noch keine Vorbereitungen für die Verlegung nach Europa getroffen worden. Eines Nachts aber traf ein dringender Marschbefehl ein. Die Division mußte sich zur Einschiffung in Camp Kilmer in der Nähe von New York bereithalten. Nach zwei Urlaubstagen begann die Fahrt über den Ozean.

Die strategische Situation in Europa war schwierig geworden. Eisenhower verlangte Verstärkungen. Unter General Henning Linden wurde deshalb eine Kampfgruppe für besondere Aufgaben gebildet, die sich aus der 242., der 232. und der 222. Division zusammensetzte. Sie wurde sofort nach Marseille in Marsch gesetzt und landete hier am 8. Dezember. Die Soldaten, auch Korporal McKenneth, hatten vom schönen Frankreich geträumt und fanden sich nun plötzlich einer grauen und kalten Wirklichkeit gegenüber, dem Krieg.

Die Division wurde in dem gleichen Abschnitt von Luneville eingesetzt, in dem die 42. Division 1918 ihren ersten Angriff unternommen hatte. Aber dieses Mal war alles ganz anders. Die Kämpfe begannen am Heiligen Abend und dauerten über die Weihnachtstage an. Später rückte die Division auf Straßburg vor. Doch de Gaulle wollte die Stadt selbst besetzen, und die Amerikaner mußten nach Norden ausweichen. Das brachte zahlreiche Schwierigkeiten mit sich, denn die Straßen waren mit Flüchtlingen verstopft, weil die Bevölkerung annahm, die Amerikaner zögen sich wieder zurück.

Am 5. Januar begann die deutsche Offensive. Die deutschen Truppen, besser bewaffnet und jetzt erfahrener im

Kampf gegen die Amerikaner, konnten den Rhein überqueren und bis nach Hagenau vorstoßen. Die nächsten Tage waren die Hölle: Einige Kompanien der 42. Division verloren mehr als die Hälfte der Soldaten. Gefangene deutsche Soldaten stellten die Frage: „Wer ist diese Rainbow-Division? Roosevelts SS?" Nach einem zehn Tage dauernden Blutbad wurde Hagenau am 14. Januar zurückerobert. Das Elsaß war gerettet.

Jetzt gingen die Amerikaner zur Offensive über. Die wieder aufgefüllte Division rückte am 15. März nach Nordwesten vor und griff am 18. März den Westwall, die Siegfried-Linie, an. Ein denkwürdiges Ereignis fand in diesen Tagen in dem kleinen Städtchen Daun in der Eifel statt. Der jüdische Feldgeistliche der Division hielt den ersten jüdischen Gottesdienst unter freiem Himmel auf deutschem Boden ab, seit Hitler die Macht übernommen hatte.

Das Kriegsglück neigte sich mehr und mehr auf die Seite der Amerikaner. Am Abend vor Ostern setzte die 42. Division über den Rhein. Überall wurde sie von der Bevölkerung begrüßt. Die Männer und Frauen betonten so sehr ihre demokratische Gesinnung, daß Korporal McKenneth nur aussprach, was alle anderen dachten: „Nicht einen einzigen Nazi gibt es hier. Dieser Hitler kann ja nichts anderes als eine Vogelscheuche gewesen sein. Er regierte ganz allein dieses Land, baute eine Rüstungsindustrie auf, kommandierte eine Armee, und das alles ohne einen einzigen Menschen, der ihm half."

Nach schweren Kämpfen wurde Würzburg genommen. Schweinfurt und Fürth fielen in die Hand der Amerikaner. Bei Donauwörth leistete die SS noch einmal verzweifelten Widerstand, aber am 26. April erreichte die Vorhut der Division die Donau und setzte den Vormarsch durch das Tal des Lech nach Süden fort. Gesprengte Brücken und schlechte Straßen verlangsamten jedoch das Tempo am 28. April.

In der Nacht vom 28. auf den 29. April bahnten sich zwei dramatische Entwicklungen an. Die Amerikaner hörten eine

Meldung des Reichssenders München ab, nach der Reichsstatthalter General Ritter von Epp die Nazis zum Rücktritt veranlaßt habe und um einen Waffenstillstand nachsuche. Unglücklicherweise mißlang der Putschversuch. Zur gleichen Stunde erreichte ein aus Dachau entflohener Häftling die amerikanische Vorhut: „Kommt, lauft, fliegt, so schnell ihr könnt. Wenn ihr nicht helft, werden alle tot sein."

Sofort wurde unter dem Kommando von General Linden ein neues Sonderkommando aufgestellt. Die Abschnitte der 42. und 45. Division stießen genau in Dachau zusammen, Rainbow sollte deshalb von Westen und Thunderbird von Osten aus angreifen. Das zweite Bataillon des 222. Regiments sollte unter Oberst Henry L. Luongo den Weg freikämpfen, während das erste Bataillon Feuerschutz geben und das dritte Bataillon die Flanken sichern sollte. Panzer konnten nicht eingesetzt werden, sie waren in diesem Gelände zu langsam. Das Unternehmen war so dringlich, daß General Linden mit einigen Jeeps und einem Panzerspähwagen die Spitze selbst übernahm. Korporal McKenneth gehörte zu dieser Vorausabteilung. Der Flüchtling aus Dachau wies den Weg.

*

Für die Soldaten der Rainbow- und der Thunderbird-Division war Dachau nur eine kurze Unterbrechung des Angriffs auf München. Ehe die Nacht hereinbrach, setzten sie ihren Vormarsch fort.

Während wir vor Freude unter dem mitternächtlichen Himmel jubelten und sangen, standen die Soldaten vom ersten Bataillon des 157. Regiments vor dem Bürgerbräukeller. Die Soldaten der Rainbow-Division erreichten zur gleichen Zeit die Geburtsstätte des Nationalsozialismus. Sie verfolgten den Feind weiter bis nach Tirol. Später gehörte die Division zu den Besatzungstruppen für Salzburg und Wien.

Die Thunderbird-Division sollte auf dem japanischen Kriegsschauplatz eingesetzt werden, hatte aber das Glück,

nach Amerika zurückkehren zu können. Am 7. Dezember 1945 wurden die Soldaten entlassen. Jeder von ihnen nahm eine Sondernummer der Divisionsnachrichten nach Hause mit. Die erste Ausgabe war in Sizilien gedruckt worden, als erste Soldatenzeitung der Amerikaner auf europäischem Boden. Die Sondernummer trug das Datum vom 29. April 1945. Die Schlagzeile lautete: „Wir haben Dachau gesehen. Jetzt wissen wir, wofür wir kämpfen."

3

Warten

Wenige Wochen nach der Machtübernahme durch Adolf Hitler, am 21. März 1933, veröffentlichten die „Münchner Neuesten Nachrichten“ eine kurze Notiz:

„Gestern wurde das erste Konzentrationslager in der Nähe von Dachau offiziell eröffnet. Es kann fünftausend Personen aufnehmen. Diese Maßnahme ist, abgesehen von anderen Überlegungen, getroffen worden, weil wir davon überzeugt sind, daß wir damit im Interesse der nationalen Sicherheit und in Übereinstimmung mit dem Willen der Bevölkerung handeln. Heinrich Himmler, Polizeipräsident.“

Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ gehörten zu den am meisten gelesenen Tageszeitungen in Bayern, und offensichtlich wollte Himmler die Errichtung eines Konzentrationslagers nicht als Geheimnis hüten, sondern von dieser Tatsache ganz Deutschland Kenntnis geben.

Die Stadt Dachau wußte, was sie Himmler zu danken hatte. Ihre wirtschaftliche Situation war schlecht. Die Umwandlung einer alten Munitionsfabrik, die seit dem letzten Krieg stillag, wurde deshalb begrüßt. Dem Bürgermeister hatte man versprochen, daß die politischen Häftlinge, die hier untergebracht werden sollten, das Dachauer Moor trokkenlegen würden. Die Nationalsozialisten wollten gern mit

Mussolini wetteifern, der mit großem Erfolg die Pontinischen Sümpfe zwischen Rom und Neapel kultiviert hatte. Die Nazis perfektionierten die faschistische Methode. Statt Freiwilliger benutzten sie Sklaven.

Die ehemalige Munitionsfabrik wurde wieder aufgebaut, vergrößert und neu eingerichtet.

Das Konzentrationslager Dachau wurde zum Modell, zum Prototyp der nationalsozialistischen Organisation und Unterwerfung. Es sollte, wie Hitlers Reich, tausend Jahre überdauern. Bedeutende Persönlichkeiten und ausländische Journalisten besichtigten das Lager. Im Jahre 1938 veröffentlichte die „Münchner Illustrierte" — sie war damals für die Deutschen, was heute „Life" für die Amerikaner ist — ein Titelbild, das Häftlinge auf dem Weg zur Arbeit zeigt. Alles in dem Lager war angeblich so unfehlbar und tadellos, daß sogar Wahlen stattfinden konnten — das Ergebnis lautete 99 Prozent für Hitler. Später, während der Mobilisierung im Jahre 1939, war das Lager zeitweise nicht mit Häftlingen belegt, sondern diente der SS-Division Eicke als Unterkunft.

Im Frühling 1945 aber war die bewundernswerte preußische Ordnung zu katastrophaler Unordnung entartet. Fünfunddreißigtausend Häftlinge in einem Lager, das ursprünglich für fünftausend eingerichtet worden war, sind eine schwere Last. Zuerst der Typhus, dann der Hunger brachten den perfekten Mechanismus völlig durcheinander. Um eine Gruppe von sogenannten Sonderhäftlingen, ausgesuchten Geiseln, unterzubringen, mußten sogar die Frauen aus Block 31 ausquartiert werden, und das nahm Dachau eine wirklich einmalige Attraktion.

Denn Block 31 war das Bordell für die Häftlinge. Allerdings wurde es nur von deutschen Galgenvögeln und Kriminellen besucht, während die politischen Gefangenen beschlossen hatten, es aus Prinzip zu boykottieren. Das war kein großes Opfer, weil die meisten Häftlinge so aushungert, schwach und terrorisiert waren, daß der Gedanke, ein Bordell zu besuchen, kaum eine Versuchung für sie darstellte. Theore-

tisch konnte jeder Block 31 besuchen, nur die Juden nicht.

Jeder Häftling erhielt für seine Arbeit zwei Mark in der Woche. In den ersten Jahren konnte man damit noch etwas anfangen. Die Scheine waren zwar kein gesetzliches Zahlungsmittel, sondern eine Art Notgeld, das jedoch im Lager sehr gefragt war, weil man Zeitungen oder Zahnpaste in der Kantine kaufen konnte. Später gab es diese Dinge nicht mehr, und so konnte man das Geld nur noch ins Bordell bringen, wo die Taxe zwei Mark betrug. Das zahlte sich für die SS-Verwaltung gut aus, denn so floß das den Häftlingen gezahlte Geld über das Bordell wieder an die Zahlstelle zurück. Wollte ein Häftling das Bordell besuchen, mußte er seinen Namen angeben und sich vorher vom Arzt untersuchen lassen. Die Bescheinigung legte er dem Leiter des Bordells vor, der ihn nach dem üblichen sarkastischen Kommentar eine Nummer aus einem Hut ziehen ließ. Die Nummer bestimmte das Mädchen, zu dem der Häftling gehen konnte. Er mußte dann nur noch warten, bis er an die Reihe kam.

Auch in einem Konzentrationslager hatte die Prostitution ihre eigenen Gesetze. Wer eine besondere Vorliebe für ein Mädchen besaß, mußte zuerst den SS-Mann bestechen und dann Gunst und Schweigen des Mädchens erkaufen. Denn sie mußte mit der Verletzung der Lagerregel einverstanden sein, mehr Zeit für ihn erübrigen, ihm mehr Wünsche erfüllen. Deshalb schenkte ihr der Häftling Tabak, Lebensmittel, gestohlene Kleidungsstücke, ja es geschah sogar, daß er mit einem Pariser Nachthemd, einem bekannten Parfüm oder auch einem Schmuckstück auftauchte. Einem Kapo soll es auf diese Weise gelungen sein, eines der fünfzehn Mädchen des Bordells ein ganzes Jahr lang mit Beschlag zu belegen. Alle anderen konnten sie nicht bekommen.

Das Geld behielten die Mädchen übrigens nicht, denn sie hatten wie in Montmartre ihre Zuhälter. Diese Kuppler ließen auch im Lager kein Geschäft aus. Professionelle und Amateure, die bei einer Razzia aufgegriffen worden waren, weil sie verbotene Drogen unter der Hand verkauft hatten

oder bei einer Kuppelei erwischt worden waren. Bei Einbruch der Dunkelheit konnte man beobachten, wie sie feilschend in der Nähe der Fenster der Bordellbaracke herumstanden, die „Arbeit" ihrer Mädchen überwachten und ihr Geld kassierten. Sie waren kräftig und sahen gut aus, denn mit dem Geld der Mädchen konnten sie es sich leisten, Lebensmittel auf dem Schwarzen Markt des Lagers zu kaufen. Sie trieben in gewisser Hinsicht einen weißen Sklavenhandel. Manchmal brachten sie es sogar fertig, ein Mädchen aus einem anderen Lager heranzuschaffen. In einigen Fällen gelang es ihnen, weibliche Häftlinge davon zu überzeugen, daß es von Vorteil für sie sei, sich freiwillig im Bordell zur Verfügung zu stellen, vielleicht durch das Versprechen, das Leben ihres Mannes oder ihrer Kinder zu retten.

Die Frauen im Bordell waren ausschließlich Prostituierte, Mädchen aus Häusern in Warschau, Lodz oder Prag, die einfach nach Dachau „versetzt" worden waren. Es kam nur sehr selten vor, daß weibliche politische Gefangene gezwungen wurden, diesem Gewerbe nachzugehen. In den Augen der Gestapo war die Abkommandierung ins Bordell keine Bestrafung, und außerdem wäre sie mit diesen Frauen sicherlich nicht zufrieden gewesen. Wie überall, so wünschte sie auch in diesem Fall nur „Fachleute" in Dachau.

Für die SS war der Besuch des Bordells streng verboten. Sie hatten ihr eigenes Bordell, selbstverständlich auch mit Prostituierten, aber „arischen" deutschen Mädchen. Manchmal kam es vor, daß ein hoher SS-Offizier Verlangen nach einer schönen Gefangenen oder einer der Sekretärinnen, vielleicht auch der Frau eines Wachtpostens oder sogar einer SS-Gefangenenwärterin bekam. Es war damals leicht, unter irgendeinem Vorwand jemanden zu denunzieren oder denunziert zu werden — das Opfer wurde in den Bunker gesperrt und entweder durch Gewalt oder Überredung dahin gebracht, wo man es haben wollte.

Ein Beispiel hierfür ist die Geschichte des Lagerkommandanten SS-Obersturmbannführer Weiter, der heimlich mit

dem weiblichen Häftling H. L. in Zelle sechs zusammenkam. Als eines Nachts ein Luftangriff erfolgte und das Licht ausgeschaltet wurde, mußte sich der Obersturmbannführer in der äußersten Ecke verstecken, um von den SS-Wachen nicht entdeckt zu werden — er war nämlich nackt und hatte seine Uniform unter dem Bett versteckt. Die SS suchte im ganzen Lager nach ihm und hatte schon seinen Tod als Opfer des Luftangriffs bekanntgegeben, als er schließlich wieder auftauchte.

Niemand sollte überrascht darüber sein, daß es Kuppler in Dachau gab. Ich könnte natürlich behaupten, daß nur Helden im Lager lebten, aber eine solche Behauptung wäre leider nicht wahr. Wir waren ein bunt zusammengewürfelter Haufen. Kommunisten, Mitglieder der Untergrundbewegung, Kriminelle, Anarchisten, Homosexuelle, deren Kennzeichen ein kleines rosa Dreieck war, während die politischen Gefangenen ein rotes, die Kriminellen ein grünes und die Zeugen Jehovas ein schwarzes Dreieck trugen. Ich muß gestehen, daß die Zeugen Jehovas einen solchen Mut, solche Waghalsigkeit, Tugendhaftigkeit und Stoizismus in ihrem Widerstand bewiesen, daß sie besondere Hochachtung verdienen. Sie waren wie Felsen in einer Schlammwüste.

In jedem Gefängnis auf dieser Welt ist Homosexualität eine unvermeidliche Begleiterscheinung. Hitler hatte daher verlangt — vielleicht wegen seiner Abneigung gegen Röhm, seinen früheren Weggenossen —, in Dachau alle Homosexuellen aus dem Reichsgebiet einzusperren. Ich zweifle manchmal daran, ob diese Männer aus der Haft die gewünschten Folgerungen gezogen haben. Für sie war Dachau eher der Himmel auf Erden. Es war ihnen bald gelungen, gewisse Arbeiten bei der Einlieferung von Häftlingen übertragen zu bekommen. Sie mußten sie entkleiden, ihren Kopf rasieren, sie mit Kreosot, einem Arzneimittel, einreiben. Diese Arbeit machte die rosa Dreiecke glücklich, denn sie konnten sich dabei die kühnsten „Liebkosungen“ erlauben, ohne befürchten zu müssen, daß irgend jemand sich an ihnen rächen konnte. Ein

Gefangener, der sich als einer der ihren bekannte, wurde mit besonderer Zuvorkommenheit behandelt. Ihm verschaffte man eine „Verbindung". Für alle, die nicht zu den Homosexuellen gehörten, war es eine Sache des Charakters und der Willensstärke, sich nicht mit ihnen einzulassen. Von Zeit zu Zeit gab es Streit unter den rosa Dreiecken, der sich manchmal sogar bis zu einem Verbrechen aus Leidenschaft steigerte. Dem einen wurde vielleicht vorgeworfen, daß er treulos gewesen sei, einem anderen, daß er den Frieden eines „Paares" gestört habe, einem dritten, daß er in der Nähe des Bordells gesehen worden sei. Gewöhnlich fand man ihre Leichen am nächsten Morgen in den Duschräumen, die Gesichter von Fingernägeln zerkratzt und blutverschmiert.

Auch bei den „Politischen" wurden scharfe Trennungslinien gezogen. Die Franzosen, die sich frühzeitig de Gaulle angeschlossen hatten, trennte eine Kluft von jenen, für die sein Stern erst nach der Landung in der Normandie aufgegangen war. Der gleiche Abgrund tat sich auf zwischen den Vichy-Vasallen, die aus irgendeinem Grund bei den Deutschen in Ungnade gefallen waren, und den Freiwilligen der Legion Charlemagne, zwischen den französischen SS-Männern, die in Rußland gekämpft und es dort nicht mehr ausgehalten hatten und den Schwarzmarkthändlern aus Paris, den Spitzeln und freiwilligen Arbeitern, die zu Saboteuren oder Schürzenjägern geworden waren, den Geschäftemachern vom Schwarzen Markt und schließlich jenen, die eingesperrt worden waren, weil sie nach einem Bombenangriff geplündert hatten ...

Es gab auch deutsche Deserteure im Lager, vom Kriegsgericht verurteilte Angehörige der SS, Männer und Frauen, die man einfach von der Straße weg verhaftet hatte oder, wie es jeden Tag geschah, Betrunkene und Leute, die die Sperrstunden überschritten hatten, die sich in Dachau einfach deshalb wiederfanden, weil die örtlichen Gefängnisse überfüllt waren.

Aber es gab auch Menschen, die sich völlig unschuldig fühl-

ten, die keine Ahnung hatten, warum und weshalb sie überhaupt hierhergebracht worden waren. Ich konnte später einen Teil der Akten lesen, bevor sie vernichtet wurden. Wenigstens tausend dieser Internierten aus der Schlußphase des Krieges waren gedankenlos von der Ehefrau, einer Freundin, der Sekretärin oder einem Verwandten denunziert worden. Eifersucht, Haß, verletzte Gefühle, Gemeinheit — was auch immer das Motiv gewesen sein mag —, hier zeigte sich, daß es nichts Gefährlicheres gibt als eine Frau, die den Weg kennt, wie man einen Mann los wird, ohne selbst ein Risiko einzugehen. Einige der Gefangenen wußten nicht einmal, wer sie beschuldigt hatte. Eine Nachbarin, deren Wohnung im gleichen Stock lag, hatte vielleicht gesehen, wie der Mann in die Wohnung seiner von ihr gehaßten Freundin ging. Warum besuchte er diese Frau, während sie selbst die Nacht einsam und allein verbringen mußte?

Sie brauchte nur ihren Federhalter und ein Stück Briefpapier zu nehmen. Oder sie rief die Gestapo an. Eine alte Frau in der Briennerstraße schlug das Telefonbuch aufs Geratewohl auf, tippte mit ihrem Finger irgendwo auf die Seite und schrieb die Namen auf. Einhundertundfünfzig „verdächtige“ Frauen und Männer zeigte sie auf diese Weise an. Alle wurden verhaftet. Nun waren sie hier, vergessen von der Gestapo, die jetzt viel mehr Gefangene hatte, als sie unterbringen und ernähren konnte.

Viele dieser einfachen Menschen glaubten tatsächlich, sie würden umgehend freigelassen, sobald der ihrer Verhaftung zugrunde liegende Irrtum aufgeklärt worden sei. Es war für uns ein makabrer Scherz, ihnen einzureden, daß sie hierbleiben müßten, um später ein wirkliches Bild all der Schrecken malen zu können. Sie glaubten uns kaum. Wir erzählten ihnen Beispiele, wir zeigten ihnen Beweise. Gewiß, das war grausam, aber der einzig mögliche Weg, denn nun waren sie wenigstens nicht völlig gelähmt und willenlos, wenn sie der rauhen Wirklichkeit ins Auge sehen mußten.

Im Lager gab es Häftlinge aus fast allen Nationen. Ihre

Stimmung hing von der Dauer ihrer Haftzeit ebenso ab wie von den Ereignissen und schwankte zwischen Hoffnung und Hoffnungslosigkeit. In der ersten Zeit waren die Polen die Prügelknaben, dann kamen die Franzosen an die Reihe, danach die Russen, und zuletzt standen Italiener und Ungarn auf der letzten Stufe der Rangliste.

Angehörige einer einzigen großen Nation waren nicht vertreten — die Amerikaner. Edmond Michelet, mehrmals Minister unter de Gaulle, vertritt die Ansicht, das sei in gewisser Hinsicht zu bedauern: „Ganz Europa war in Dachau vertreten, aber nicht ein einziger amerikanischer Bürger, kein amerikanischer Soldat erfuhr die Hölle der deutschen Konzentrationslager am eigenen Leib. Ich habe oft bedauert, daß niemand von unseren Freunden aus Übersee die Möglichkeit besessen hat, wie wir Tag für Tag über diese Erfahrung nachzudenken und selbst zu erkennen, welcher finsteren Macht wir ausgeliefert waren ... Ich fürchte, daß sie sich die Barbarei der Nazis nicht deutlicher vorstellen können als die der alten Assyrer ... Darum wird künftig nicht nur der Ozean zwischen uns liegen, sondern eine ganze Welt wird uns trennen ..."

Als das Chaos in den letzten Wochen immer größer wurde, stellte man die Filmvorführungen ein, die den prominenten Häftlingen vorbehalten waren. Neben Wochenschauen, die natürlich glorreiche Siege der Wehrmacht zeigten, gab es manchmal auch ziemlich einfältige bayerische Possen. Auch das Orchester, das aus nichterfindlichen Gründen bei jeder Gelegenheit „My Old Kentucky Home" spielte, existierte nicht mehr. Die SS hatte die Musiker eines Tages von einem Exekutionskommando einfach erschießen lassen. Niemand wollte auch mehr die von Häftlingen gehaltenen Vorträge hören, deren es eine ganze Reihe gegeben hatte, so über die Azteken, über das römische Recht, über Heinrich IV. Ich selbst hatte über Atatürk gesprochen.

Die Herausgabe meiner kleinen geheimen Zeitung, von der drei Exemplare existierten, die von Hand zu Hand gingen,

mußte ich schon einige Zeit vorher aufgeben. Den Titel hatte ich von der französischen satirischen Wochenzeitung „Le canard enchaîné" (Die gefesselte Ente) übernommen. Am Kopf jeder Ausgabe stand die Meldung: „Auch heute ist Hitler immer noch nicht gestorben."

Gräfin Andrassy — sie lebt heute zurückgezogen in einem kleinen Haus unweit der kanadischen Grenze und bedauert wahrscheinlich weder den Verlust ihrer Schlösser, der Parks noch ihrer Diener — besitzt eine Ausgabe dieser Zeitung. Sie enthält einen Artikel, der mit „Kurt" gezeichnet ist. Das war der Name eines der Hunde im Lager. „Kurt" schlägt vor, eine Fabrik zur Verwertung der Knochen der Gefangenen einzurichten, weil sie nach seiner Meinung im Krematorium verschwendet würden. Außerdem veröffentlichte ich ein Interview mit der Gräfin Dampierre, der Frau des französischen Botschafters in Budapest. Sie berichtete, was sie nach ihrer Befreiung tun würde: „Ich werde ein außergewöhnliches Festmahl geben und das ganze Diplomatische Corps dazu einladen. Das Menü soll der Tafel Ludwigs XV. alle Ehre machen. Aber in einem besonderen Topf werde ich selbst die seit einem Jahr nicht gewaschenen schmutzigen Socken meines Mannes auskochen, den Dreck von seinen Schuhen, gesammelte Barthaare in altem Seifenschaum, ein paar alte Ratten und dicke Schuhsohlen hinzutun, und wenn dieser Eintopf fertig ist, werde ich ihn nicht in eine Schüssel, sondern in eine alte Mütze gießen und dem deutschen Botschafter vorsetzen. ‚Exzellenz', werde ich sagen, ‚das ist der Dank für die Gastfreundschaft in Ihrem Lager.' "

Mein Bericht übertrieb nur wenig, denn viel besser war das Essen nicht. Wir hatten keine Schüsseln, und deshalb mußten viele von uns aus den Sträflingsmützen, wenn nicht gar aus der Hand essen. Man muß selbst gesehen haben, wie ein Hohenzollern-Prinz in den Abfallkübeln der SS-Kantine herumsuchte, um so etwas zu glauben. Wenn mir heute ein Arzt etwas über Hygiene erzählt, reizt mich das deshalb immer wieder zum Lachen.

Der Schwarze Markt spielte sich vor allem in den Duschräumen ab, an dem gleichen Ort, den sich die Häftlinge ausgesucht hatten, wenn sie mit Messern aufeinander losgehen und sich gegenseitig umbringen wollten. Hier fand ein schwungvoller Handel mit Konserven, von der SS und anderen Häftlingen gestohlenen Lebensmittel und täglichen Gebrauchsgegenständen, die man dringend brauchte, aber schwer bekommen konnte, statt. Sogar sämtliche Arten von Schmuck wurden gehandelt. Das Tauschmittel war Tabak. Es gab richtige Zigaretten, aus Kippen gedrehte Zigaretten und „Ersatzzigaretten" aus Zeitungspapier und Stroh. Diese „Ersatzzigaretten" haben wahrscheinlich zu mehr Todesfällen geführt als Typhus und Hunger. Ein Raucher empfand die Lagerbedingungen um ein Vielfaches schwerer als ein Nichtraucher. Für eine Zigarette war er zu allem bereit, zu verraten, zu morden, ja, sich selbst zu verkaufen.

In den Wochen vor der Befreiung teilte ich meine Schlafstelle mit einem Italiener, einem gebürtigen Mailänder und Vater von sieben Kindern. Tag für Tag tauschte er seine Mittagssuppe gegen eine Zigarette ein — das war der Wechselkurs —, und niemand und nichts konnten ihn zur Vernunft bringen. Eines Morgens erwachte ich mit dem Gefühl von geronnenem Blut auf meiner Brust. Diesmal war es nicht der übliche Blutsturz meines Schlafgenossen gewesen. Während der Nacht war er in meinen Armen gestorben. Verhungert.

Wir besaßen eine Bibliothek, in der man von „Die drei Musketiere" bis „Babbitt" die unterschiedlichsten Bücher finden konnte. Aber ich war besonders stolz auf eine kleine Einrichtung, der wir einen hochtrabenden Namen gegeben hatten: „Akademie zur Erlernung der Nichtanwendung der deutschen Sprache". Sie war eine ziemlich harmlose Rache an unseren Wärtern, aber gewiß gerechtfertigt. In Dachau ging es wie bei dem Turmbau in Babel zu, und bei dem Sprachengewirr hatten die Häftlinge, wenn sie sich untereinander verständigen wollten, keine andere Wahl, als Deutsch wie eine Art Esperanto zu gebrauchen. Niemand aber wollte der

deutschen Sprache hierdurch den Charakter der Allgemeingültigkeit verleihen. In unserer Akademie wurde deshalb nie deutsch gesprochen, nicht einmal bei Befehlen oder Anordnungen. Wir hatten eine Art von internationalem Jargon entwickelt. „Davai“ hieß „Los“; ein französisches Schimpfwort für die Deutschen, „schleu“, war die Bezeichnung für die SS; „Appell“ hieß bei uns „Alerta“; für „Suppe“ gebrauchten wir „Paella“. Für deutsche Worte, die wir trotzdem gebrauchen mußten, hatten wir unsere eigenen französischen, italienischen, spanischen oder anderen Betonungen erfunden, so daß weder die SS noch die Kapos uns verstehen konnten, obwohl wir in ihrer Sprache redeten.

Ich habe es zwar nicht selbst erlebt, aber in einer anderen „Schule“ lernten die Häftlinge, hart zu arbeiten, ohne etwas zustande zu bringen. Als eine Gruppe von Häftlingen für einen SS-Mann einmal einen Bungalow bauen sollte, wurde nach diesem System gearbeitet. Was die Tagschicht gebaut hatte, riß die Nachtschicht wieder ein und führte eine andere Arbeit aus, die dann von der Tagschicht wieder beseitigt wurde. Das ging so weiter ad infinitum.

Deutschkenntnisse konnten trotz unserer „Akademie“ von großem Wert sein, wenn sie nämlich eine gutbezahlte Arbeit einbrachten. Ich führte eine Zeitlang die Bücher in der SS-Kleiderkammer. Meine Hauptbeschäftigung war es, meinem Chef von der SS zuzuhören, wenn er politische Witze erzählte. Bevor er sie in der Kantine weitererzählte, wollte er ihre Wirkung bei mir ausprobieren. Außerdem mußte ich ihm jeden Tag aus der Hand lesen. Davon hatte ich zwar nicht die geringste Ahnung, aber meine Methode führte trotzdem zum Ziel: Mehr oder weniger konnte man ihm ansehen, welche Laune er hatte, und dementsprechend las ich ein paar „Wahrheiten“ aus seinen Handlinien und versicherte ihm von Zeit zu Zeit, daß er ein ansehnliches und friedliches Alter erreichen würde. Nach und nach kamen dann auch andere SS-Männer zu mir, um sich ihre Zukunft aus der Hand wahrsagen zu lassen.

Auch in der Verwaltung waren Häftlinge beschäftigt. Von ihnen erfuhr ich, daß einige SS-Männer an die Front geschickt werden sollten. So konnte ich auf geheimnisvolle Weise vorhersagen, daß sie „Weihnachten an einem eisigen Ort verbringen würden", während ich anderen versprach, daß ihnen nichts geschehen würde. Aber bald wollte jeder von mir hören, daß er nicht an die Front käme. Ich war nicht so unvorsichtig, diese „Prophezeihung" bei allen SS-Männern zu wagen. Die gewünschte Versicherung gab ich nur jenen, die mir einmal nützlich sein konnten. Die anderen mußten weiter von mir hören, daß sie in Kürze an die Ostfront versetzt würden. Und da praktisch alle kurz vor Kriegsende auf diesem Weg waren, konnte ich feststellen, daß ich doch kein so schlechter Prophet gewesen war.

Einige Male wurde ich sogar zu den Frauen von SS-Offizieren geholt. Ich bekam gut zu essen und durfte baden. Auf die Weise erhielt ich auch Kaffeesatz, den ich mit ins Lager nehmen durfte und auf dem Schwarzen Markt verkaufte. Leider war es damit bald vorbei, weil selbst hohe SS-Offiziere keinen Kaffee mehr auftreiben konnten.

Manchmal habe ich mich gefragt, ob meine „Wahrsagerei" mir das Leben gerettet hat, denn ich stand nach mehreren vergeblichen Fluchtversuchen auf der Liste der Verurteilten. Vielleicht aber hat mich auch nur der Buchstabe T gerettet, der meine Nationalität als Türke bezeichnete, denn er stand ziemlich am Ende des Alphabets. Vielleicht ist die SS lediglich nie bis zu diesem Buchstaben gekommen.

Übrigens war ich im Lager nicht der einzige „Wahrsager". Es gab eine Reihe von Zigeunern, die sich ausgezeichnet auf dieses Geschäft verstanden, ganz zu schweigen von einem Hypnotiseur und einem Wünschelrutengänger.

Die Nachrichten, die wir über die militärische Lage erhielten, waren in letzter Zeit zuverlässiger geworden, obwohl wir keine Zeitungen mehr zu Gesicht bekamen. Wir besaßen mehrere Rundfunkgeräte; mit einigen konnten wir auch Kurzwellensendungen empfangen. Ein deutscher Kommunist,

Karli Horak, hörte ständig die Sendungen der BBC ab. Ein anderer Häftling, der Franzose Felix Mauer, stand zwei Jahre lang in Verbindung mit dem französischen Geheimdienst. Ich habe nie herausgefunden, wie er das gemacht hat.

Nachrichten aus der großen Welt jenseits des Stacheldrahts hatten einen ungeheuren Einfluß auf die Moral im Lager: Als Paris befreit wurde, tanzten wir auf der „Freiheitsstraße", aber als Rundstedt bei seiner Offensive der Durchbruch nach Bastogne glückte, war die Stimmung niedergedrückt, gab es Selbstmorde und einige Kranke wehrten sich sogar gegen ärztliche Behandlung. Eine große Zahl deutscher Häftlinge entehrte sich selbst und uns alle in diesem Augenblick — die Deutschen meldeten sich freiwillig zur SS-Sondereinheit Dirlewanger und wurden zum Kampf an die Ostfront geschickt.

Ich erinnere mich noch an die Aufregung, die am 20. Juli 1944 herrschte, als das Attentat auf Hitler erfolgte. Ich war damals in Maria Lanzendorf, einem Lager bei Wien. Im ersten Schreck schlug der Lagerkommandant vor, wir Häftlinge sollten selbst die „Verwaltung" des Lagers übernehmen, während er, wenigstens vorübergehend, verschwinden würde. Wir waren alle davon überzeugt, daß Hitler tot war, und hatten es deshalb nicht besonders eilig, das Lager zu verlassen. Wir beschlossen also, ein großes Essen zu veranstalten, mit gebratenen Hähnchen und französischem Wein, der im Vorratskeller der SS lagerte. In der Nacht kam die Nachricht, daß Hitler lebte. Der Kommandant kehrte ins Lager zurück, und wir zogen wieder in unsere Zellen.

In der Morgendämmerung des 13. April 1945 — wir waren der amerikanischen Zeitrechnung um sechs Stunden voraus — erlebte Dachau den dunkelsten Augenblick seiner Geschichte. Die Nachricht kam über einen Kurzwellensender. Roosevelt war tot. Das war für uns ein furchtbarer Schock, denn Roosevelt bedeutete uns mehr als ein Vater; er war der Mann, der uns die Freiheit versprochen hatte, nicht als ein Geschenk, sondern als unser selbstverständliches Recht. An

diesem Tag begingen fünfundzwanzig Häftlinge Selbstmord. Ich glaube, daß nirgendwo in der ganzen Welt so echte und tiefe Trauer um Roosevelt herrschte wie in Dachau.

Die Messe wurde in der Kapelle von Block 26, wo die Priester untergebracht waren, gelesen. Nur wenige Privilegierte durften die Kapelle betreten. Sie wurden so sorgfältig ausgesucht wie die Bewerber um die Mitgliedschaft in einem exklusiven Jockeiklub, und selbst ihnen wurde die Erlaubnis erst in den letzten Monaten gegeben.

Block 26 war als eine Art Zugeständnis an den Vatikan zuerst für die katholischen Priester eingerichtet worden. Die Lebensbedingungen waren besser als in den anderen Blocks. Dank der Hilfe des Erzbischofs von München erhielten die Insassen zahlreiche Pakete. Dann beschlossen die deutschen Geistlichen, daß alle ausländischen Priester Block 26 verlassen müßten. Auch für alle übrigen Häftlinge war er „verbotenes Gebiet". Vor der Tür hielt ein bayerischer Geistlicher Wache mit einem Knüppel in der Hand, und wehe jedem, der versucht hätte, an ihm vorbeizugehen, um in der Kapelle am Gottesdienst teilzunehmen. Sogar der Häftling Schmitz, der frühere, sehr beliebte Bürgermeister von Wien, mußte draußen knien und sich bekreuzigen, unter dem Gelächter der Aufseher.

Noch einmal muß ich an dieser Stelle Edmond Michelet zitieren, denn er kann als führendes Mitglied der französischen katholischen Partei nicht religiöser Unehrerbietigkeit geziehen werden: „Vielleicht tue ich diesen armen deutschen Geistlichen, die sich der Disziplin so sehr unterworfen hatten, mit meinem Groll gegen sie unrecht... Wir wurden aus der Kapelle hinausgeworfen, manchmal mit Fußtritten... Die Gefangenenkirche von Block 26 war ein trauriger Anblick. Sicherlich, im Block gab es eine Fülle von Paketen, denn die Gemeindemitglieder vergaßen ihre Pfarrer nicht. Wohin würde es wohl geführt haben, wenn all die Ausgehungerten im Lager plötzlich ihre religiöse Ehrfurcht entdeckt hätten und dadurch mit den Lebensmittelvorräten in Berührung ge-

kommen wären, die von den Priestern unter Verschluß gehalten wurden? ..."

Es ist schwierig zu sagen, wer die Idee zuerst gehabt hat, ein Gefangenenkomitee zu bilden, das die Leitung des Lagers übernehmen sollte, wenn sich die Gelegenheit hierzu bieten würde. Zu den Männern, die es zu tun wagten, gehörten Patrick O'Leary, der sich je nach Bedarf als Engländer, Kanadier, Australier und manchmal als Schwede ausgab, in Wirklichkeit jedoch Belgier war und Albert Guerisse hieß; Haulot, der später Mitglied der belgischen Regierung wurde; der Pole Nazewsky; der erstaunliche Albaner Ali Kuci, der mir gegenüber einmal behauptete, ein direkter Nachfahre Alexanders des Großen zu sein; und später der französische General Delestraint. Das Komitee wollte eine „Widerstandsbrigade" aufstellen, deren Aufgabe darin bestand, ein zu großes Durcheinander zu verhindern, wenn es zwischen den Amerikanern und der SS zum Kampf kommen sollte, ferner einen Geheimdienst aufzubauen und vor allem für die Aufrechterhaltung der Moral im Lager zu sorgen.

Kuci wurde „Propagandaminister" in diesem provisorischen Kabinett und ernannte mich zu seinem Assistenten. Meine Aufgabe sollte es sein, die dokumentarischen Unterlagen zu sammeln, die der Welt später beweisen sollten, welche unglaublichen Dinge wir erlebt hatten. Damit wollten wir einer möglichen Zerstörung des Lagers und aller Beweise noch vor der Befreiung zuvorkommen. Wir wußten, daß Akten bereits verbrannt und Statistiken gefälscht waren, bevor sie nach Ötztal geschickt wurden, wo die Gestapo das gesamte Material unterirdisch verborgen hatte. Kuci stellte mir einen großen Mann mit roten Backen vor, der sanft wie ein Kind und treu wie ein Hund war. Er hieß Ivan und stammte aus Astrachan. Er sprach einen Dialekt, der dem Türkischen nicht unähnlich war. So konnten wir uns, wenn auch mit einigen Schwierigkeiten, verständigen. Ivan war immer bei mir, er folgte mir wie ein Schatten. Ich verdanke ihm sehr viel. Er besaß eine Gabe, die für unser Lagerleben unschätz-



Symbol der Befreiung: Ein amerikanischer Soldat verteilt Zigaretten an Häftlinge des Konzentrationslagers Dachau.

Kameraleute der US-Armee bei den ersten Filmaufnahmen nach der Befreiung des Lagers.

Polnische Insassen des KZ Dachau danken ihren amerikanischen Befreiern.

Nach einem halbstündigen Gefecht streckten KZ-Wächter und SS die Waffen und wurden von Einheiten der 45. amerikanischen Infanteriedivision gefangengenommen.

Die ersten Amerikaner in Dachau, Soldaten vom 1. Bataillon des 157. Regiments der 45. Division.

Straßenszene im KZ Dachau.

Tag um Tag, Stunde um Stunde warteten die Häftlinge auf das Ende des Krieges und ihre Befreiung (Aufnahme des Autors).

Auf dem Verschiebebahnhof außerhalb des KZ Dachau entdeckten amerikanische Soldaten einen Güterzug mit Hunderten von Toten, Häftlingen anderer Konzentrationslager, die in den Wirren der letzten Kriegstage nach Dachau verlegt werden sollten und verhungerten.

Leichenberge vor dem Krematorium; Aufnahmen, die der Autor mit einer gestohlenen Kamera vor der Befreiung machte.

Amerikanische Journalisten packte das Grauen, als sie im KZ Dachau mit eigenen Augen die Reihen ausgemergelter Leichen ehemaliger Häftlinge sahen.

Die tägliche „Visite": Tote Häftlinge wurden aus den Baracken ins Freie gebracht, als ob es sich um Müll handelte (Aufnahme des Autors mit einer gestohlenen Kamera vor der Befreiung).

Die Gaskammer. Die Aufnahme wurde am Tag der Befreiung gemacht.

Die Urnen waren für die Asche der im Krematorium verbrannten Häftlinge bestimmt. Später verkaufte man sie ihren Angehörigen für 50 Mark.

bar war: Er konnte so geschickt stehlen, daß er nicht erwischt wurde. Er verschaffte mir auch die Kodak-Kamera. Er hatte sie aus dem Zimmer eines SS-Mannes, der sie wahrscheinlich einem amerikanischen Fallschirmjäger abgenommen hatte, einfach „mitgehen" lassen. Dann organisierten wir eine große Filmkassette mit unbelichtetem Wochenschau-Filmmaterial aus dem Lager der SS-Propaganda-Kompanie. Den Film schnitten wir unter einer Decke und legten ihn in die Kamera ein.

Nun konnte ich endlich fotografieren. Gewiß, ich ging ein Risiko ein. Einmal wagte ich mich sogar in die Nähe des Krematoriums. Am meisten erschütterte mich der Gegensatz zwischen den Bergen von Leichen, die auf dem Rasen lagen, und dem kleinen Futterhäuschen für die Vögel. Für sie wurde regelmäßig gesorgt. Wenn man die Blumenbeete sah, kam man sich wie in einem idyllischen Park vor. Manchmal spielte ein Zigeuner auf einer Mundharmonika. Und ich erinnere mich noch eines Schildes mit der Aufschrift: „Wasch Dir die Hände, bevor Du Leichen anfaßt. Wer es nicht tut, ist ein Schwein."

Dachau wurde nicht zerstört, die Unterlagen, die ich zusammenstellte, wurden nicht beschlagnahmt. Ich hatte nie vor, über diese Grausamkeiten zu berichten. Heute erscheint mir alles so unglaubwürdig, daß ich mir wie ein Lügner vorkomme, wenn ich darüber spreche. Selbst die Aufnahmen, die ich damals gemacht habe, wecken in mir ein Gefühl, als sei alles Betrug.

Das Internationale Komitee brauchte Waffen. Wir hatten ein paar Molotow-Cocktails hergestellt, ein Bajonett, mehrere Messer und eine Pistole, eine Luger-Automatik — sie war unser größter Schatz — „gefunden". O'Learys australischer Freund, der Flieger Pat, war ein außergewöhnlich geschickter Bursche. Er hatte es verstanden, das Interesse einer großen, kräftigen, rothaarigen SS-Aufseherin zu erwecken, die manchmal in die Krankenstube kam, vermutlich, um Medikamente für die Mädchen des Bordells zu holen.

Die deutsche Frau in der Uniform und der unglückliche Häftling fanden Gefallen aneinander. Verstohlen drückten sie sich in einer abgelegenen Ecke des Reviers die Hände, und ich glaube sogar, daß sie sich insgeheim einige Male in dem Treibhaus, wo exotische Pflanzen gezüchtet wurden, trafen. Die Dachauer Gärtnerei war übrigens eines der blühendsten Unternehmen der SS.

Die Aufseherin schenkte Pat nicht nur ihre Zuneigung, sie versprach auch, für uns Waffen zu besorgen. So kamen wir zu der Pistole, die unter dem Polster eines Krankenbettes versteckt wurde. Der australische Gefangene hatte seine SS-Schöne davon überzeugt, daß der Führer erledigt und es für sie selbst nur von Vorteil sei, wenn sie sich für die gute Sache des Internationalen Komitees einsetzen würde. Ob nun aus Liebe oder Selbsterhaltungstrieb — das Fräulein Unterscharführer wurde für uns eine wertvolle Verbündete. Als Gegenleistung sorgten wir dafür, daß sie nach unserer Befreiung nicht behelligt wurde. Ihr damaliger australischer Verehrer soll ihr heute noch von Zeit zu Zeit schreiben.

Wilde Gerüchte schwirrten durch das Lager, die Fieberkurve stieg, niemand konnte seine Unruhe bezähmen. Eine erste Gruppe von deutschen und russischen Häftlingen war bereits nach Mittenwald in Marsch gesetzt worden. Zu Fuß, und das bedeutete weitere Verluste. Am Donnerstag, so lautete ein anderer Befehl, sollte die völlige Evakuierung des Lagers durchgeführt werden. Wir zogen alle Kleidungsstücke an, die wir nur tragen konnten, und wickelten uns Decken um den Leib. Unter meinem Hosenbund versteckte ich Messer und Gabel (mein Komitee-Vorgesetzter meinte, sie könnten vielleicht als Waffen nützlich sein, denn wir hatten beschlossen, die SS-Männer bei der ersten Gelegenheit anzugreifen). Aber O'Leary, der von dem deutschen Mädchen des australischen Fliegers einen Wink erhalten hatte, entschied, daß es besser sei, jetzt noch nichts zu unternehmen. Statt dessen boykottierten wir den Zählappell. Vier Stunden lang versuchten die SS-Männer vergeblich, uns marschbereit zu machen, dann

gaben sie entmutigt auf und schickten uns in die Baracken zurück, vielleicht, weil sie das gleiche vorhatten wie ihre Kameraden in den Vorratslagern und Büros, die Zivilkleidung und sogar Pässe und Ausweise von Häftlingen stahlen.

Wohl zehnmal am Tag glaubten wir, die Amerikaner kommen zu sehen. Es war die gleiche Sinnestäuschung, der auch die Kreuzritter vor Jerusalem erlegen waren, als sie den Heiligen Georg auf einem Pferd zu sehen glaubten, wie er ihnen die Tore der Heiligen Stadt öffnete. Das kleinste und geringste Anzeichen wurde als Vorbote der bevorstehenden Befreiung angesehen.

Ich höre es heute noch, als sei es gestern gewesen, wie an diesem letzten Abend die SS-Rekruten singend in ihre Unterkunft zurückmarschierten, als ob nichts ihr Leben erschüttern könnte. Ihre schwarzen Gestalten warfen lange Schatten in die aufkommende Dämmerung.

Niemand von uns, nicht einmal O'Leary, ahnte etwas von dem Befehl, der auf dem Tisch des Lagerkommandanten lag, unterzeichnet von dem gleichen Himmler, der in diesem Augenblick versuchte, mit dem schwedischen Grafen Bernadotte einen unmöglichen Waffenstillstand zu schließen. Der Befehl lautete:

„Flossenburg, 14. April 1945.

An den Lagerkommandanten des Konzentrationslagers Dachau.

Übergabe des Lagers an den Feind undenkbar. Das Lager ist sofort zu evakuieren. Kein Gefangener darf lebend in die Hände der Amerikaner fallen."

Dieser Befehl wurde durch ein anderes Telegramm bestätigt. Es ermächtigte den Kommandanten, im äußersten Fall einige Kampfflugzeuge, die noch einsatzbereit auf dem Fliegerhorst Schleißheim bei München standen, anzufordern, um sämtliche Insassen des Lagers mit Brand- und Gasbomben zu vernichten.

4

Der Zug

In der Nacht zum 28. April erschien ein zerlumpter Jude vor dem Tor des Lagers, das Gesicht mit Blatternarben übersät. Ein alter Reservist, den man in eine SS-Uniform gesteckt hatte, öffnete. Er traute seinen Ohren nicht, als er den Juden sagen hörte:

„Ich kenne keinen Menschen in Deutschland. Draußen ist die Hölle los. Ich möchte lieber wieder im Lager sein."

Der Jude hatte zu einem Transport gehört, der vor drei Tagen von Dachau abgegangen war. Bei einem Luftangriff wurde die Lokomotive von einer Bombe getroffen. Die SS-Männer brachten sich in Sicherheit, während sie die Häftlinge ihrem Schicksal überließen. Einer von ihnen, ein Geistlicher, fand bei einem Bauern Unterschlupf, ein anderer hielt einen Lastkraftwagen an, der die Verwundeten mitnahm. Die übrigen Häftlinge versuchten, zu Fuß weiterzukommen. Sie nahmen an Lebensmitteln, was ihnen in die Hände fiel, versetzten Frauen und Mädchen in Schrecken und krönten ihr Abenteuer mit dem unerhörten Luxus eines Bades in der Amper. Es war verrückt: Denn nackt und bloß, vom kalten Wasser erstarrt, starben drei der Flüchtlinge. Der Jude, der in das Lager zurückkehrte, war völlig verwirrt und von Schrecken gepackt. Draußen hatte man mit Steinen nach ihm geworfen,

und so hatte er den Entschluß gefaßt, wieder zurückzukommen — das Lager war seine einzige Heimat.

Die Verwirrung des unglücklichen Mannes war verständlich, als er sich so plötzlich der Freiheit ausgesetzt fühlte. An diesem letzten Tag hatte das Chaos, immer und überall Vorbote von siegreichen Armeen, die ganze Gegend bis an den Rand des Abgrundes gebracht. Morgens war die letzte Gruppe von Häftlingen noch zur Arbeit in die Stadt gebracht worden, Deutsche und Österreicher, rauhe Gesellen, von denen einige zu den Veteranen der Internationalen Brigade des Spanischen Bürgerkrieges gehörten. Die Straße, die vom Lager in die Stadt Dachau führte, war gesäumt von Toten, Häftlingen anderer Transporte, die das Lager nicht mehr erreicht hatten. Die Häftlinge waren vor Erschöpfung oder an Typhus gestorben, manche auch von der SS erschossen worden. Wer das sah, mußte den Eindruck gewinnen, daß nun die letzte Chance gekommen sei, wenn er überleben wollte. Die Häftlinge beschlossen, in einer verzweifelten Anstrengung alles auf eine Karte zu setzen: Sie verhandelten mit ihren SS-Wächtern und versprachen, daß ihnen nichts geschehen würde, wenn die Amerikaner kämen. Die SS-Männer stimmten zu und übergaben den Häftlingen ihre Waffen. Otto Jendran, ein Veteran aus dem Spanischen Bürgerkrieg, übernahm das Kommando der Gruppe und zwang einige Volkssturmmänner, ihn zu unterstützen, besetzte das Rathaus von Dachau und schickte einen Melder zu den Amerikanern, die er in unmittelbarer Nähe hoffte, um sie über die Lage aufzuklären. Und wirklich gelang es Karl Reiner, die amerikanischen Linien zu erreichen. Aber der SS in Allach war der Aufstand der Häftlinge ebenfalls gemeldet worden. Auf Lastkraftwagen wurden einige Gruppen nach Dachau geworfen. Fünf Stunden lang dauerte das erbitterte Gefecht zwischen den Häftlingen und den SS-Männern. Mehr als die Hälfte der Häftlinge fand dabei den Tod. Die Überlebenden versuchten, irgendwo auf dem Land unterzutauchen. Aber der Kampf hatte bedeutsame Folgen. Der Lagerkommandant

war durch den Aufstand der Häftlinge so eingeschüchtert worden, daß er jeden Gedanken an eine Massenevakuierung des Lagers aufgab.

Inzwischen wußten die Amerikaner, was sich bei uns abspielte. Aufklärungsflugzeuge kreisten ständig über dem Lager, ihre Besatzungen meldeten jede Bewegung. Als sie feststellten, daß eine SS-Einheit von München aus auf der verhängnisvollen Dachauer Straße vorrückte, vielleicht, um das Lager zu vernichten, deckten sie die SS mit Artilleriefeuer ein und verhinderten den weiteren Vormarsch. Das war die Ursache des Geschützdonners, den wir in Dachau hörten.

Damals sprach die ganze Welt über Buchenwald, das die Engländer befreit hatten. Es wäre für die Amerikaner furchtbar gewesen, hätten sie von dem ersten großen Lager, das sie befreien wollten, nur rauchende Trümmer vorgefunden.

Glücklicherweise herrschte bei den deutschen Befehlsstellen ein völliges Durcheinander. Der frühere Lagerkommandant von Dachau, Weiß, der inzwischen Generalinspekteur aller Lager geworden war, handelte genau entgegengesetzt den Befehlen, die er aus Berlin bekam. Er rief die Amerikaner an — das Chaos war so groß, daß man über die feindlichen Linien hinweg noch telefonieren konnte! — und teilte ihnen mit, daß Dachau unzerstört übergeben würde. Das Rote Kreuz würde die Übergabe durchführen. Die SS-Offiziere hatten nicht die Absicht, so lange zu warten. Sie verließen das Lager noch in dieser Nacht. Das Kommando übertrugen sie einem jungen Mann, der die Kämpfe in Rußland überlebt hatte und erst vor zwei Tagen in Dachau eingetroffen war, um hier als Genesender Dienst zu tun — dem Oberleutnant Heinrich S. Jetzt steckte er in einer brandneuen SS-Uniform, von denen es mehr als genug in der Kleiderkammer gab. Er sah aus wie jemand, dem man gerade einen neuen Anzug verpaßt hat. Seine blinkenden Orden hoben sich vom Grauschwarz der Uniform auffallend ab. Er war Frontsoldat, deshalb auch nicht in besonderer Gefahr, weil überall bekannt war, daß die Amerikaner Angehörige der kämpfenden

Truppen mit Glacéhandschuhen anfaßten. Er wußte fast nichts über Dachau, er hatte nicht einmal die Möglichkeit gehabt, den eigentlichen Bereich des Lagers überhaupt zu betreten.

Oberleutnant S. gab den Befehl, die weiße Fahne auf dem Jourhaus zu hissen. Den ganzen Tag verbrachte er auf der Hauptwache und wartete auf die Eroberer.

Das Jourhaus stand am Haupttor des Lagers. Sein aus einem französischen und einem deutschen Wort zusammengesetzter Name war ein Rückfall in die napoleonische Ära, als die Preußen das französische Wort „jour" von ihren Feinden übernahmen. Seit 1933 hatten Tausende und Abertausende durch dieses Tor das Land des Schreckens betreten, durch ein schmiedeeisernes Tor, die Arbeit eines österreichischen Häftlings, über dem in großen Buchstaben die hochtrabenden Worte standen: „Arbeit macht frei."

Die ersten amerikanischen Panzer fuhren inzwischen durch die Straßen der Stadt Dachau. Die Kirchenglocken läuteten. Im Lager heulten die Alarmsirenen, die ein aufgeregter Häftling ausgelöst hatte. Patrick O'Leary berief eine Vollversammlung des Internationalen Komitees in der Schreibstube ein, die sich in einem Gebäude neben dem Jourhaus befand. Obwohl ein großer Teil der Offiziere und Wachmannschaften geflohen war, befanden sich noch einige hundert SS-Männer im Lager. Die Maschinengewehre auf den Wachttürmen waren noch immer auf uns gerichtet. Niemand konnte wissen, was sich bei dem allgemeinen Durcheinander in den nächsten Augenblicken ereignen könnte. Deshalb tagte das Komitee seit neun Uhr ununterbrochen, ermahnte immer wieder, unbedingt Ruhe zu bewahren, und ließ diese Aufforderung durch Häftlinge, die auf den Dächern der Baracken standen, ausrufen.

Die Amerikaner rückten nicht einfach vor — sie rannten, flogen, brachen mit allen Regeln militärischen Verhaltens in Feindesland, bauten Geschütze auf eroberten Lastwagen auf, kamen mit Traktoren, Fahrrädern, Karren, mit allem, was

nur Räder hatte. Das 2. Bataillon des 222. Regiments der 42. Division kam geradewegs über die Hauptstraße, der General an der Spitze.

Zur gleichen Zeit rückte das 1. Bataillon der 45. Division über freies Gelände aus Osten vor. Das Bataillon stieß auf heftigen Widerstand, denn in diesem Gebiet war die SS zusammengezogen worden, um den feindlichen Vormarsch so lange wie möglich aufzuhalten. In ihrem Rücken lag das mit Häftlingen überfüllte Lager, während auf der westlichen Seite die Häuser standen, in denen ihre Familien wohnten.

Das Internationale Komitee stand jetzt vor der schwierigen Frage, ob ein Angriff auf die Wachttürme und ein Ausbruchsversuch stattfinden sollten, um Verbindung mit den Amerikanern aufzunehmen. Eine Entscheidung wurde noch nicht getroffen.

Seit dem Einbruch der Dämmerung standen zwei Männer splitternackt neben dem Tor des Jourhauses: Mandzourian, ein armenischer Häftling, der „Verwaltungsleiter" des Lagers gewesen war, und der Zigeuner Wernicke, der die aus Häftlingen gebildete „Lagerpolizei" befehligt hatte. Beide waren seit Jahren in oft barbarischer Weise gegen ihre Mithäftlinge vorgegangen. Sie hatten beabsichtigt, mit den SS-Männern zu fliehen, diese aber ließen sie zurück, ohne auch nur einen einzigen Gedanken an sie zu verschwenden. Das Internationale Komitee wollte die Flucht der beiden Häftlinge verhindern und hatte ihnen deshalb die Kleider abnehmen lassen. So waren sie für jeden leicht zu erkennen. Zitternd vor Kälte und Angst standen sie neben dem Tor. Hätten sie innerhalb des Lagerbereichs gestanden, wären sie mitleidslos gelyncht worden. Auch diese beiden hofften auf irgendein Wunder.

Dann kamen die ersten amerikanischen Jeeps: ein GI stieg aus und öffnete das Tor. In diesem Augenblick schlug den Amerikanern eine Maschinengewehrsalve vom mittleren Wachtturm entgegen, ausgerechnet von dem einzigen Turm, auf dem seit dem Vormittag die weiße Fahne wehte. Die Jeeps machten kehrt und ein Schützenpanzer rückte vor.

Nach wenigen Feuerstößen herrschte auf dem Wachtturm Stille. Ein SS-Mann stürzte von der Plattform herab und schlug dumpf auf dem kleinen Asphaltquadrat auf.

Patrick O'Leary kniete in Deckung hinter dem Fenster der Baracke, um vor umherschwirrenden Geschossen Schutz zu suchen. Die Szene, die jetzt folgte, hat er nie vergessen. Er schildert sie mit diesen Worten:

„Ich stellte fest, daß die Amerikaner nun Herren der Situation waren. Ich ging auf den Offizier zu, der aus dem Schützenpanzer stieg, und stellte mich vor. Der Major umarmte mich. Seine Uniform war verstaubt, sein verdrecktes und verschwitztes Hemd stand weit offen, den Helm hatte er in den Nacken geschoben. Dichte Bartstoppeln bedeckten sein Gesicht, eine Zigarette hing ihm im linken Mundwinkel.

In diesem Augenblick tauchte der junge deutsche Oberleutnant Heinrich S. aus der Hauptwache auf und nahm vor dem Amerikaner Haltung an. Der blonde Deutsche sah gut aus, seine Stiefel glänzten und seine Uniform saß wie angegossen. Er erstattete Meldung, als befände er sich bei einer Militärparade Unter den Linden, schlug die Hacken zusammen, hob den rechten Arm und grüßte den Amerikaner mit einem Achtung heischenden ‚Heil Hitler'. ‚Übergebe hiermit das Konzentrationslager Dachau mit dreißigtausend Insassen, zweitausenddreihundertvierzig Kranken, siebenundzwanzigtausend außerhalb des Lagers auf Arbeitskommandos und fünfhundertsechzig Soldaten.'

Der Amerikaner erwiderte den Gruß nicht. Er zögerte einen Augenblick, als wollte er sicher sein, jetzt die richtigen Worte zu finden. Dann spuckte er dem Deutschen ins Gesicht: ‚Du Schweinehund!' Dann befahl er: ‚Setzen Sie sich da hinein!' Und zeigte dabei auf den Rücksitz eines der Jeeps, die inzwischen ins Lager gekommen waren!"

Einige GIs hatten bereits die Hauptwache umstellt, andere blieben bei dem Major. Unter ihnen befand sich ein Korporal, der kürzlich zum Sergeanten befördert worden war — Jeremiah McKenneth.

Patrick O'Leary berichtet weiter:

„Der Major wandte sich an mich und übergab mir eine Maschinenpistole. ‚Kommen Sie mit...' Aber ich hatte keine Kraft mehr, mich von der Stelle zu rühren. ‚Nein, ich bleibe hier...' Der Major befahl, den Jeep mit dem jungen deutschen Offizier aus dem Lager zu fahren. Einige Minuten vergingen. Meine Leidensgenossen hatten noch nicht gewagt, die Baracken zu verlassen, denn aus der Entfernung konnten sie nicht feststellen, wie die Verhandlung zwischen dem amerikanischen Offizier und dem SS-Mann ausgelaufen war. Dann hörte ich mehrere Schüsse. ‚Der Bastard ist tot!' sagte der amerikanische Major zu mir. Er gab einige Befehle an die Funker in den Jeeps. Dann kamen weitere Offiziere, Journalisten, Kraftwagen. Jetzt hatten die Häftlinge begriffen, was sich ereignet hatte. Sie rannten auf die Amerikaner zu, umarmten sie, küßten ihre Hände und Füße — der Taumel der Befreiung ergriff sie alle."

Oberstleutnant Will Cowling, der zu den ersten Befreiern gehörte, wurde von der Menschenmenge fast erdrückt, sie drohte, wie eine Flut über ihn hinwegzuspülen. Die GIs mußten ein paar Warnschüsse in die Luft feuern, um Platz um ihn herum zu schaffen. Alle Häftlinge wollten sein Autogramm haben.

Die Abteilung des amerikanischen Majors war nicht auf direktem Weg zum Jourhaus vorgestoßen. Sie hatte einen Umweg über den Verschiebebahnhof gemacht, wo die Häftlingstransporte gewöhnlich ankamen oder abfuhren. Die Amerikaner fanden dort ungefähr fünfzig abgestellte Viehwaggons. Sie waren nicht leer.

„Auf den ersten Blick", berichtete Cowling, „schien es so, als seien die Waggons mit Lumpen und alten Kleidungsstükken beladen. Aber dann sahen wir Hände, steife Finger, Gesichter..."

Alle Waggons waren voll mit aufeinandergeschichteten Leichen, mit zweitausenddreihundertzehn Leichen, um es genau zu sagen. Der Zug war von Birkenau gekommen, die

Toten waren ungarische und polnische Juden, auch Kinder. Die Reise mochte dreißig oder vierzig Tage gedauert haben. Sie waren vor Hunger oder Durst gestorben, erstickt, hatten die furchtbare Enge in den Waggons nicht ertragen können, waren vielleicht von den Wachen erschlagen worden. Es gab sogar offenkundige Anzeichen von Kannibalismus. Als die Juden in Dachau ankamen, waren sie praktisch bereits alle tot. Die SS machte sich nicht mehr die Mühe, sie auszuladen. Sie stellte jedoch Wachen auf, die jeden erschossen, der noch die Kraft besaß, die Viehwaggons zu verlassen. Überall lagen Leichen — auf den Gleisen, auf den Trittbrettern, auf den Verladerampen.

Die Männer der 45. Division waren auf diesem Verschiebebahnhof wieder mit ihren Kameraden von der 42. Division zusammengetroffen. Sie konnten nicht glauben, was sie mit eigenen Augen sahen. Ein Soldat rief plötzlich: „Da, Bud, es bewegt sich etwas!“ Ein total verlauster Häftling kroch wie ein Wurm unter den Leichen hervor. Er war der einzige Überlebende.

„Nie in meinem Leben habe ich auch nur etwas Ähnliches gesehen“, sagte Leutnant Harold Mayer. „Meine Soldaten waren außer sich vor Empörung und Zorn. Wir stießen nach Osten vor, umgingen das Lager, ohne das Gelände auch nur zu erkunden. Wir hatten nur einen Gedanken — wir wollten diese Menschen rächen.“

„Jetzt weiß ich, wofür wir kämpfen“, stellte Korporal Eagle fest. „Wir können nicht auf derselben Erde mit ihnen leben. Sie sind Tiere. Sie müssen vernichtet werden.“

Zur gleichen Zeit plünderten deutsche Männer und Frauen, Bauern und Bürger der Stadt Dachau das Depot und die benachbarten Gebäude. Ihre Kinder waren dabei. Sie spielten zwischen den Leichen, während die Eltern ihre Beute auf kleine Karren oder Fahrräder luden, ohne sich um die Toten zu kümmern, ohne überhaupt von dem ekelhaften Gestank der verwesenden Leichen Notiz zu nehmen.

Der Zorn der Männer vom 1. Bataillon des 157. Regiments

steigerte sich, je näher sie dem Lager kamen. Überall hauste der Tod. In den Gräben, in den Seitenwegen, in dem Garten vor dem kleinen Gebäude mit den Schornsteinen. Hier lag ein ganzer Berg von Leichen. Nun begriffen die Amerikaner, daß sie vor dem Krematorium standen. Und dann erlebten sie den letzten Schrecken: Den entsetzlichen Anblick von Tausenden und Abertausenden lebender Skelette, die wie besessen schrien.

Als einige SS-Männer von den Wachttürmen in die aufgewühlte Menge der Häftlinge schossen, eröffneten die Amerikaner sofort das Feuer. Die SS-Männer kletterten von den Türmen herunter und hoben die Hände hoch. Aber nun sahen die amerikanischen GIs rot. Sie schossen die Deutschen nieder, und, um ganz sicher zu sein, jagten sie noch weitere Salven in die niedergestreckten Körper. Dann begann die Jagd auf alle Deutschen in SS-Uniformen. Nach einer Viertelstunde lebte nicht ein einziger von Hitlers Henkersknechten mehr im Lager.

Im Speisesaal der SS wurde ein Soldat erschossen, als er gerade einen Teller Bohnen aß. Er hielt den gefüllten Löffel noch in der Hand. In der Nachrichtenzentrale war der diensthabende SS-Mann an der Vermittlung über der Schalttafel zusammengebrochen, sein Blut sickerte auf den Hörer, das Besetztzeichen aus München erreichte sein Ohr nicht mehr. Im Kraftwerk hatten ein polnischer und ein tschechischer Häftling den SS-Aufseher mit einem Spaten erschlagen. So war es möglich, die Starkstromleitung durchzuschneiden, die den Stacheldrahtzaun rund um das Lager unter Spannung setzte.

Als die GIs mit den SS-Männern aufgeräumt hatten, erschossen sie die Hunde, die in einem großen Zwinger untergebracht waren. Ein Schäferhund, der durch eine Kugel nur verwundet worden war, jaulte erbarmungswürdig. Ein Stich mit einem Messer machte seinem Leben ein Ende. Als ein GI eine Woche später in den verlassenen SS-Baracken nach brauchbaren Sachen suchte, hörte er hinter einer Kiste in

einer dunklen Ecke ein verzweifeltes Stöhnen. Vorsichtig trat er näher. Ein Schäferhund, dessen Kopf aus einer Schußwunde blutete, hatte sich dort verkrochen. Viele Tage war das Tier ohne Fressen und Wasser geblieben. Der GI rannte fort — niemand weiß, was aus dem elenden Tier geworden ist.

Dann kam die Stunde der Verbrüderung der Amerikaner mit jenen, die gerettet worden waren, mit den menschlichen Wracks, den vernarbten, geschorenen, abgehärmten und fahlen Gesichtern und Köpfen, die ihren Mund mit den ausgebrochenen Zähnen zu einem grotesken Lächeln verzogen, die die Amerikaner umarmten, sich auf sie stürzten und versuchten, ihre Geschichte in der Zeichensprache zu erklären. Die Häftlinge führten die Amerikaner in die Baracken, in denen sie gelebt hatten, zeigten ihnen die Toten vor den Baracken, die Sterbenden im Krankenrevier. Die Amerikaner gaben ihnen Zigaretten, ihre Lebensmittelrationen, ihren Kaugummi, ihre Adressen, sogar ihre Jacken und Mäntel oder leerten ganz einfach sämtliche Taschen aus.

Während sich diese Ereignisse abspielten, besprach Patrick O'Leary mit dem amerikanischen Oberst im Jourhaus die nun entstandene Lage.

„Wir müssen schnell nach München vorrücken", erklärte der Oberst. „Eine Abteilung werde ich hier lassen. Sie untersteht Ihrem Befehl. Aber die Lagertore müssen geschlossen bleiben. Niemand darf das Lager verlassen. Sie haben alle Vollmachten, diese Anordnung durchzuführen."

„Wir brauchen Lebensmittel", verlangte O'Leary.

„Ich habe nichts bei mir", antwortete der Oberst. „Aber ich werde sofort dem Hauptquartier berichten. In der Zwischenzeit sind Sie ermächtigt, in der Nachbarschaft alles zu requirieren, was Sie benötigen."

Der Oberst ging zu seinem Jeep und holte zwei Flaschen Bourbon. Er überreichte sie O'Leary mit den Worten: „Damit Sie Ihre Befreiung feiern können."

Patrick O'Leary, bis zu diesem Morgen ein Häftling wie

jeder andere, war nun der Leiter des Lagers. In Begleitung von zwei amerikanischen Soldaten schickte er zwei seiner ehemaligen Leidensgenossen zu dem Bauernhof der SS, um einige Kühe zu holen. Während der Nacht wurden sie geschlachtet, damit wenigstens die Kranken eine erste Fleischration bekommen konnten. O'Leary beschlagnahmte außerdem sämtliche Vorräte, die sich in der kleinen Konservenfabrik außerhalb des Lagerbezirks befanden. Die Bestände wurden sofort an die befreiten Häftlinge verteilt, auch das Brot, das noch im Speisesaal der SS gelegen hatte.

Mandzourian, der armenische Kapo, hatte sich auf dem Boden eines Barackendachs versteckt. Seine früheren Mithäftlinge fanden ihn bald und richteten ihn arg zu. Mit Hilfe der GIs, die unter seinem Befehl standen, konnte O'Leary eine Lynchjustiz verhindern. Er erklärte seinen Kameraden: „Wir sind zivilisierte Menschen, vergeßt das nicht. Wir töten nicht aus Haß."

Der Kapo wurde den Amerikanern übergeben. Zwei Tage später wurde er in der Nacht von einem Exekutionskommando erschossen. Den anderen Mörder, den Zigeuner, ereilte dasselbe Schicksal.

O'Leary ließ alle Gefangenen entwaffnen, die noch Revolver oder Maschinenpistolen besaßen. In Dachau sollte es keine Selbstjustiz, keine summarische Abrechnung geben.

Diese Entscheidung war ebenso bewundernswert wie mutig. Das sage ich um so lieber, weil ich mir später die Freiheit nehmen werde, gewisse Entscheidungen des Internationalen Komitees zu kritisieren. In anderen Lagern, zum Beispiel in Mauthausen, kam es zu fürchterlichen Massakern unter den Häftlingen, zu Prügeleien um ein Stückchen gestohlenes Brot, schon wegen eines Schimpfwortes. Es war ekelerregend, denn genau das hatten ja die Nazis aus uns machen wollen: Lockspitzel und Mörder.

Wir hatten kein Recht, die Bestrafung jener, die uns so viel Leiden zugefügt hatten, in unsere eigenen Hände zu nehmen. Erstens, weil sie Häftlinge wie wir waren, Opfer

der gleichen Verhältnisse, und zweitens, weil wir alle schuldig geworden waren — jeder von uns hatte einmal, sei es aus Egoismus, Blindheit oder Wahnsinn, den Tod eines Kameraden herbeigewünscht oder es dazu sogar kommen lassen. Wenn wir an diesem Abend noch lebten, dann nur deshalb, weil andere an unserer Statt gestorben waren. Die einzigen Verantwortlichen aber waren jene, die uns so erniedrigt hatten.

In dem kleinen roten Schulgebäude, in dem in Reims das oberste Hauptquartier der alliierten Expeditionsheere, SHAEF, untergebracht war, wurde für das von General Dwight D. Eisenhower unterzeichnete Kommuniqué vom 30. April 1945 ein kleiner Absatz diktiert, in dem es heißt:

„Unsere Streitkräfte befreiten und säuberten das berüchtigte Konzentrationslager Dachau. Ungefähr zweiunddreißigtausend Häftlinge wurden befreit. Dreihundert SS-Wachen wurden schnellstens unschädlich gemacht."

INTERMEZZO I

Verteidigung eines SS-Mannes

... nur für ganz kurze Zeit — und ich danke Gott dafür, daß diese Zeit nur so kurz war, denn sonst wäre ich nie dem Schicksal jener entgangen, die in der Umgebung des Krematoriums arbeiteten und stets nach Ablauf einer bestimmten Frist liquidiert wurden — gehörte ich zu einer Gruppe von Gefangenen, denen befohlen war, die bemitleidenswerten Gruppen ungarischer Jüdinnen auszusondern, die in die Gaskammern geschickt werden sollten. Meine Rolle war nur unbedeutend. Ich stellte in ungarischer Sprache Fragen und trug die Antworten in Deutsch in einer großen Kladde ein. Die Lagerverwaltung war peinlich genau. Sie wünschte Angaben über Namen, Adresse, Gewicht, Alter, Beruf, Schulzeugnisse usw., obwohl alle diese Frauen wenige Minuten später nicht mehr unter den Lebenden weilen würden. Ich durfte das Krematorium nicht betreten, aber ich wußte von anderen Häftlingen, was dort vorging.

Die Frauen waren schon völlig entkleidet, wenn sie die Fragen beantworteten. Sie erhielten ein Stück Ersatzseife, ein gestopftes Handtuch, und dann wurde ihnen gesagt, daß sie jetzt duschen könnten. Manchmal versuchten die Häftlinge, wenigstens die Kinder der Frauen zu retten. Sie setzten alles daran, die Frauen zu überreden, ihnen ihre Kinder zu geben.

Hin und wieder konnten wir Säuglinge im Lager verstecken, wo zuverlässige Frauen für sie sorgten. In der Statistik wurden Kinder nämlich nicht aufgeführt; sie hatten sozusagen „Freifahrscheine", wie kleine Kinder bei der Eisenbahn. Die SS kümmerte es wenig, ob sie im Krematorium starben oder im Lager lebten. Deshalb gibt es auch über Kinder keine genauen Zahlenangaben.

Aber unsere Argumente machten meist keinen Eindruck. Es war unmöglich, den Opfern zu sagen, was sie im Duschraum erwartete. Sie würden es nicht geglaubt, oder aber, von Panik ergriffen, laut geschrien haben. Die meisten Mütter weigerten sich, ihre Kinder abzugeben. So wurden sie vergast und mit ihren Müttern verbrannt.

Einen SS-Mann dieser Sondereinheit packte das Geschehen so, daß er in meiner Gegenwart ausrief: „Mein Gott, das ist entsetzlich!" Tränen standen ihm in den Augen. Sein Haar war vorzeitig weiß geworden wie das meine. Aber er hatte sich schnell wieder in der Gewalt und versuchte eine Rechtfertigung zu finden, vielleicht, weil etwas in ihm war, das er früher sein Gewissen genannt hatte: „Der Führer hat uns ein furchtbares Opfer auferlegt, eine abstoßende Arbeit. Aber dieses Ungeziefer muß vernichtet werden, denn sie alle sind Feinde unseres Volkes. Der Führer sagt, wenn wir sie nicht los werden, dann werden sie später das, was wir jetzt mit ihnen tun, mit unseren Frauen und unseren Kindern machen."

Ich denke oft an den Prozeß, den man diesem SS-Mann vielleicht gemacht hat, und ich stelle mir dann vor, ich sei gebeten worden, seine Verteidigung zu übernehmen. Ich würde meine Verteidigung damit beginnen, daß ich diesen Menschen das Entsetzliche beschreiben ließe, das sich in den „Duschräumen" abspielte. Die nackten Frauen, die eng aneinandergepreßten, schwitzenden Körper, die erstickenden Kinder in den Armen. Vielleicht hatte eine Mutter ihr Kind auf den Zementboden gelegt, um es vor dem ersten Strahl des erwarteten heißen Wassers zu schützen ... und dann erstarrten ihre Gesichtszüge in Entsetzen, als sie sah, als sie hörte, wie ihr

Kind erst zu husten begann, wie es Blut spuckte, blau wurde, violett, schwarz, bis es unter dem Gewicht der anderen Körper erdrückt wurde, die wie weiches Wachs zu Boden fielen. Ich würde die Geschworenen bitten, nur an diese eine leidende Mutter zu denken. War ihre Qual dadurch größer oder geringer, weil andere Kinder und andere Mütter zur gleichen Zeit starben? Weil zwei, vier oder sechs Millionen Menschen wie sie und ihr Kind vergast wurden? ... Nein, das Verbrechen meines Klienten ließ sich nicht in Zahlen ausdrücken, wie groß auch immer die Zahl der Getöteten gewesen sein mochte. Um über sein Verbrechen zu urteilen, genügte es, dieses eine Kind zu erwähnen, das in der Hölle der Gaskammer umgekommen war.

Dann würde ich den Richter, die Geschworenen und die Zuhörer im Gerichtssaal bitten, sich an den Tod eines anderen, gleichaltrigen Kindes zu erinnern, das vielleicht mit roten Backen friedlich in seiner Wiege schlief, bevor es starb. Seine Mutter hatte es genauso geliebt wie die Jüdin im Krematorium. Auch sie hatte ihr Kind neun Monate getragen. Sie hatte genauso gelacht und geweint, als es geboren wurde, und sich wie die andere Mutter eine glückliche Zukunft für ihr Kind ausgemalt. Aber plötzlich erstarrte auch sie in der gleichen schrecklichen Überraschung wie die Frau, die einen Strahl heißen Wassers erwartete und statt dessen tödliches Gas einatmete, als ein flammender Blitz vom Himmel einschlug. Wahrscheinlich sah diese Mutter wie die andere im Krematorium ihr Kind von Flammen verzehrt. Haben ihre Verzweiflung und Qual weniger Bedeutung, weniger Gewicht, weil ihr Kind das einzige war, das in einem Haus in London starb statt im Lager Mauthausen? Weil nicht tausend, eine Million, sechs Millionen ihrer Rasse unter den gleichen Umständen starben?

Ich würde die Geschworenen bitten, mir zu sagen, ob der Druck auf den Knopf, der die Hähne öffnete, durch die das Gas entströmte, ein größeres Verbrechen war als der Druck auf den Knopf, der den Abschuß einer V-1- oder einer V-2-

Rakete auslöste, die über Hunderte von Kilometern Tod brachten, ohne einen Unterschied zwischen den Menschen zu machen. Die Geschworenen werden meinen Mandanten dafür verurteilen, daß er den ersten Knopf gedrückt hat. Aber warum verurteilen sie dann nicht den berühmten Wissenschaftler, der, zumindest moralisch, den anderen Knopf gedrückt hat?

In diesem Prozeß würde ich einen der vielen hundert Wissenschaftler als Zeugen aufrufen, die für Hitlers Krieg gearbeitet haben. Ihn könnte man viel leichter finden als meinen SS-Mann. Denn diese Wissenschaftler arbeiten entweder in den Vereinigten Staaten oder in Sowjetrußland, je nachdem, in welchem Teil Deutschlands sie damals gefangengenommen wurden, nicht so sehr also wegen ihrer moralischen oder politischen Überzeugung. Einen von ihnen kenne ich persönlich. Meine Verteidigung würde es sicherlich erleichtern, wenn ich Wernher von Braun in den Zeugenstand stellen könnte.

„Mein SS-Mann", würde ich dem Zeugen von Braun sagen, „war ein unwissender Mensch, er besitzt nur wenig politischen Verstand. Er war nur ununterbrochen der Gehirnwäsche der Propaganda von Goebbels ausgesetzt. Er glaubte, nur seine Pflicht zu tun. Aber Sie, Dr. von Braun, stammen aus einer Familie des gehobenen Bürgertums, haben eine hervorragende Erziehung genossen, sind außergewöhnlich klug und — Sie haben es hundertmal erklärt — ein entschiedener Gegner der nationalsozialistischen Ideologie. Wie war es aber dann möglich, daß Sie zwischen Recht und Unrecht nicht zu unterscheiden wußten und den Mord an unschuldigen Kindern in London, Birmingham, Coventry und anderen Städten möglich machten?

Mein SS-Mann hatte keine Wahl. Wenn er sich geweigert hätte, für die Gaskammern zu arbeiten, würde man ihn in ein Lager geschickt oder einfach erschossen haben. Er konnte keine Sabotage üben, weil er sorgfältig überwacht wurde und über jedes Opfer Bericht zu erstatten hatte. Aber niemand

hätte den Wissenschaftlern nachweisen können, daß sie Genie besaßen, auch wenn sie gezwungen wurden, in Hitlers Laboratorien zu arbeiten. Einen General kann man für eine verlorene Schlacht bestrafen, einen Arzt, weil ihm ein Fehler unterlaufen ist, an dessen Folgen der Patient starb, aber niemals kann man einen Wissenschaftler dafür verantwortlich machen, daß er nichts erfinden oder entdecken kann ... denn wenn man einen Wissenschaftler deshalb anklagen wollte, müßte man vorher genau wissen, um welche Erfindung, welche Entdeckung es sich überhaupt handelt. Wenn das aber vorher bekanntgewesen wäre — entschuldigen Sie bitte diesen Gemeinplatz —, dann würde es sich ja gar nicht um eine neue Erfindung oder Entdeckung gehandelt haben. Warum, Herr von Braun, konnten Sie nicht damit zufrieden sein, in all den Jahren während Ihrer Arbeit für Adolf Hitler nur zu forschen, zu forschen und abermals zu forschen, aber niemals etwas zu entdecken?

Mein SS-Mann war der Überzeugung, ein Patriot zu sein. Er war seinem Führer treu. Aber Sie, Herr von Braun, sagten mir, daß Sie Hitler und seinen Krieg gehaßt hätten. Warum bauten Sie dann Raketen für ihn, Raketen, die unschuldige Kinder töteten? Sie waren entsetzt über das Konzentrationslager, wo hilflose Kinder vergast wurden, aber zur gleichen Zeit drückten Sie moralisch auf den Knopf, mit dem der Abschuß Ihrer Raketen ausgelöst und andere Kinder vernichtet wurden.

Handelten Sie so aus Vaterlandsliebe, aus Loyalität gegenüber Ihrem Geburtsland? Warum verließen Sie dann Deutschland, Ihr Vaterland, in dem Sie aufgewachsen waren und das aus Ihnen einen großen Wissenschaftler gemacht hatte, gerade in dem Augenblick, als es Sie am dringendsten brauchte? Sie wurden nicht verfolgt, Ihre Familie wurde weder eingesperrt noch getötet, Ihr Besitz wurde nicht beschlagnahmt. Das Deutschland nach 1945 war frei und demokratisch. Es liebt und bewundert Sie, es heißt Sie als verlorenen Sohn stets herzlich willkommen, wenn Sie es besuchen.

Es ist außergewöhnlich stolz auf Sie. Und trotzdem wählten Sie nach eigenem freien Willen ein anderes Land zu Ihrer Heimat. Was also war der Grund, weshalb Sie halfen, daß Raketen auf London gefeuert werden konnten? Deutscher Chauvinismus, Fanatismus?

Die Einwohner von Huntsville in Alabama betrachten Sie als ihren berühmtesten Bürger. Ein amerikanischer Richter hat Ihnen die amerikanische Staatsbürgerschaft verliehen (die Objektivität gebietet, festzustellen, daß die deutschen Wissenschaftler, die für die Sowjets tätig sind, gleiche Vorzüge und Privilegien genießen). Reicher Lohn und viele Ehrungen sind Ihnen zuteil geworden, Bücher und Filme berichten überschwenglich von Ihren Forschungen, Präsidenten fühlen sich geschmeichelt, wenn Sie ihnen die Hand schütteln. Aber wenn ich jetzt fordern würde, daß mein SS-Mann, der hier auf der Anklagebank sitzt, ebenso geehrt und mit Beifall überschüttet werden sollte, daß die Amerikaner oder Sowjets ihn mit offenen Armen aufnehmen sollten — die ganze Welt würde mich verspotten und über mich lachen.

Warum? Weil mein SS-Mann die gleichen Dinge wieder tun würde? Aber, Herr von Braun, konstruieren Sie nicht schon wieder riesige Raketen? Ja, selbstverständlich, aber das ist für den Fortschritt der Wissenschaft, in dem gleichen Sinn, wie Sie damals der Wissenschaft dienten, als Sie Hitlers Kriegsmaschine perfektionierten. Aber Ihre Raketen können vielleicht eines Tages auf Ihre früheren deutschen Brüder gerichtet sein, denn die Deutschen, die auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs leben, bleiben trotzdem Ihre früheren Landsleute. Haben Sie noch nicht daran gedacht, daß eine solche Rakete eines Tages vielleicht ein kleines Kind in Ostberlin töten kann, wie damals ihre V-2 Kinder in London tötete?

Ich weiß, Sie sind ein aufrechter Demokrat, ein ehrenwerter Amerikaner und ein guter Mensch. Und gewiß wollen Sie nicht, daß sich solche Dinge ereignen. Aber einige Leute — sie sind freilich eine kleine Minderheit — zweifeln an Ihrer

Aufrichtigkeit. Sie weisen darauf hin, daß Sie Hitler und die Gestapo so geschickt zu belügen wußten, daß niemand je Zweifel an Ihrer Loyalität hegte. Sonst hätte man Sie niemals in einem der lebenswichtigsten Betriebe geduldet, würde Ihnen niemals so wichtige Geheimnisse anvertraut haben. Ich glaube an Ihre Rechtschaffenheit und bin davon überzeugt, daß Sie Ihre Nationalität nicht ein drittes Mal wechseln würden, wenn die Vereinigten Staaten von dem Unglück betroffen würden, einen künftigen Krieg zu verlieren. Ich glaube auch, daß Sie niemals erklären würden, Ihre Arbeit in Huntsville in Alabama unter Zwang getan zu haben.

Sehr geehrter Zeuge von Braun, ich rufe Sie daher jetzt auf, zugunsten meines Klienten zu den Geschworenen zu sprechen, zugunsten des SS-Mannes, der Ihr früherer Landsmann gewesen ist!"

„Ihr Mandant", könnte von Braun mir geantwortet haben, „hätte ja nur zu den Russen nach Ostberlin, zu den Franzosen nach Indochina oder zu den Afrikanern im Kongo zu gehen brauchen. Dann hätte man ihm auch zugesichert, daß er nicht bestraft würde. Warum also greifen Sie mich an?"

Es ist augenfällig, daß ich mit meiner Art der Verteidigung nicht sehr weit kommen würde ...

5

Heimweh

Ein Hund, der mit seinem Herrn an einen fremden Ort verbannt ist, folgt diesem auf Schritt und Tritt, um sich nicht zu verlaufen. So kann man auch erklären, warum Lorenzo, ein einfacher Garagenarbeiter aus Taranto, der im Krieg Chauffeur eines in Rumänien stationierten italienischen Kapitäns der Reserve war, sich nie auch nur einen Schritt von seinem Herrn entfernte. Er verstand nicht das Geringste von Politik, war sich nicht ganz sicher, gegen wen er eigentlich kämpfte, und für ihn waren Hitler, der König, Mussolini oder Antonescu lediglich hohe Herren, die wie alle Herren offensichtlich unter einer Decke steckten.

Nach dem Zusammenbruch der italienischen Armee interessierte Lorenzo nur eines: Allein war er hier, so fern von Taranto, verloren. Darum wich er seinem Herrn nie von der Seite und diente ihm treu und ergeben. Er war bei ihm, als der Reserveoffizier aus eigener Dummheit in die Hände der Gestapo fiel. Nach dem Prinzip der preußisch-nationalsozialistischen Polizei, wonach „Herr und Gescherr" gleich zu behandeln waren, deportierte sie den Offizier und Lorenzo in das Konzentrationslager Dachau. Beide im gleichen Güterwagen, mit gleichem Urteil und gleichen Anordnungen für die Fahrt — nur ihre Namen unterschieden sich.

In Dachau nahm jedoch Lorenzos Schicksal einen anderen Verlauf. Die Nazis waren der italienischen Reserveoffiziere überdrüssig geworden. Sie bedeuteten eine lästige zusätzliche Belastung. Aber ein Fahrer war etwas anderes, besonders ein Fahrer, der etwas von Sportwagen verstand. Zu jenem Zeitpunkt hatte gerade ein Obersturmführer den „Alfa Romeo" des Badoglio-Konsulats in München „beschlagnahmt" und suchte nun einen Spezialisten, der sich um den Wagen kümmern sollte. So kam es, daß Lorenzo schon einige Tage nach seiner Ankunft im Lager den besten Job erhielt, den man sich überhaupt wünschen konnte.

Andere Häftlinge des Lagers nahmen Jahre der Entwürdigung und harter Arbeit auf sich, wurden in Intrigen verwickelt und begingen sogar Verbrechen. Trotzdem brauchten sie dann noch viel Glück, um soviel zu erreichen. Es war keine Rede davon, daß Lorenzo einem Arbeitskommando zugeteilt würde; er konnte jederzeit das Lager verlassen. Die Kapos waren völlig machtlos, sie durften ihm nicht die geringste Vorschrift machen. Lorenzo konnte es sich erlauben, auf jegliche Disziplin zu pfeifen und verbrachte die meiste Zeit in „seiner" Garage, wo das Leben leicht und angenehm war, wo er Radio hörte und an Motoren herumbastelte.

Sein unbedeutender, unglücklicher früherer Herr war, ohne es zu wissen, der Grund für Lorenzos kometenhaften Aufstieg geworden. Im Quarantäneblock war Lorenzo zunächst wie früher nur der Schatten seines Herrn. Die sozialen Anschauungen des Offiziers stammten aus dem vorigen Jahrhundert; für ihn galt die Regel, daß manche Menschen nur zum Dienen geboren sind. Er verlangte, daß Lorenzo täglich seine Matratze füllte, ihm den mit Suppe gefüllten Eßnapf brachte und ähnliche Dienstleistungen versah.

Dachau konnte man kaum als eine Hochburg der Demokratie bezeichnen, aber die Insassen der benachbarten Baracken empörten sich, wenn sie sahen, was Lorenzo für seinen Herrn tat. Einer der Männer vom Lagerbüro wurde informiert und sorgte dafür, daß beide, Herr und Diener, in der

gleichen Werkstatt arbeiten mußten, jedoch mit dem Unterschied, daß Lorenzo als Aufseher eingesetzt wurde und sein ehemaliger Herr schwere Lasten schleppen und sich den Anordnungen Lorenzos fügen mußte. Die Häftlinge amüsierten sich königlich über dieses Schauspiel.

Nach einigen Tagen rebellierte der italienische Offizier gegen diese Behandlung und beschwerte sich bei einem holländischen Oberst, der über einigen Einfluß in der Schreibstube verfügte und — angesichts des internationalen Ehrenkodex des Offizierkorps — auf einer Versetzung Lorenzos bestand.

Auf diese Weise geriet Lorenzos Karteikarte in die Hände eines Schreibers, der die Einteilung zur Zwangsarbeit vornahm. Doch nun griff Lorenzos Schutzengel rettend ein. Sonst wäre seine Karte wahrscheinlich auf dem Berg jener gelandet, deren Inhaber den Außenkommandos zugeteilt wurden, von denen selten jemand ins Lager zurückkam. An diesem Morgen wurde der Schreiber von einem SS-Offizier angerufen, der seinen Alfa Romeo nicht in Gang bringen konnte und deshalb dringend einen Automechaniker — vorzugsweise Italiener — verlangte. Auf Lorenzos Karte stand: „Fahrer, spezialisierter Mechaniker", und der eingeschüchterte Schreiber schickte Lorenzo sofort zu dem Offizier.

Für Lorenzo war es, als hätte er das große Los gezogen. Er bekam eine fast neue, blauweiß gestreifte Häftlingsuniform, seine Gefangenennummer war in Seide auf rotem Grund gestickt (dafür hatte er zehn Zigaretten geopfert), ein Paar gut erhaltene Schuhe, die ihm zwar zu groß waren, aber gute Sohlen hatten, und zwei, wenn auch verschiedene, Wollhandschuhe. Doch was kümmerten ihn schon diese Nebensächlichkeiten? Er durfte sein Haar wachsen lassen, denn die Frau des Obersturmführers mochte keine kahlrasierten Schädel in ihrer Umgebung, und die anderen Häftlinge machten ihm respektvoll Platz, wenn er an ihnen vorüberging. Unter den Häftlingen herrschte eine gesellschaftliche Rangordnung, die ebenso unantastbar war wie ein Erlaß der SS. Sogar unser

ständig auf der Lauer liegender Oberkapo, der überhebliche Armenier, erwiderte Lorenzos Gruß, und der Italiener gefiel sich darin, sauber gekleidet und frisch rasiert auf der Lagerstraße würdevoll auf- und abzuwandeln wie einer der Soldaten, die vor dem königlichen Quirinalspalast in Rom Wache standen.

Abgesehen von dieser verzeihlichen Eitelkeit blieb Lorenzo gefällig, großzügig, vertrauensvoll, sympathisch, aufmerksam, außergewöhnlich verschwiegen, geduldig und verständnisvoll wie zuvor. Durch seinen Einfluß auf den Obersturmführer, der ohne ihn nicht auskam, gelang es, einigen von unseren Freunden einträgliche Arbeiten in der Garage zu verschaffen. Darunter befand sich auch sein ehemaliger Herr, der diesmal gern das Angebot annahm. Seit Lorenzo in der Garage aß und manchmal sogar in der Küche des neuen Herrn, konnte er seine regulären Suppenrationen unter Freunden in der Stube verteilen. Auf diese Weise rettete er mehr als ein Menschenleben.

Gelegentlich, wenn auch sehr selten, fuhr er mit dem Wagen des SS-Kommandanten aus dem Lager und konnte uns anschließend berichten, was in der Stadt vorging. Sein begrenzter Wortschatz beeinträchtigte dabei nicht die Wirkung der lebendigen Beschreibungen, in die er häufig begeisterte Ausrufe in seiner Muttersprache einflocht. Er berichtete über den Feuersturm und die Verwüstungen in München, einer Stadt im Todeskampf unter einem Bombenhagel.

Ein gutes Tauschmittel war Benzin, das Lorenzo gefahrlos stehlen konnte; man brauchte es für alle möglichen Heizvorrichtungen und machte daraus sogar Schnaps und Likör. Ich habe nie erfahren, wie das möglich war. Die Häftlinge, die in Arbeitstrupps draußen auf den Feldern arbeiteten, tauschten Benzin gegen Nahrungsmittel ein, da die Bauern dringend Treibstoff für ihre Traktoren benötigten. Außerdem hegte ich stets den Verdacht, daß unsere Widerstandsgruppe über einen Benzinvorrat zur Herstellung von „Molotow-Cocktails" verfügte. Lorenzo versorgte uns mit Werk-

zeug, Öl, einem elektrischen Akkumulator, Stofflappen, kurz, er schleppte alles an, was ihm in die Hände kam, sogar die Zigarrenkippen, die ihm der Obersturmführer großzügig überließ.

Es war nur zu verständlich, daß Lorenzos Freundschaft unter solchen Umständen bald sehr gefragt war. Der Stubenälteste stellte aus Angst, Lorenzo könnte unseren Block verlassen — was ihm jederzeit freistand — sogar ein Einzelbett für ihn im Vorraum auf. Einer der Neulinge mußte für Lorenzo sorgen, so daß der ehemalige Diener nun selbst über einen dienstbaren Geist verfügte.

Da kein Grund besteht, ehemalige Häftlinge nachträglich anzugreifen, möchte ich keine Namen nennen. Jedenfalls gab es in Lorenzos näherer Umgebung viele, die im zivilen Leben bedeutende Männer gewesen waren: unter ihnen befanden sich ein ungarischer Graf, mehrere Herzöge, ein ehemaliger Botschafter in Spanien, ein Bischof, zwei Generäle, ein bedeutender ungarischer Bankier und Inhaber des größten Warenhauses in Budapest, der Besitzer eines Stahlhüttenwerkes, der oberste Manager eines Hotels in Rotterdam und der frühere Leiter einer Automobilfabrik. Während der ersten Tage seines Lageraufenthaltes war Lorenzo sichtlich von diesen „signori“ beeindruckt. Er verbeugte sich stets vor ihnen und trat beiseite, wenn sie an ihm vorübergingen. Damals nahmen jene Herren kaum Notiz von seiner Existenz, später geruhten sie, ihn mit „Chauffeur“ oder „Lorenzo“ anzureden und schlugen ihm gegenüber einen familiär-huldvollen Ton an, wie ihn Vorgesetzte gewöhnlich für ihre Untergebenen bereithalten. Als Lorenzo jedoch seine Tätigkeit in der Garage aufnahm, setzte eine allmähliche Wandlung ein. Es begann damit, daß sie „Lorenzo“ mit einem freundschaftlichen Unterton in der Stimme zu ihm sagten, und dieser Ton wurde zusehends respektvoller. Bald hieß er „Herr Lorenzo“, manchmal „Herr Mechaniker“ und gelegentlich sogar „Herr Werkmeister“. Es verlangte sie danach, mit ihm zusammen zu sein, sie erkundigten sich nach seiner

Gesundheit und begannen, dem Italiener nicht endenwollende Zeichen ihrer Aufmerksamkeit zu erweisen, die nur in einem Todeslager zu solchen Ausmaßen anwachsen können. Immer stand jemand bereit, um seine Mütze zu holen, wenn er sie zum Zählappell vergessen hatte, oder nur dafür zu sorgen, daß er den besten Platz vor dem Ofen erhielt. Er war jetzt der erste, der über den neuesten Klatsch unterrichtet wurde. Ein Häftling, der in der Krankenstation arbeitete, brachte ihm Aspirin und Watte. Jeder betrachtete es als eine Ehre, ihm zuerst „Guten Morgen" zu wünschen und sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Wenn Lorenzo den Mund öffnete, hörten ihm alle zu und niemand hätte auch nur im Traum daran gedacht, ihn zu unterbrechen, ohne sich vorher zu entschuldigen.

Eine andere Gruppe von Häftlingen versuchte auf andere Weise Lorenzos Freundschaft zu gewinnen. Ein Oberstleutnant versprach ihm, daß er dank seiner persönlichen Beziehungen zum Kriegsministerium innerhalb von drei Tagen nach der Befreiung zum Sergeanten befördert, mit der Silbermedaille ausgezeichnet und entlassen würde. Ein Diplomat rechnete für ihn aus, wie er zu einer Pension kommen könnte. Einer der Bischöfe sagte ihm eine Audienz beim Papst zu und segnete Lorenzo und seine weit entfernte Familie schon jetzt in Erwartung dieses großen Augenblicks. Ein ehemaliger Botschafter in Spanien wollte Lorenzo später adoptieren und gewöhnte sich inzwischen schon daran, ihn „Mein Sohn, mein lieber Sohn" zu nennen. Der kleine Italiener erhielt verlokkende Angebote: Einen Posten in einer Bank, einen anderen als Werkmeister in einer Fabrik und als Beauftragter einer Automobilfabrik in Amerika. Der ungarische Bankier überwies ganz einfach schon jetzt in Gedanken Geld auf „sein" Konto, das er für ihn eingerichtet hatte. Brachte Lorenzo ihm eine Schnitte Brot mit Margarine, wurden 1000 Pengö auf seinen Namen hinterlegt; für ein Paar Schuhe wurden 10.000 Lire bei der Banco di Roma gutgeschrieben. Als der Bankier durch Lorenzos Vermittlung für eine Woche in die

Krankenstube kam, belohnte er ihn mit einem Aktienpaket der Fiat-Werke. In meinen Augen mußte Lorenzo längst Millionär sein, wenn unsere Gefangenschaft zu Ende ging.

Dennoch vergaß Lorenzo keineswegs seinen ehemaligen Herrn, den Reserveoffizier. Nicht allein, daß er ihm Arbeit verschaffte, er versorgte ihn auch mit Nahrungsmitteln, schützte ihn gegen alle Belästigungen, und wenn ich mich recht erinnere, kümmerte er sich um ihn wie ein Sohn, als der Offizier an einer Kolik litt und später an Lungenentzündung erkrankte. Für den Offizier war Lorenzo wie ein Bruder geworden: „Wenn Du je in Not gerätst, Lorenzo", sagte er, „dann komm zu mir und verbringe den Rest Deiner Tage auf meinem Gut in Toskana. Dort kannst Du meine Weinberge pflegen, auf die Jagd gehen und Dir ein angenehmes Leben machen . . ."

Bald darauf erfolgte der Ansturm der Amerikaner. Die Tage vergingen wie im Flug bei der fieberhaften Tätigkeit im Lager. Gewalttaten und turbulente Ereignisse spielten sich ab. Je mehr von einer möglichen Befreiung die Rede war, um so leerer und einsamer wurde es um Lorenzo. Man suchte nicht länger seine Unterhaltung. Brot und Wurst, die er „organisieren" konnte, waren selbstverständlich nach wie vor willkommen, aber man nahm sie nicht mehr so gierig, sondern als wolle man ihm lediglich eine Freude bereiten. Schließlich kam der Tag, an dem Lorenzo nichts mehr auftreiben konnte, da der SS-Offizier geflohen war. Die Garage blieb geschlossen und Lorenzo durfte das Lager nicht mehr verlassen.

Bei der Verteilung von Päckchen ging Lorenzo leer aus. Einige seiner „Freunde fürs Leben", darunter der Bischof, erklärten sich bereit, ihm die Hälfte ihrer Schokolade, der Sardinen oder Zigaretten abzugeben, obwohl sie geizig waren. Die anderen jedoch ignorierten fast ausnahmslos Lorenzos Anwesenheit. Es war nicht mehr länger die Rede von „Herr", man nannte ihn plötzlich ganz einfach „Kamerad" oder „Lorenzo", wenn nicht gar nur „der Italiener". Der

Bankier dachte nicht daran, noch länger imaginäre Summen auf sein Konto zu verbuchen, und der Vater wandte die Augen ab von seinem Adoptivsohn. Weil Lorenzo keinen Kontakt mehr zur Außenwelt besaß, konnte er nur noch schweigend und respektvoll zuhören — was auch klüger war, als den Versuch zu unternehmen, sich an den Scherzen seiner „guten Freunde" zu beteiligen, die sich alle wieder zu meisterhaften Strategen und politischen Genies entwickelt hatten.

Am Tag der Befreiung wurde Lorenzo wie jeder andere von allen Kameraden geküßt, denn in solchen Situationen kennt die Freude keine Unterschiede. Am Abend dieses denkwürdigen Tages jedoch bemerkte ich zufällig, daß Lorenzo traurig in einer Ecke vor seiner Baracke hockte, regungslos durch den Stacheldraht starrte, das unrasierte Gesicht in beide Hände gestützt. Auf die Umwelt wirkte er wie ein verlorener und vergessener junger Hund.

Ich habe ihn noch oft in der gleichen Haltung beobachtet. Die Mehrzahl seiner Nachbarn und Freunde hatte die ehemaligen Baracken der SS bezogen oder sich auf dem Gelände der GIs eingerichtet. Manche wohnten jetzt sogar im Block für VIP (wichtige Persönlichkeiten). Wer in der alten Unterkunft geblieben war, tat so, als hätte er nie im Leben je etwas mit Lorenzo zu tun gehabt. Die Mehrzahl verließ Dachau, ohne sich von ihm überhaupt zu verabschieden. Doch Lorenzo ließ sich nicht entmutigen. Die Befreiung war eben schuld an diesem Durcheinander, überlegte er, und es war nur zu natürlich, daß seine wichtigen Freunde, die hohen Herren, von einer Welle neuer Probleme erfaßt sein würden. Er konnte ihnen später schreiben, denn alle Anschriften hatte er notiert.

Der italienische Reserveoffizier war noch immer im Lager. Er bat Lorenzo, den Alfa Romeo des Obersturmführers zu holen und damit nach Italien zu fahren. Aber als echter Patriot hatte Lorenzo den Wagen im letzten Augenblick unbrauchbar gemacht, damit die SS ihn nicht zur Flucht benutzen konnte. Was übrigblieb, war ein nutzloses Wrack.

Lorenzo verließ Dachau gemeinsam mit seinem Herrn in einem Lastwagen der diplomatischen Vertretung des Vatikans. Der Offizier stieg zuerst ein, gefolgt von Lorenzo, der zwei Segeltuchsäcke schleppte, in denen sein Herr Stiefel, Stofflappen, Standbilder und sonstige Gegenstände verstaut hatte, die ihm in die Hände gefallen waren. Der Offizier nahm auf einem Sitz Platz, den Lorenzo sorgfältig abgewischt hatte. Dann hockte er sich zu seinen Füßen nieder.

Ich begegnete Lorenzo etwa fünfzehn Jahre später in Südamerika wieder. Er arbeitete in Lima als Leiter einer Garage. Mit Hilfe der finanziellen Unterstützung durch die italienische Regierung war er ausgewandert. Das Konsulat hatte ihm zu seiner Stelle verholfen. Der Traum, ein eigenes Unternehmen zu gründen, war daran gescheitert, daß der ungarische Bankier nur sehr zögernd die Gutschriften aus der Lagerzeit einlöste. Lorenzo erhielt einmal eine Überweisung von einigen tausend Lire, aber das war auch alles. Zuverlässig wie er war, hatte Lorenzo getreu seinem Vorhaben an alle ehemaligen Mitgefangenen geschrieben. Nur wenige schickten eine Antwort, meist durch ihr Sekretariat. Auch empfing er einige allgemein gehaltene und nichtssagende Empfehlungsschreiben.

Der Bischof hatte ihm einen persönlichen Segensspruch gesandt, der für Lorenzo und seine Familie bestimmt war, einen pergamentenen Bogen, auf dem die völlige Vergebung der Sünden gewährleistet wird, und dazu ein Foto von Papst Pius XII. Beides hing eingerahmt an der Wand im Eßzimmer. Ich habe es nicht über mich gebracht, ihm zu sagen, daß man solche Segenssprüche in jedem Geschäft auf der Via della Conciliazione kaufen kann. In den ersten Jahren erhielt er auch kurze Schreiben auf seine Weihnachtsglückwünsche. Und dann hörte er nichts mehr.

Ich fand Lorenzos Anschrift damals in einer amtlichen Liste des Dachauer Komitees. Als ich ihm gegenüberstand, begrüßte er mich so stürmisch wie ein Kind, das ein für immer verloren geglaubtes Spielzeug wiedergefunden hat und be-

stand darauf, mich zum Abendessen in sein Haus einzuladen.

Er besaß eine zahlreiche Familie, außerdem waren an jenem Abend noch Freunde, Nachbarn und Kollegen anwesend. Lorenzo war trotz seiner verhältnismäßig bescheidenen finanziellen Lage der liebenswürdige, gefällige und unverfälschte Kamerad von einst geblieben. Das Essen schmeckte vorzüglich. Allein die Tischweine mußten ihn einen Monatslohn gekostet haben. Lorenzo bestritt die gesamte Unterhaltung bei Tisch. Er erzählte pausenlos von seinem Dachau, seinem dortigen Leben, seiner Uniform, seiner Verantwortung und seinen Freunden — dem Bischof, dem Bankier, dem General und den Adeligen — oder von seiner Adoption. Von Zeit zu Zeit unterbrach er den Redeschwall und wandte sich zu mir, damit ich alles bestätigte, was ich auch pflichtschuldigst tat.

„Ich bin so glücklich, daß du gekommen bist", rief er. „Alle meine Freunde und selbst meine Frau wollten mir nie glauben, was ich erlebt habe. Sag ihnen bitte, mein Freund, daß ich ihnen keine Lügengeschichten aufgetischt habe!"

„Dieser Korrespondent", wiederholte er und wandte sich dabei an seine Frau, „war dabei. Sag du es ihnen, Kamerad, wie ich Benzin für das Widerstandskomitee besorgte. Wir wollten damit alle Angehörigen der SS übergießen und verbrennen. Erzähl du ihnen, wie ich den Fall Wiens im Lager verkündete — ich hatte darüber im Radio des Kommandanten gehört — oder wie mein guter Freund, der Leiter von Fiat in Bukarest, mich immer um Rat fragte, wie er meine Meinung über Mercedes-Benz wissen wollte ..."

Es war spät, als ich in mein Hotel zurückkehrte. Lorenzo, noch immer ganz berauscht von diesem, seinem Abend, war nicht davon abzuhalten, mich zu begleiten, um das Hotelpersonal wissen zu lassen, ich sei sein Gast und er würde die Rechnung bezahlen. Er rief sogar bei der Redaktion des „Correo" an, damit sie mich interviewen könnten und ein gemeinsames Foto von uns machten.

„Du kannst dir nicht vorstellen, welche Freude du mir mit

deinem Besuch gemacht hast", sagte er beim Abschied. „Hier in Lima ist alles so armselig, so unbedeutend. Wie oft denke ich an unsere gemeinsamen, heldenhaften und abenteuerlichen Zeiten! Wir waren wie eingesperrte Löwen damals ... O mein Freund, in jenen Tagen, damals in Dachau, da war ich wirklich jemand ..."

6

Milena

Ich traf die dicke Piroschka wieder, als sie sich auf dem Fenstersims eines Gebäudes sonnte, in dem vor der Befreiung Arrestanten der SS untergebracht worden waren. Jetzt diente es als Unterkunft für frühere weibliche Häftlinge. Der amerikanische Lagerkommandant, der sich viele tausend Kilometer von seiner Heimat im Mittelwesten entfernt befand, konnte sich nicht von seinen puritanischen Ansichten freimachen, die anscheinend ein typischer Charakterzug aller Offiziere aus der Neuen Welt sind. Er hatte befohlen, daß die „befreiten" Frauen Tag und Nacht ganz besonders scharf von Patrouillen, die sich aus Freiwilligen der Lagerinsassen und weißen amerikanischen Soldaten zusammensetzten, überwacht werden sollten. Auf diese Weise wurden den Frauen, die zum Teil ihre Kleinkinder bei sich hatten, mögliche Belästigungen erspart. Männer hatten zu diesem Bezirk keinen Zugang. Sogar wer als Ehemann, Verlobter oder langjähriger Geliebter ein Anrecht auf Besuch hatte, wurde nicht vorgelassen. Wenn die Abendglocken verklungen waren, verwandelte sich diese Stätte in totales Sperrgebiet. Sämtliche Fenster waren vergittert, und das Gebäude lag an einem Weg, den abends niemand betreten durfte.

Als Piroschka mich entdeckte, warf sie die Arme in die

Luft, dankte dem Himmel für diese Begegnung und fragte mich sofort, ob ich eine Zigarette für sie hätte. Ich hatte keine, aber ich schenkte ihr eine Tube Zahnpasta und eine kleine Flasche Kölnisch-Wasser, die sie mit sichtlicher Herablassung annahm. Ich hatte sie für tot gehalten und nehme an, daß sie dasselbe von mir vermutet hatte. Warum sollte man sich schon darüber wundern, daß der eine oder andere Gefangene noch lebte und frei war? Alle Konzentrationslager glichen einem makabren Lotteriespiel. Wer das große Los zog, hatte Aussicht, herauszukommen.

Wir beide zählten zu den Gewinnern. Wir hatten die Massenbegeisterung bei der Befreiung miterlebt. Unglücklicherweise war dieser Enthusiasmus nicht mehr als ein Ventil für Tausende und Abertausende menschliche, tierische und sinnliche Aufwallungen; die selbstsüchtige Genugtuung darüber, seine eigene Haut mehr oder weniger unbeschadet gerettet zu haben. Alles andere war nebensächlich, jeder dachte nur an sich selbst und vergaß, daß viele Leidensgenossen diesen Augenblick nie erleben durften. Man konnte sie mit einem Spieler am Roulettetisch vergleichen, der auf die kreisende Scheibe starrt und feststellt, daß die Kugel auf der von ihm gesetzten Zahl liegenbleibt, anschließend seine gewonnenen Spielmarken in die Tasche steckt, und sich wenig darum schert, ob andere das gleiche Glück haben. Wären wir jedesmal in einen Begeisterungstaumel versunken, wenn ein Mitgefangener von der Lawine verschont geblieben war, so hätten wir logischerweise den Tod jedes anderen Leidensgenossen beweinen müssen. Das aber wäre nicht möglich gewesen, da auf jeden Überlebenden etwa tausend tote Kameraden kamen.

Die dicke Piroschka behauptete, Tochter eines ungarischen Aristokraten zu sein. Ihr Vater war vermutlich Botschafter in Teheran gewesen. Im Lager Maria Lanzendorf bei Wien war ich ihr zum ersten Male begegnet. Dort nannte sie jeder die „dicke Piroschka“, was offensichtlich mit ihrer Tätigkeit in der Küche zusammenhing, wo sie keinen Hunger litt.

Sogar in Dachau konnte sie einigermaßen ihr stattliches Gewicht beibehalten.

Piroschka hatte Maria Lanzendorf im Februar 1945, also lange Zeit nach mir, verlassen und war in das berüchtigte Schloß Hartheim eingeliefert worden. Die Dachauer Behörde schickte Häftlinge, die als Versuchskaninchen für teuflische medizinische Experimente benutzt wurden, hierhin. Piroschka war davon verschont geblieben, so behauptete sie jedenfalls, und unversehrt nach Dachau gekommen.

„Milena war auch dort", sagte Piroschka plötzlich leise. Es schien, als ob ihr Ton jede weitere Frage zu diesem Thema verbieten würde. Milena war mit uns zusammen in Maria Lanzendorf gewesen. An einem Oktobertag im Jahre 1944 hatte man sie in einem der Polizeiwagen abgeholt, die für gewöhnlich die Opfer in die Gaskammern brachten. Milena war damals gerade 17 Jahre alt geworden. Jeder von uns war ein bißchen in das schöne Mädchen verliebt.

Das Konzentrationslager Dachau konnte man mit einem ungeheuren Spinnennetz vergleichen, dessen Fäden sich über das ganze Reich und sogar darüber hinaus spannten. Maria Lanzendorf verfügte zwar über einen wohlklingenden Namen, war jedoch, wie alle anderen Gefängnisse der Nazis, ein düsterer, schrecklicher, nebeliger und ständig rauhen Winden ausgesetzter Ort. Man erreichte dieses kleine Lager nach einer halben Bahnstunde von Wien aus. Man konnte es als Fahrtunterbrechung zwischen Dachau und Mauthausen bezeichnen. Dachauer Häftlinge wurden nach Mauthausen überführt, um dort in den Gaskammern zu sterben, und umgekehrt schickte man aus Mauthausen Häftlinge zur Liquidierung nach Dachau. Die Fahrt wurde in Maria Lanzendorf unterbrochen.

In Maria Lanzendorf wurden die Insassen in Gruppen eingeteilt. Die in Wien stationierte Gestapo hielt ihre Opfer hier fest, bis über ihr Schicksal ein Entschluß gefaßt wurde. Es wurden Verhöre abgehalten, und gerade in jenes Lager brachten die Dachauer politischen Untersuchungsbeauftrag-

ten Häftlinge aus ihrem Lager zur Gegenüberstellung. Es wäre zwar offensichtlich einfacher gewesen, die Verhöre in Dachau stattfinden zu lassen, aber Wien war noch immer eine leidlich angenehme Stadt, und ich nehme an, daß die SS diese Verhöre in Maria Lanzendorf zum Vorwand nahm, um anschließend den Abend im Prater oder in Grinzing zu verbringen. Darüber hinaus wurden in Maria Lanzendorf Deportierte festgehalten, deren Freilassung bereits bewilligt worden war, die jedoch auf Wunsch der Behörden noch einige Monate zurückgehalten wurden. Die Gestapo gab nur ungern ihre Beute frei.

Ich hauste in einem kleinen Gebäude, das in den längst vergangenen Tagen, als das Lager noch ein großer Bauernhof war, von den Landarbeitern bewohnt worden war. Es war ein sehr bescheidener kleiner Raum im zweiten Stockwerk. Nicht einmal die Tür ließ sich richtig schließen. Unter meinem Zimmer befanden sich drei oder vier schmutzige Zellen, die von amerikanischen Fliegern bewohnt wurden. Sie waren abgeschossen worden und mit Fallschirmen abgesprungen. Bauern, die sich mit Mistgabeln bewaffnet hatten, nahmen sie gefangen. Ein Amerikaner war von den Bauern gelyncht worden, die anderen befanden sich in schlechter Verfassung. Der linke Flügel des Hauses, vom Rest des Gebäudes völlig isoliert, diente als eine Art Schlafsaal für einige hundert italienische Zuchthäusler. Alle waren wegen Mordes mit lebenslänglicher Haft bestraft worden, wußten jedoch nicht, warum sie von den Deutschen hierher gebracht worden waren. Sie hofften, einer italienischen SS-Division zugeteilt zu werden, die dem Vernehmen nach zusammengestellt werden sollte.

Für mich war der Aufenthalt in Maria Lanzendorf ein geradezu idyllisches Intermezzo im Gegensatz zu dem Grauen in den Todeslagern Dachau, Mauthausen und Auschwitz. Das Lager, in dem es kein Krematorium gab, galt als Tor zur Freiheit. Es machte einen geradezu harmlosen Eindruck auf mich, abgesehen von dem Zwang, der abendlichen

Bestrafung auf dem Appellplatz des Lagers beiwohnen zu müssen — fünfzehn bis fünfundzwanzig Peitschenhiebe pro Häftling aus „Erziehungsgründen". Ebenso mußte man an jedem Freitag mit ansehen, wenn die Todesstrafe durch Erhängen exerziert wurde.

Der größte Teil der Lagerbewohner bestand aus Deutschen oder Fremdarbeitern, die wegen geringfügiger Übertretungen der Vorschriften zu Freiheitsstrafen verurteilt worden waren.

Mein Abtransport von Mauthausen war unter seltsamen Umständen vor sich gegangen: An einem regnerischen Nachmittag befahl man uns, im Hof zum Appell anzutreten. Ich versuchte, ihn zu umgehen, indem ich eine dringende Arbeit vortäuschte. Der Kapo jedoch, ein professioneller Mörder, der auf den unschuldig klingenden Namen Willy hörte, hatte grundsätzlich etwas gegen Leute, die sich für etwas Besonderes hielten. Mir war er erst recht nicht gut gesonnen. So war es nicht verwunderlich, daß ich trotz aller Ausflüchte gezwungen wurde, mit meiner Gruppe anzutreten.

Der Zählappell wurde zu Ehren eines „hohen" Besuchers abgehalten, des Gauleiters von Niederösterreich, dazu einem Freund Hitlers. Er machte sich an diesem Tag das Vergnügen, eine Gruppe zu überprüfen, die zum größten Teil aus ungarischen Politikern, Diplomaten und Aristokraten bestand. Vor dem ersten Mann in jeder Reihe hielt er an, beschimpfte ihn, lachte ihm ins Gesicht, und je nachdem, wie er gerade gelaunt war, beehrte er ihn mit einem Schulterklopfen. Ich hoffte, diesem Hagel von Schmähungen entgehen zu können. Da ich erst später hinzugekommen war, stand ich die ganze Zeit über im Hintergrund. Aber der Lagerkommandant machte den Gauleiter auf mich aufmerksam.

„Das ist ein Türke", sagte er, „der einzige türkische Gefangene in diesem Lager." Das klang wie von einem Zoodirektor, der seinen weißen Elefanten aus Siam vorführt. Unversehens hatte man mich auf die Stufe einer exotischen Seltenheit erhoben.

„Aha!“ rief der Gauleiter, „ein Spion, nicht wahr? Wie haben Sie es angestellt, hierhin zu kommen?“

„Nun, ich habe gar nichts dazugetan“, antwortete ich in höchst unschuldigem Ton, um so mehr, als ich es wirklich so meinte.

Der Gauleiter blickte den Lagerkommandanten an, der sich daraufhin an einen Adjutanten wandte. „Wir können auch nichts Genaues sagen“, murmelte dieser schließlich. „Er ist Journalist.“

Der Kommandant schien verwirrt und hätte sich wohl am liebsten selbst geohrfeigt, daß er die Aufmerksamkeit des Besuchers auf einen Häftling gelenkt hatte, dessen abscheuliche Verbrechen er nicht aufzählen konnte. War es nun aus Nachlässigkeit, Bummelei oder mangelnder Organisation geschehen, jedenfalls hatte die Gestapo meine Akte nicht an die Lagerverwaltung geschickt.

Der Gauleiter starrte mich erstaunt an und platzte dann heraus: „Ja, natürlich, jetzt erinnere ich mich, wir trafen uns zum Tee bei Paula Wessely nach einer Generalprobe.“ Paula Wessely gehörte zu Deutschlands größten Schauspielerinnen. Ich hatte über die Proben berichtet, denn zu jener Zeit war ich besessen von der Idee, Intendant zu werden. Tatsächlich war der Gauleiter einmal erschienen, und wir hatten uns unterhalten.

„Wenn Sie Türke sind, dann bedeutet das doch, daß Sie ein Neutraler sind und nicht hier festgehalten werden können! Nicht in meinem Gau! Das muß sofort geklärt werden.“ Er wandte sich an den Lagerkommandanten, der dies salutierend zur Kenntnis nahm.

Zwei Tage später hatte ich meinen Marschbefehl in der Tasche. Die Hälfte meiner unglücklichen Kameraden war fest davon überzeugt, daß ich freigelassen und nach Budapest zurückkehren würde und überschüttete mich mit Aufträgen und guten Ratschlägen. Die andere Hälfte jedoch prophezeite mir, daß mich ein bitteres Ende in dem Lastwagen erwarten würde, der am Lagertor stand. „Sie schließen die Türen

und drehen dann die Gashähne auf", lautete ihre düstere Voraussage.

Ich betrachtete meinen Transport jedoch als eine Art Wunder und vermute, daß auch die SS überrascht war, als sie mich mit einem Wagen lebend aus Mauthausen ankommen sah. Jedenfalls wurde die SS sehr vorsichtig mit allem, was mich betraf, um sich nicht die Finger zu verbrennen.

Dante schuf verschiedene Kategorien in seinem höllischen Inferno. Man sollte mir daher nicht übelnehmen, daß auch ich Unterschiede zwischen den Angehörigen der SS, die zu Scharfrichtern Europas geworden waren, mache. Zweifellos hat es auch unter ihnen wertvolle Männer gegeben, die ehrenhaft kämpften, wenn man die Kriegführung überhaupt so bezeichnen kann; andere mochten unfreiwillig zu den Totenkopf-Einheiten überstellt worden sein; und dann gab es einfach noch diejenigen, die lediglich einer politischen Gruppe angehören wollten und anfangs weder Neigung noch Verlangen nach brutaler Gewalt spürten. Der größte Teil der SS aber bestand aus Verbrechern. Ich muß zugeben, daß SS-Männer, die aus Deutschland kamen, mir weniger grausam und sadistisch zu sein schienen als die Österreicher. Die Männer der österreichischen SS hatten sich freiwillig gemeldet, nachdem ihr eigenes Land Opfer einer brudermörderischen Aggression geworden war. Es mag SS-Freiwillige gegeben haben, die der Bewegung zu einem Zeitpunkt beigetreten waren, als sie noch nichts weiter als das vage Gebilde einer Ansammlung von begeisterten und verbitterten „Patrioten" darstellte, die sich in eine Sackgasse getrieben fühlten; es mag auch solche gegeben haben, die niemals auch nur irgendwelche Greueltaten vorausgesehen und nur schnell errungene Siege erwartet hatten.

Himmler und seine Gefolgsleute waren moderne Ausrottungsdämone, die, mochten sie ihre Tätigkeit durch Akten oder eine Maschinerie ausüben, stets weiße Handschuhe trugen und sich höchst selten die eigenen Hände beschmutzten. Immer, wenn ich jedoch von Aktionen empörender Brutali-

tät hörte, waren sie von österreichischen Nazis verübt worden. Noch schlimmer waren die Gefangenenwärter, die aus den Gebieten der ehemaligen ausländischen Provinzen der Habsburger kamen. Diese Männer quälten ihre Opfer nicht nur auf Befehl, sondern auch, weil sie dabei eine Art Vergnügen empfanden. Wie Katzen, die ständig auf der Lauer nach Mäusen liegen, hielten die Wachen Ausschau nach geeigneten Opfern.

Ich erinnere mich an einen SS-Mann, der höchstens 1.50 Meter groß war und in einer anderen Umgebung mit seinem dicken Bauch und der Knollennase lächerlich gewirkt hätte. Aber niemand von uns im Lager hätte jemals etwas am physischen Anblick der SS-Männer lächerlich gefunden. Das Opfer achtet nicht — wenn sein Kopf schon unter dem Fallbeil der Guillotine lag — darauf, ob sein Henker schön oder häßlich ist. Wir nannten ihn wegen seiner Größe und seiner Gewohnheit, die Hand zwischen die Knöpfe der Uniformjacke zu schieben, und weil er jeden Tag den großen Sieg der Armeen Hitlers in Rußland ankündigte, ganz einfach „Napoleon". Er verbrachte die meiste Zeit damit, auf dem Wachtturm zu sitzen. Das hölzerne Gebilde war etwa 5.50 Meter hoch, und von dort oben konnten die Wachen den gesamten inneren Lagerbezirk überblicken. Er hielt einen Feldstecher in der Hand und überwachte wie ein Admiral auf der Kommandobrücke seines Flaggschiffes die endlose Ausdehnung des Platzes. Er war kein Don Quijote in Uniform, der den Angriff von feindlichen Fallschirmjägern erwartete, sondern überwachte lediglich die Gefangenen bei ihrer Arbeit.

Sobald jemand in sein Blickfeld geriet, der von der Arbeit aufschaute, schwatzte oder gar nach dem weiblichen Lagerblock hinübersah, würde der sadistische SS-Mann mit einer Leichtigkeit, die man unter anderen Aspekten für bewundernswert gehalten hätte, von seinem Turm herabsteigen, sich auf das immer am Fuß des Turmes bereitstehende Motorrad schwingen und mit Höchstgeschwindigkeit über den Hof

rasen, ohne sich um die Sicherheit auch nur eines der sich dort aufhaltenden Häftlinge zu kümmern. Er würde abspringen, ohne den Motor abzustellen, sich auf den bedauernswerten Gefangenen stürzen und ihn unbarmherzig durch Boxhiebe und Fußtritte zu Boden strecken. Sein Opfer würde ohnmächtig, oder zumindest diesen Anschein erwekken, da dies die einzige Möglichkeit war, die Tortur abzukürzen. Anschließend würde Napoleon mit derselben halsbrecherischen Geschwindigkeit wieder zu seinem Wachtturm zurückrasen und dort, das Fernglas in der Hand, auf die nächste Gelegenheit warten.

Ein anderer Angehöriger der SS, der aus der Batschka stammte, erhielt zwei- oder dreimal wöchentlich Besuch von seiner Verlobten. Das verstieß gegen die Vorschriften, aber der Lagerkommandant war zu selten anwesend, um davon Kenntnis zu nehmen. Dieser große, gut gebaute Mann verfügte über einen gewissen Bildungsgrad, da er wahrscheinlich einige Jahre lang die höhere Schule besucht hatte, was unter diesen für gewöhnlich ungebildeten Söldnern eine Seltenheit war. Da er ein grünes und ein hellbraunes Auge hatte, nannten wir ihn „Tiger".

Seine Verlobte war ein sehr hübsches Mädchen, kaum älter als sechzehn Jahre, mit hellblondem, welligem Haar. Sie lächelte unentwegt, als ob dies das einzige wäre, was sie konnte. Ihr Vater war Fleischer in dem Dorf. Bei jedem Besuch brachte sie ein großes Paket mit. Den Inhalt konnten wir nur vermuten: Wurst, Schinken, Schweinefleisch und alle jene anderen Fleischsorten, deren Geschmack wir seit endlosen Zeiten vergessen hatten. Außerdem brachte sie Knochen für Tigers Hund mit, eine Schäferhundmischung, dem es besonderes Vergnügen bereitete, Häftlinge in die Waden zu beißen.

Wenn das Mädchen eintraf, pflegte Tiger sie in unsere Baracke zu bringen. Im Erdgeschoß gab es eine Art Zelle, die der diensthabenden Wache als Aufenthaltsraum diente. Dort schloß sich Tiger mit dem Mädchen ein.

Als hätte der Zufall seine Hand im Spiel, begannen immer dann, wenn der Unterscharführer Tiger mit seinem Mädchen in der Zelle war, auf dem Hof die Auspeitschungen. Nur selten erlebte ich während meines Aufenthaltes in Maria Lanzendorf eine Ausnahme. Willkürlich ausgesuchte Häftlinge wurden auf einen Holzbock gebunden und einer der wachhabenden Soldaten verabreichte jedem einzelnen zehn bis zwanzig Hiebe. Meist wurde das Opfer nach den ersten sechs Schlägen ohnmächtig. Dann übergoß man den Mann mit kaltem Wasser und versetzte ihm die restlichen Peitschenhiebe.

Einmal gelang es mir, durch ein kleines Loch in der Tür in den Raum zu spähen, in dem sich Tiger und das Mädchen befanden. Sie standen beide vor dem Fenster, von wo sie einen guten Ausblick auf den Hof hatten und die Auspeitschung verfolgen konnten. Das Mädchen war völlig nackt, preßte die Handflächen gegen die Wand und die Nase gegen die Fensterscheibe, während sie fasziniert auf die Vorgänge im Hof starrte. Ab und zu drehte sie sich um und küßte ihren Geliebten. Viele Jahre später stieß ich bei der Lektüre der Memoiren des galanten Ritters Giacomo Casanova de Seingalt auf eine Szene, wo er eine Dame vom Hof Ludwigs XV. auf einem Balkon verführt, während sie zur gleichen Zeit mit Wonne eine Hinrichtung auf der Place de Grève verfolgt.

Ich fand nie heraus, wie ein anderer Unterscharführer namens Tibor sich von der SS hatte anwerben lassen können. Aber als Häftling richtet man keine Fragen dieser Art an einen SS-Mann, selbst wenn dieser menschenfreundliche Züge besitzt und man verleitet werden könnte, ein solches Gespräch mit ihm zu beginnen. Tibor war eine unbegreifliche Ausnahme, ja, ich möchte sagen, er war einmalig. Niemand wurde von ihm mißhandelt oder beschimpft. Er vermied es hartnäckig, dies jemals tun zu müssen. Dazu gehörte Mut, denn die Ranghöheren in der SS verhängten harte Disziplinarstrafen über SS-Angehörige, die auch nur das geringste

Anzeichen menschlichen Wohlwollens durchblicken ließen. Wurde Tibor aber durch einen Befehl genötigt, Häftlinge zum Marschieren oder zur Arbeit zu zwingen, sie in Einzelhaft zu nehmen oder Strafurteile mit seiner nasalen Stimme laut zu verlesen, so tat er es nur widerstrebend und mit einem wie um Abbitte leistenden Lächeln, als ob er um Verzeihung bitten wollte für das, was er tat, und um gleichzeitig damit das Los seiner Opfer zu erleichtern. Wenn Tibor sicher sein konnte, daß sich kein anderer SS-Mann in der Nähe aufhielt, dann wagte er sogar einige ermutigende Worte oder kündigte irgendwelche guten Nachrichten an, z. B. das Eintreffen von Päckchen. Auch ließ er die Häftlinge eine Weile ausruhen und ermöglichte damit jene bescheidenen Erleichterungen, die in einem Lager den Unterschied zwischen dem Erträglichen und dem Unerträglichen ausmachen.

Für alle skeptischen Leser sei erwähnt, daß Tibor freiwillig in die SS eintrat. Er wurde in Siebenbürgen geboren, jenem Gebiet in Rumänien, um das unter allen Regierungen, in Kriegs- wie in Friedenszeiten, mit den Ungarn gekämpft worden war. Tibors Familie war schon vor Jahrhunderten dorthin ausgewandert, wie es hieß, sogar auf Geheiß zur Zeit Friedrichs des Großen. Sein Vater war Bauer, er jedoch begnügte sich mit dem Posten des Briefträgers in seinem Heimatort. Dann kamen der Krieg und das Großdeutsche Reich. Die Gleichaltrigen waren ausgezogen, um für das Heimatland ihrer Vorväter zu kämpfen, genauso triumphierend, wie die Generationen davor sich den Kreuzzügen angeschlossen hatten. Tibor tat es ihnen gleich, denn es wäre zu beschämend gewesen, sich aus diesem Kreis auszuschließen. Abgesehen davon zogen die Rumänen alle Nichtfreiwilligen zu ihrer Armee ein, was eine noch unerfreulichere Aussicht bedeutete. Alle freiwilligen Auslandsdeutschen wurden automatisch auf Anordnung Himmlers der Schutzstaffel einverleibt, ein großer Teil von ihnen dem Sicherheitsdienst zugeteilt und versah dann Dienst als Gefangenenwärter. Trotz seiner Abneigung gegen jegliche Gewalttätigkeit hatte Tibor

sich mit der neuen Lage abgefunden, denn er hatte Angst, zu desertieren. Auch war er lieber in Maria Lanzendorf, das nur eine halbe Stunde von Wien entfernt lag, als in den Steppen der unteren Wolga als „Köder für die Wölfe" zu dienen.

Man konnte Tibor beim besten Willen nicht als das Abbild eines teutonischen Kämpfers bezeichnen. Seine schmächtige Gestalt wirkte eher zerbrechlich, auffallend schwarzes, lockiges Haar umrahmte das schmale Gesicht mit der mädchenhaft zarten Haut. Wenn er vor der Sperre am Nordtor seinen Wachtposten bezogen hatte, ging er wie ein Balletttänzer auf und ab. Dennoch war er ein gutaussehender junger Mann, und wie er mir gegenüber einmal bescheiden zu verstehen gab, fanden ihn die Frauen besonders in Uniform unwiderstehlich. Ich konnte mich des Gedankens jedoch nicht erwehren, daß Tibor gleichzeitig auch der Liebling des Leiters des politischen Büros war. Dies mochte eine Erklärung dafür sein, warum er nie an die Front geschickt worden war.

Fast jeden Abend, wenn Tibor Wache hatte, unterhielten wir uns. Ich stand hinter dem kleinen, vergitterten Fenster im Flur des Erdgeschosses, während er sich gegen die Außenwand lehnte. Das war noch zu der Zeit, als die Lagerleitung irrtümlicherweise annahm, meine Entlassung stünde kurz bevor, so daß ich ausnehmend gut behandelt wurde. Die kurzen abendlichen Gespräche bedeuteten für mich eine willkommene Zerstreuung. Tibor berichtete mir über seine Eroberungen und sparte dabei nicht mit amüsanten Details. Dafür erzählte ich ihm von Paris, von den Mädchen auf dem Boulevard St. Michel und der Rue Soufflot oder über die eingebildeten Gänseblümchen im Bois de Boulogne.

Tibor, gutaussehend, charmant und gutmütig, war von seiner Unwiderstehlichkeit überzeugt, bis er Hildegard, eine stattliche Blondine, traf. Sie war Zahnärztin in Wien und Tibor ihr Patient. Alle Zahnärzte waren damals entweder eingezogen oder überlastet, jedenfalls gab es keinen einzigen im Lager.

„Wenn Hildegard mit ihren Brüsten an meine Schulter

kommt, damit sie besser in meinen Mund sehen kann", erzählte er mir, „dann durchfährt es mich immer." Aber Hildegard ließ es nie weiter kommen, und wenn Tibor den Versuch machte, die Berührung auszukosten, entdeckte die Zahnärztin mit engelsgleicher Geduld einen weiteren Zahn, der unbedingt behandelt werden mußte. „Es sieht so aus, als ob sie es absichtlich macht", überlegte er, „denn sie tut mir weh, so daß ich mich zusammenreißen muß, um nicht zu schreien. Aber das Schlimmste ist, daß ich bald keine Zähne mehr habe, an denen sie herumbohren kann. Dann kann ich nicht mehr zu ihr gehen und werde sie nicht wiedersehen." Dann sprach er zum erstenmal davon, daß er sich an die Front melden wolle. Vielleicht war es ihm damit nicht besonders ernst, aber bestimmt gab es im ganzen Lager nicht einen Häftling, der Tibor durch einen der üblichen Aufseher ersetzt wissen wollte. Zum Glück fiel mir ein, in Stendhals Roman „Rot und Schwarz" gelesen zu haben, daß ein wahrer Ansturm von Liebesbriefen jede Frau auf die Dauer nachgeben läßt. „Ein vorzüglicher Gedanke", stimmte Tibor zu. „Aber wie soll ich das anstellen? Was soll ich schreiben?"

Mich plagte die Langeweile, und nichts wünschte ich mir sehnlicher, als irgend etwas schreiben zu können, wenn es mir nur vergönnt wäre, eine Feder in der Hand zu halten und Papier zu beschmieren. Tibor vollbrachte Wunder. Er machte eine alte Schreibmaschine für mich ausfindig und erhielt dazu die Erlaubnis des Oberscharführers, da dieser seinen Vorteil ebenfalls wahrnahm und mich von da an zum Schreiben seiner Tagesbefehle heranzog.

Entweder hatte Tibor Hildegard falsch eingeschätzt oder seine Taktik später geändert — meine Briefe brachten den ersehnten Erfolg. Glühend vor Begeisterung kehrte er von einem Wochenende zurück und brachte mir sogar — unvorstellbare Schätze in jenen Tagen — ein großes Stück Wurst und einige Kartoffeln mit.

Tibors Episode machte in verschiedenen Baracken die Runde. Sie erheiterte sogar den Lagerkommandanten

Schmidt, der sichtlich beeindruckt zu mir kam, um mich in Augenschein zu nehmen. Er reichte mir eine Zigarette und sagte plötzlich: „Wir werden schon etwas für Sie finden. Sie können hier nicht ständig verpflegt werden, ohne etwas für Ihren Unterhalt zu tun. Melden Sie sich morgen früh nach dem Zählappell um sechs Uhr bei mir. Ich habe eine Arbeit für Sie, die Ihren Fähigkeiten entspricht."

Das war eine gute Nachricht. Arbeit bedeutete Erlösung aus der Isolierung, Verbindung mit anderen Häftlingen, vielleicht sogar mit der Außenwelt, Radio hören, Zeitung lesen und wer weiß was sonst noch. Ich war überzeugt, daß man mich in die Schreibstube stecken würde, wo bereits einige andere Häftlinge mit Verwaltungsarbeiten beauftragt waren.

Tibor brachte mich am nächsten Morgen zu meiner neuen Arbeitsstätte. Doch eine Schreibstube war weit und breit nicht zu sehen. „Sie sind ab jetzt Aufseher des Badehauses", sagte er und blinzelte mir dabei zu. Er war übrigens der einzige SS-Mann, der manchmal einen Häftling mit „Sie" statt mit dem „Du" anredete.

Es handelte sich um die Duschräume der Frauen, einen geräumigen, rechtwinkeligen Holzschuppen mit steinernem Boden. Eine Wand trennte den Duschraum von einer Art Ankleideraum, in dem einige Bänke standen. In einer Ecke hatte man aus verbogenen Wellblechplanken einen kabinenartigen Verschlag abgeteilt — mein „Büro".

Alle Deutschen, ob gute, schlechte, mittelmäßige oder unwissende, haben eine genaue Vorstellung von Organisation und arbeiten gewissenhaft jede Einzelheit aus. Die weiblichen Lagergefangenen waren durchweg unterernährte Geschöpfe. Man schlug und quälte sie, und viele fanden den Tod in den Gaskammern. Sie wurden beleidigt oder vergewaltigt, man hüllte sie in stinkende Lumpen, band sie zu dritt auf eine Matratze und fuhr sie mit kahlgeschorenen Köpfen und gefesselten Händen durch die Straßen von Wien; alles hatte man ihnen genommen, sogar die Fotografien ihrer Ehemän-

ner und Kinder. Aber um laut Vorschrift „den Körper nicht zu vernachlässigen und sich sauberzuhalten", mußten sie dreimal wöchentlich duschen. Diese unsinnige Anordnung nahm keinerlei Rücksicht auf die Tatsache, daß es praktisch nie Seife gab, daß die Frauen im Anschluß an das Bad dieselben schmutzigen, verlausten Kleider wieder anzogen und auf dem Weg zu ihrer Unterkunft den eisigen Hof überqueren mußten, nachdem sie das überheizte Gebäude verlassen hatten. Dabei liefen sie Gefahr, sich eine Lungenentzündung zu holen, die unter den gegebenen Umständen verheerende Folgen haben mußte.

Möglicherweise steckte eine Absicht hinter dieser Idiotie. Eine andere Vorschrift besagte, daß der Oberaufseher der Duschräume stets ein männlicher Gefangener sein mußte. Das war nur ein weiteres Mittel, die Frauen noch mehr zu erniedrigen, weil sie gezwungen waren, unter den Augen des Oberaufsehers und seines ebenfalls männlichen Helfers selbst die intimsten Waschungen vorzunehmen. Trotz allem waren die regelmäßigen Besuche im Brausebad — soweit es die Frauen betraf — die einzige Zerstreuung in ihrer schweren Gefangenschaft. Sie konnten sich wenigstens für eine Weile in der Wärme entspannen, den Argusaugen der SS-Aufseherinnen entrinnen und endlich einmal ihre Kleidungsstücke, die vor Dreck starrten, ablegen. Nackt, ohne äußerliche Merkmale, die sie als Gefangene kennzeichneten, mochten sie vielleicht für einen Augenblick vergessen, wo sie waren. In mancher Beziehung glich es einer Rückkehr in das normale Leben, das sie einst gekannt hatten und das nun so weit hinter Zeit und Raum lag. Heißes Wasser, ein Handtuch, ein warmer Fußboden — das alles war zum Luxus geworden.

Die Scham spielte kaum noch eine Rolle. Die Frauen hatten sich längst daran gewöhnt, nackt vor den SS-Männern und der Gestapo stehen zu müssen. Im Gegenteil, die Dusche gab ihnen die einzige Gelegenheit, mit Männern in Kontakt zu kommen, mit denen sie sprechen, lachen oder scherzen konnten, ohne eine Strafe befürchten zu müssen. Die Hüb-

schesten, weit davon entfernt, Verwirrung zu zeigen, fühlten sich geschmeichelt, bewundert und begehrt. Sie bildeten sich ein, ihre Weiblichkeit wiedererlangt zu haben, die für immer in ihnen auszulöschen die Lagerleitung bemüht war. Wie konnten sie auch ahnen, daß sie mit ihren kahlen Köpfen, den ausgemergelten Körpern, die jede weibliche Linie vermissen ließen, und der bläulichen oder gelblichen Haut nur Mitleid und manchmal sogar Furcht in einem Mann erweckten.

Ich habe nie erfahren, welche „entsprechenden" Fähigkeiten mich zum Aufseher im Badehaus werden ließen, doch ich muß zugeben, daß diese Tätigkeit recht angenehm und ungestört war. Ich brauchte überhaupt nichts zu tun, denn mein Assistent Sascha erledigte alles, sogar die Wasserhähne drehte er auf. Sascha war Ukrainer aus dem östlichen Ruthenien. Je nach Laune und Kriegsverlauf betrachtete er sich als Russe, Ungar oder Pole. Er war als freiwilliger Arbeiter nach Deutschland gekommen, jedoch bald darauf eingesperrt worden, entweder, weil er Sabotage an seinem Arbeitsplatz in einer Fabrik getrieben hatte, oder weil er einer deutschen Frau nachgestiegen war, deren Mann an der Front kämpfte. Es kam ganz auf die Umstände an, welche Version er vortrug. Sascha reinigte den Duschraum, sorgte für heißes Wasser, schleppte Brennstoff heran, wenn es nötig war und hielt unter den Badenden eine gewisse Disziplin aufrecht. In seiner spärlich bemessenen Freizeit betrieb er einen schwunghaften Schwarzmarkthandel.

Er überließ es mir, den Schiedsrichter zu spielen, denn bekanntlich besitzen Frauen in der Gefangenschaft einen verstärkten Hang zum Streiten. Am schlimmsten war die Eifersucht untereinander. Die Dicken — verschiedene Frauen hatten noch nicht an Gewicht verloren, da sie sich erst kurze Zeit im Lager befanden oder das Glück hatten, in der Küche zu arbeiten — beklagten sich darüber, daß sie von den „Moslems" verfolgt würden. So nannten sie diejenigen Frauen, die nur noch aus Haut und Knochen bestanden. Dauernd strit-

ten sie sich um Lappalien, und sei es wegen eines angeblichen Winkens oder Lächelns, das ein beliebiger männlicher Häftling irgendeiner von ihnen erwiesen hatte. Als ob es möglich wäre, über 180 Meter Entfernung und Reihen von Stacheldraht hinweg eine solche Geste sicher zu erkennen!

Ständig wurde um die Seife gekämpft, da ein einziger Riegel Seife als Wochenration für 200 Frauen dienen mußte. In Wien behauptete man übrigens damals, daß die Deutschen während des Krieges Seife aus dem Fett von Juden herstellten, die in Todeslagern vernichtet worden waren. Ich habe diese Schauergeschichte nie ganz glauben können. Die Frauen interessierten sich jedenfalls nicht für den Ursprung ihrer Seife. Für sie bedeutete ein solcher Riegel, wenn auch nur sparsam gebraucht, eine lebenswichtige Angelegenheit. Um auch nur ein Stück zu erhaschen, rauften sie miteinander oder schlugen und zerkratzten sich gegenseitig die Gesichter mit ihren Nägeln.

Andere Mädchen versuchten das allgemeine Durcheinander auszunutzen, um ihre Kleidungsstücke mit denen einer anderen Frau zu vertauschen. Das brachte nichts ein, da ein Stück genauso abscheulich aussah wie das andere. Meine kümmerlichen diplomatischen Talente gingen völlig unter, und ich muß zugeben, daß es nur Sascha zu verdanken war, wenn die aufgewühlte Herde endlich Ruhe gab. Er brüllte dazwischen und drohte, alle mit kaltem Wasser zu bespritzen.

Sascha und mein Vorgänger hatten alles bestens organisiert. Selten kam ein Mädchen mit leeren Händen zum Duschen. Die Litauerin Natascha, die in der Küche arbeitete, „organisierte" zum Beispiel Fleischstücke (am Ende gab sie zu, daß es sich dabei um Abfälle handelte, die für den Wolfshund des Kommandanten bestimmt waren), andere schleppten je nach Gelegenheit an, was sie nur ergattern konnten — Kartoffeln, Gemüse, Zucker oder Salz. Diese Schätze verbargen sie unterwegs in den Strümpfen oder unter ihren Blusen und benutzten sie anschließend als Zahlungsmittel für länge-

res Benutzen der Seife. Zwei kleine französische Mädchen, die die Häuser von SS-Männern sauberhielten, stahlen dort regelmäßig Bücher und Zeitungen. Die Österreicherin Liese-lotte, die ihr Verlobter hierher gebracht hatte, weil sie ein Verhältnis mit einem belgischen Anstreicher angefangen hatte, stahl Blankopässe aus dem politischen Büro, wo sie den Fußboden schrubbte. Für den Fall einer Flucht konnten sie sehr nützlich sein. Die dicke Piroschka, die ich nach der Befreiung in Dachau wiedertreffen sollte, arbeitete ebenfalls in der Küche. Gianfranca, ein Mädchen aus Venedig, besserte Uniformen aus und konnte deshalb leicht Stoffreste verschwinden lassen. Andere wuschen uns unsere Kleidung. Sascha beschäftigte für seinen Handel eine Gruppe junger Russinnen, die eine unglaubliche Ansammlung von Dingen zusammengetragen hatten — Aspirintabletten, Glühbirnen, Säuglingswäsche und vieles andere mehr. Mit diesen Artikeln trieb Sascha einen gutgehenden Handel, bei dem Tabak als offizielles und anerkanntes Tauschmittel galt. Ich glaube, er besaß sogar Kunden unter den SS-Männern.

Ich versuchte erst gar nicht, ihn daran zu hindern, denn er war ein ausgezeichneter Koch und verstand sich darauf, aus gestohlenen Kartoffeln und Scheiben von Ersatzwurst Gerichte zu zaubern, die einem geradezu den Mund wäßrig machten. Trat ein SS-Mann auf seiner Runde bei uns ein, so beruhigte Sascha ihn, indem er ihn einfach von seinen kulinarischen Genüssen kosten ließ. Wenn das nichts half, bot er ihm von seinen unerlaubten Vorräten zu einem annehmbaren Preis an. Manchmal überließ er einer der Frauen, die es am nötigsten hatten, unentgeltlich Nahrungsmittel, Medikamente oder sogar ein Kleidungsstück. Aber damit mußten wir vorsichtig sein, denn wenn wir eine Frau vorzogen, so bekam sie es von ihren Genossinnen zu spüren.

Es wurde sehr bald zur Routine für mich, die Frauen beim An- und Ausziehen zu betrachten, wenn sie ihre Nacktheit zur Schau stellten, die ihre Häßlichkeit eher noch betonte. Ich mußte an „Quo Vadis“ von Henryk Sienkiewicz denken,

der Pretonius sagen läßt: „Zehntausend nackte Frauen an den Ufern des Tiber regen mich weniger auf als eine einzige allein ..."

Milena änderte alles mit einem Schlag. Sie kam aus dem Budapester Foe-Utca-Gefängnis zu uns. Man hatte sie mit ihrem Liebhaber bei einer Razzia aufgegriffen. Er führte Papiere bei sich, die ihn mit einer kroatischen Partisanengruppe in Verbindung brachten. Sie, kaum siebzehn Jahre alt und schön wie eine Madonna, besuchte die höhere Schule. Während der polizeilichen Vernehmung hatte ihr Geliebter versucht, sich mit einem Sprung aus dem Fenster zu retten. Einer der Vernehmungsbeamten streckte ihn jedoch mit einem Pistolenschuß nieder. Das arme, entsetzte Mädchen konnte nur noch einmal die blutigen Lippen seines sterbenden Geliebten küssen.

Milenas smaragdgrüne Augen, die so tief wie das Meer an der Küste von Opatija leuchteten, schienen manchmal diese letzte, grausige Vision widerzuspiegeln. In solchen Augenblicken ging Eiseskälte von diesen Augen aus, die dann nichts von ihrer Umwelt wahrnahmen. Sie trug noch immer ihr langes, rotblondes Haar zu Zöpfen geflochten, da die Gestapo ihre Verhöre noch nicht abgeschlossen und sie nach Maria Lanzendorf nur geschickt hatte, um sie einzuschüchtern. Sie durfte in diesem Sumpf von Häßlichkeit weiterhin ihr gutes Aussehen behalten, so daß die Drohung, ihr engelgleiches Gesicht zu zerstören, eine weitaus tiefere Wirkung hervorrufen mußte.

Milena erwähnte jedoch nur selten die Verhöre oder die unglücklichen Umstände, die zu ihrer Verhaftung geführt hatten. Sie beteiligte sich nie an dem Geschwätz der anderen Frauen. Mit der Andeutung eines Lächelns dankte sie Sascha jedesmal, wenn er ihr unbemerkt ein Stück Brot oder etwas saubere Wäsche zusteckte. Sascha nannte sie „draga", was soviel heißt wie „meine Liebe", und er machte kein Geheimnis daraus, daß er ganz vernarrt in sie war. Mir ging es ebenso.

Seit Milena die Duschräume aufsuchte, war die Atmosphäre in unserer elenden, düsteren und primitiven Scheune wie verwandelt. Das schöne Mädchen wurde in unseren Augen eine der Heldinnen aus den Filmen Charlie Chaplins, einer jener zartgesichtigen Engel, halb Traum, halb Wirklichkeit, die man nicht anzurühren wagt, aus Furcht, sie könnten unwiderruflich verschwinden. Weder Sascha noch ich versuchten, ihr den Hof zu machen — das mochte etwas für freie Menschen sein. Unsere Aufmerksamkeiten, die kleinen Gefälligkeiten, unser Schweigen, ja selbst unsere zaghaften Annäherungsversuche vereinten sich zu einem Strauß von Liebeserklärungen.

Es begann damit, daß Milena uns bat, sich nicht zugleich mit den anderen Frauen entkleiden zu müssen, sondern sie allein, ohne fremde Blicke, duschen zu lassen. Bei jeder anderen Frau, die dieses Ansinnen stellen würde, hätte Sascha einen Wutanfall bekommen. Seine Stimme würde sich beinahe überschlagen haben, er hätte mit den Füßen gestampft und gedroht, den Lagerkommandanten zu holen. Jeder Versuch, die Disziplin zu durchbrechen, ließ ihn toben. Ich selbst hätte es nie gewagt, nachsichtig eine solche Änderung der Vorschriften zu dulden, allein schon aus Furcht vor einem möglichen Aufstand der anderen Häftlinge, die nur darauf warteten, bei jeder zutage tretenden Bevorzugung auf die Barrikaden zu gehen. Sascha dagegen erhob in diesem Fall keinerlei Einwände; später ließ er, um die anderen Frauen zu besänftigen, ausnahmsweise Papierhandtücher verteilen und opferte sogar eine Schüssel Margarine aus seinen geheimen Vorräten. Stillschweigend gab ich mein Einverständnis, als ob es sich bei dieser Gefälligkeit um die selbstverständlichste Sache der Welt handelte. Den anderen Frauen dagegen erzählte ich, daß es auf einen Befehl von oben geschehen sei.

Trotzdem rechnete ich mit einer heftigen Reaktion der Frauen, die wahrscheinlich die erste Gelegenheit nützen würden, um sich an Milena zu rächen. Und mich bedrückte schon

der Gedanke, daß ich vielleicht wieder in die Einöde meiner früheren Baracke zurückkehren müßte, wenn es hier zur Explosion kommen sollte. Statt dessen legten die Frauen — zumindest solange sie sich in den Duschräumen aufhielten — Milena gegenüber eine unbegreifliche Toleranz an den Tag. Sie protestierten nie ernsthaft, wenn Sascha dem Mädchen ein neues Stück Seife reichte, das sie bereitwillig mit den anderen teilen wollte, oder wenn er ihr von weiß Gott woher ein Hemd, ein Paar Strümpfe oder einen Wollschal brachte. Natascha, deren scharfe Zunge soweit reichte wie ihr Arm in der Küche, gab vor, nichts zu bemerken, wenn wir Milena einen Teil der Nahrungsmittel abtraten, die sie für uns gestohlen hatte. Bald brachte sie eine Extraration Wurst oder Pfannkuchen nur für das Mädchen mit. Die anderen erwiesen ihr ebenfalls kleine Aufmerksamkeiten, machten ihr bescheidene Geschenke, waren ihr gefällig und sprachen stets freundlich zu ihr. Die dicke Piroschka wurde Milenas beste Freundin. Die weiblichen Gefangenen redeten sich nur selten mit ihren richtigen Namen an. Kosenamen waren leichter zu behalten und oft weniger gefährlich. So hieß Milena bald bei allen nur noch „Engelchen".

Schließlich brachten wir es sogar fertig, ihr eine leichte Tätigkeit in der Krankenstube zu verschaffen. Dafür hatte Natascha gesorgt; wer in der Küche arbeitete, verfügte über Einfluß und gute Verbindungen. Und so wurde Milenas Dasein in Maria Lanzendorf, abgesehen von den Verhören, ganz erträglich.

Manchmal besuchte sie uns gegen Abend. Als Krankenpflegerin konnte sie sich im Lager frei bewegen. Bei solchen Gelegenheiten erzählte sie mir von ihrem Heimatdorf am Ufer des Balatonsees, dessen weißgetünchte Häuser sich um den frischgestrichenen Kirchturm gruppierten, vom Strand, den unaufhörlich die sanften Wellen des Sees liebkosten, und von den Volkstänzen auf dem Dorfplatz, dem frischen Wein und dem vom Sonnenschein vergoldeten Frühling . . .

Eines Morgens kam Milena allein in unseren Raum. Der

SS-Mann, der sie brachte, hatte genaue Anordnungen erhalten: desinfizieren, kahlscheren, Kreosot auftragen, zum Transport fertigmachen. Er wollte sie am frühen Nachmittag wieder abholen. Unsere schöne Milena würde uns also bald verlassen. Sie schien sich keine Gedanken über ihren neuen Bestimmungsort zu machen. Sie war noch so jung, und der Gedanke an einen Ortswechsel hatte noch keine alarmierende Wirkung auf sie.

„Wahrscheinlich bringen sie mich nach Budapest zurück", meinte sie, „aber es wird mir schwerfallen, euch alle hier zu verlassen."

Wir waren zutiefst bekümmert. Besonders nachdem Lieselotte, das Mädchen aus dem politischen Büro, uns eröffnete, daß Milena in dem berüchtigten Spezial-Gefangenenwagen Maria Lanzendorf verlassen würde, der stets ein Ausrottungslager zum Ziel hatte. „Ich habe den Befehl selbst gesehen: Sie kommt nach Dachau!"

Es war das zweite Mal, daß ich etwas über diesen Wagen mit den hermetisch dichten Wänden hörte, dessen Fahrer unterwegs nur einen Hebel betätigte und die Insassen vergaste. Bei der Ankunft lieferte der zum Leichenwagen gewordene Lastzug die reglosen Körper ab. Die motorisierte Methode verhinderte eine Menge möglicher Nachforschungen und erleichterte die bürokratische Verwaltungsarbeit ... Tod bei Ankunft!

Die schreckliche Nachricht von Milenas möglichem Schicksal verbreitete sich in Windeseile in den Unterkünften der weiblichen Häftlinge. Wem es nur eben möglich war, der kam in den Duschraum, um dem „Engelchen" auf Wiedersehen zu sagen, ungeachtet der übertretenen Vorschrift und der damit verbundenen Risiken.

Die eine brachte Milena einen Apfel; die nächste ein Taschentuch, ihren kostbarsten Besitz; und Natascha, der Despot aus der Kombüse, schickte ihr — Wunder aller Wunder — ein hartgekochtes Ei. Freilich, es roch schon etwas, aber das machte es nicht weniger wertvoll. Alle überschütteten Mi-

lena mit Ausrufen wie „Viel Glück“, „Vergiß uns nicht“, „Ruf meine Mutter an“ und ähnlichem mehr und taten so, als glaubten sie daran, daß Milena ihrer Entlassung entgegenführe. Lieselottes Information bewahrten wir als Geheimnis, das in unseren Herzen brannte.

Sascha hatte ein Päckchen vorbereitet, das Brotscheiben mit Margarine und einem besonders zarten, schmackhaften Käse enthielt. Ich tat meinen gesamten Vorrat von sechs Zigaretten, einen Bleistift und etwas Papier hinzu. Piroschka war die einzige, die sich nicht beherrschen konnte. Sie weinte.

Und dann zog sich Milena unvermittelt und wie selbstverständlich vor uns allen aus, so, als ob sie es immer getan hätte. Gemeinsam mit den anderen Frauen ging sie unter die Dusche, kam nackt in den Ankleideraum zurück und blieb neben der Bank stehen, auf der ihre sauberen Sachen lagen.

Die Vorschrift besagte, daß ihr Haar ganz kurz zu scheren sei, um die Infektionsgefahr zu vermindern. Sie stand völlig unbekleidet vor mir, noch immer lächelnd, noch immer ohne die geringste Verlegenheit, als ob sie sagen wollte: „Dank euch allen. Wie ihr seht, bin ich schließlich doch eine von euch geworden. Ich bin genauso wie alle anderen. Ich schäme mich nicht mehr.“

Mit aller Sorgfalt, zärtlich, so wie man das Band einer Schachtel zerschneidet, in der ein Brautkleid liegt, schnitt ich Milenas wundervolles Haar ab. Die schweren, langen roten Flechten fielen eine nach der anderen auf den feuchten Steinboden. Sascha, zu erschüttert von diesem Anblick, hatte völlig vergessen, die Heißwasserhähne zu schließen, und so füllte sich der Raum zusehends mit heißem Wasser und Schwaden. Noch immer lächelnd, als ob sie zu einem Spaziergang im Park bereit sei, zog sich Milena ohne jede Eile wieder an. So verließ sie uns — für immer.

Ich wurde einige Wochen später nach Dachau transportiert — mit der Eisenbahn. Piroschka erzählte mir, daß sie in dem selben Wagen wie Milena in jenes Schloß gebracht worden war, das unter der Gerichtsbarkeit des Lagers Dachau

stand und den abscheulichsten medizinischen Experimenten diente. Piroschka hatte Milena dort wiedergesehen. Die dicke Ungarin, die immer noch Glück im Unglück hatte, diente einem Abmagerungsexperiment, denn die Ärzte wollten am lebenden Objekt eine Reduktionsformel entdecken. Doch das war bereits im Jahre 1945, und das Projekt nicht mehr länger vordringlich, wenn man die Ernährungslage in Deutschland und dem restlichen Europa in Betracht zog. Das Experiment mochte vielleicht sogar als überflüssige Aktion abgeblasen worden sein. In den ersten Märztagen 1945 kam Piroschka nach Dachau, wo ihr Dossier auf dem Stapel der tausend und abertausend anderer Dossiers landete. Sie blieb dort bis zum Tag der Befreiung.

Piroschka berichtete, daß sie gemeinsam mit Milena in einem Schlafsaal im Nordturm des Schlosses untergebracht war. Aber jenes Wesen war nicht mehr Milena, unsere schöne Milena, unser Engelchen. Sie sprach kaum noch, behandelte ihre ehemalige Freundin Piroschka wie eine Fremde und verbrachte Stunden in der Nähe des mit Stacheldraht versperrten Fensters, in eine Mauer des Schweigens gehüllt. Milena hatte man zu Experimenten herangezogen, die sich mit erotischen Reaktionen befaßten. Sie mußte unbekleidet zwischen zwei Männern stehen, die ebenfalls nackt und Gefangene wie sie waren. An verschiedenen Körperzonen — den Geschlechtsorganen, Herz, Gehirn, Zehenspitzen — wurden Elektroden angesetzt. Pausenlos wurden die Reaktionen der drei registriert, berechnet, ausgewertet. Piroschka erzählte mir, daß Milenas Haar wieder vollkommen nachgewachsen war. Grau.

Kurz vor Kriegsende, als Piroschka das Schloß verlassen konnte, war von der Befreiung die Rede. Die Nachricht vom russischen Vormarsch bis in die Außenbezirke von Berlin und die Besetzung des Ruhrgebietes durch die Alliierten hatte sogar die Isolierung dieser dicken Mauern durchbrochen. Eines Abends sprachen die Frauen im Schlafsaal darüber, was sie wohl tun würden, wenn sie erst wieder frei wären. Sie träum-

ten von ihrer Familie und ihrem Heim, der ersten Mahlzeit und dem ersten Gang durch die Heimatstadt. In jener Nacht erhängte sich Milena unter der Dusche im Badezimmer. Sie hatte den Wasserhahn sowenig wie möglich aufgedreht, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Als man sie fand, erstickt und halb erfroren, war es zu spät.

7

Zwei französische Generale

Die SS-Männer in den Konzentrationslagern brachten den ranghöchsten Offizieren unter den Gefangenen nichts als Verachtung entgegen. Das hing zweifellos mit ihrer Abneigung gegen die Wehrmacht schlechthin zusammen. Mit dieser Haltung verletzten sie jedoch das ungeschriebene Gesetz, nach dem feindliche Generale sich mit der größtmöglichen Achtung begegnen, Erinnerungen austauschen und mit ausgesuchter Höflichkeit über Strategie diskutieren, während sich die unter ihrem Befehl stehenden Truppen nach wie vor gegenseitig zu vernichten trachten. Die SS-Männer schienen der Ansicht zu sein, daß Generale noch weniger taugten als die übrigen Gefangenen und daß für sie kein Grund bestand, außer in einem Unglücksfall, in einem Bett zu sterben, nur weil Streifen, Sterne, Eichenlaub, Anker oder Adler ihre Mützen zierten. Daher waren sie auf Generale im allgemeinen noch schlechter zu sprechen als auf die meisten anderen Häftlinge.

General Delestraint war zu Beginn des Sommers 1944 aus dem Lager Nazweiler nach Dachau transportiert worden. Mit ihm kam auch der Bischof von Clermont-Ferrand, Monsignore Piguet. Beide befanden sich in einem erbarmenswerten Zustand völliger Erschöpfung.

Der General war zweifellos unter den französischen Deportierten in Dachau die wichtigste Persönlichkeit und wurde als solche auch von seinen Landsleuten anerkannt. Michelet, der ihn bereits im Gefängnis von Fresnes getroffen hatte, sagte mir damals, daß Delestraint von General de Gaulle unter sämtlichen aktiven Generalen der Armee in der noch nicht besetzten Zone Frankreichs ausgewählt wurde, um die Untergrund-Armee aufzustellen, die den Deutschen auf französischem Boden vor und während der Invasion erfolgreichen Widerstand leisten sollte. Wenige Monate nach Übernahme dieses Kommandos hatte die Gestapo Delestraint — damals unter dem Namen Vidal bekannt — verhaftet und ihn in Fresnes, vor den Toren von Paris, ins Gefängnis gesperrt. In Dachau gab Delestraint später bekannt, die Schuld an dieser Verhaftung trügen kommunistische Elemente, die ihn verraten hätten, weil ihnen die Gegenwart eines Karriereoffiziers im geheimen hohen Kommando der Untergrundbewegung nicht paßte. Dabei hatten die Deutschen die Bedeutung dieses Mannes, der ihnen ins Netz gegangen war, noch nicht einmal voll erkannt. Sie begnügten sich damit, ihn in ein Lager zu überführen.

Trotz aller Strapazen, die hinter ihm lagen, behielt der General sein gewohntes, militärisch geschliffenes Auftreten. Seine tiefblauen Augen wirkten beherrschend und waren zugleich voller Freundlichkeit. Seine einmalige Energie blieb ungebrochen und selbst in der Sträflingsuniform verkörperte er den militärischen Aristokraten, der Befehle und Dankesbezeugungen mit der Herablassung eines mächtigen Gottes erteilte. Für diejenigen Franzosen, die nicht wegen aktivem Widerstand interniert worden waren, hatte er kein Verständnis. Er konnte und wollte die Tatsache, daß ihm nicht alle Landsleute in seiner „Rebellion“ gefolgt waren, nicht akzeptieren.

Der Versuch, ihn ins Revier zu bringen, scheiterte an der Weigerung der kommunistischen Kapos, den „militaristischen“ Eindringling in der Krankenstube aufzunehmen. So

überwies man den General wenig später in Block 24, der vor allem Franzosen beherbergte. Sie sahen in Delestraint sofort ihren Führer, wahrscheinlich auch, um sich in seinem Glanze sonnen zu können.

Ich habe selten mit dem General gesprochen, da er ziemlich unzugänglich sein konnte, wenn es sich nicht um ranghohe Offiziere handelte oder um Häftlinge, die sich spontan unter sein Kommando begeben hatten und als „seine Soldaten" galten. Er war ein kluger Mann und konnte, wenn die Gelegenheit es erforderte, ebenso leutselig wie überzeugend wirken. Moral und Prestige der französischen Gruppe wuchsen unter seiner Führung, vor allem, als er das Internationale Komitee der Häftlinge in Dachau formierte.

Oft sah ich ihn in der Dämmerung an der Ecke des großen Platzes im Gespräch mit einer kleinen Gruppe seiner Anhänger stehen, die sich eng um ihn scharten, um ihn besser verstehen und zugleich gegen Außenstehende abschirmen zu können. Wenn man ihn betrachtete, kam es einem vor, als trüge der General noch immer sein Monokel und erteile in St. Cyr den andächtig lauschenden Kadetten Unterricht.

Dieses militärische Auftreten sollte die Schuld an seinem traurigen Ende tragen. Nach der Aussage von Edmont Michelet veranlaßte die Lagerleitung eines Tages, daß alle Häftlinge, die noch keinem speziellen Arbeitstrupp zugeteilt worden waren, sich gegenüber dem Block 24 aufstellten. Unter ihnen befand sich auch Delestraint, der sich selbstverständlich in der ersten Reihe aufstellte, als ob es sich um die natürlichste Sache der Welt handelte. Trotz seiner schmächtigen Gestalt hatte er eine Art an sich, seinen Oberkörper vorzustrecken, daß man ihn nicht übersehen konnte.

An jenem Tag besuchte ein SS-Obersturmführer das Lager. Er betrachtete Delestraint neugierig und nahm den französischen Zwerg mit den blauen Augen und dem wirkungsvollen Gebaren ins Verhör.

„Was ist Ihr Beruf?"

„General der französischen Armee", antwortete Dele-

straint in herausforderndem Ton, „jetzt unter General de Gaulle, der früher unter mir diente."

Entweder mußte diese Antwort den SS-Offizier sehr beeindruckt haben oder die Gestapo war sich inzwischen über die Rolle, die Delestraint in Dachau spielte, klar geworden, jedenfalls wurde der General unverzüglich nach dieser Szene in den VIP-Bunker (für besondere Persönlichkeiten) überwiesen. Vielleicht lag es aber auch lediglich am bloßen bürokratischen Zufall, daß diese Anordnung aus Berlin inzwischen eingegangen war.

Der „Ehren"-Bunker lag hinter den Küchenräumen am südlichsten Ende des Lagerbezirks. Er war nichts Besonderes, die Gefangenen hatten ihm lediglich diesen Namen gegeben, weil einigen wichtigen Lagerinsassen die zweifelhafte Auszeichnung widerfuhr, dort in absoluter Abgeschiedenheit entweder aus „Sicherheitsgründen" oder wegen einer „besonderen" Behandlung leben zu müssen. Der riesige Kasten aus festen Bauteilen war ursprünglich wohl als militärische Befestigung gedacht, denn es gab weder Türen noch Fenster. Ich sah später ähnliche Gebäude in Cap Kennedy, wo sie Technikern zum schützenden Unterschlupf während des Abschusses einer Weltraumrakete dienten. Schwerbewaffnete SS-Männer in voller Uniform standen Tag und Nacht Wache um den Bunker. Kein anderer Gefangener durfte sich dem Gebäude nähern. Heute, zwanzig Jahre nach der Befreiung, wird der Bunker noch immer benutzt. Anfangs warteten hier SS-Männer darauf, daß ihnen der Prozeß gemacht wurde, später beherbergte er amerikanische Soldaten der Münchener Garnison, die vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollten oder hier dienten. Es scheint, als ob dort von Zeit zu Zeit wichtige Gefangene, deren Identität streng geheimgehalten werden muß, untergebracht werden. Mehrmals versuchte ich, diesen Ort zu besuchen, zuletzt im Frühjahr 1965. Aber so wie früher die SS, so untersagte mir jetzt die amerikanische Armee den Zutritt.

Dort also wurde Delestraint einquartiert. Anfangs fühlte

er sich durch diese Anerkennung geschmeichelt. Er wurde in der Tat auch besonders zuvorkommend behandelt. Er durfte sogar die Uniform, die er am Tag seiner Inhaftierung getragen hatte, wieder anlegen. Unter dem Vorwand, Krankenbesuche zu machen, konnte er sogar den Kontakt zu seinen Kameraden wieder aufnehmen.

Er war nicht der einzige VIP im Bunker. Unter anderem waren auch der Bischof von Clermont-Ferrand, der bekannte protestantische Pfarrer Niemöller und der frühere Bürgermeister von Wien dort untergebracht.

Der interessanteste unter diesen Häftlingen war aber wohl ein Mann namens Eller alias Georg Elser. Unter den sieben bekanntgewordenen Attentaten auf Hitler scheint der Versuch des kommunistischen Schreiners Georg Elser am besten durchdacht gewesen zu sein. Am Abend des 8. November 1939, zwanzig Minuten, nachdem Hitler seine jährlich stattfindende Rede zur Erinnerung an den Jahrestag des Münchner Putsches von 1923 beendet hatte, war eine Bombe explodiert, die sieben Mitglieder von Hitlers „alter Garde“ tötete und 63 Personen verletzte. Die Bombe war in einem Pfeiler unmittelbar hinter dem Rednerpult verborgen gewesen.

In ganz Deutschland wußte man, daß Hitler und sein Führungsstab, die Elite des Nationalsozialismus, an dieser Feier teilnehmen würden. Ort und Zeit hätten nicht besser ausgewählt sein können. Die Bombe hätte genügt, den Führer und seinen ganzen Stab zu vernichten und auf diese Weise die Möglichkeit eines Krieges, der verheerend zu werden versprach, ausgeschaltet. Hitlers Ansprache war jedoch kürzer als sonst. Er zog sich unmittelbar darauf, von seinem Gefolge umgeben, zurück.

Am nächsten Tag berichtete der „Völkische Beobachter“, Hitlers Parteiblatt, von dem mißglückten Anschlag auf sein Leben und beschuldigte den britischen Geheimdienst, das Attentat angestiftet zu haben. Am 21. November teilte Himmler der immer leichtgläubiger werdenden deutschen Bevölkerung mit, daß der direkt verantwortliche Mann für das

Attentat, ein gewisser Georg Elser, verhaftet worden sei. Der Beschuldigte bekannte sich nicht nur zu seiner Tat, er war sogar stolz darauf. Mehr noch, er zog auch seine britischen Mitverschwörer in die Sache hinein.

Die ganze Geschichte klang reichlich phantastisch und viele meiner deutschen Freunde schluckten die Nachricht mit bitterem Grimm. Himmler selbst schien zu merken, daß seine Erklärungen nicht sehr glaubwürdig waren, denn Elser wurde nie vor ein Gericht gestellt und auch nicht erschossen — ein außergewöhnlicher Umstand, wenn man an das entsetzliche Massaker denkt, das dem Attentat vom 20. Juli 1944 folgte. Im Gegenteil — Elser wurde geradezu ehrerbietig behandelt, erst in Sachsenhausen und auch später in Dachau. Er erhielt eine geräumige, komfortable Zelle und durfte eine Werkstatt für Kesselflickerei betreiben. Er besaß eine Zither, auf der er oft spielte, und erhielt etwas bessere Essensrationen. Himmlers Anordnung lautete, ihn in völliger Abgeschlossenheit zu halten. Während der Bombenangriffe durfte Elser jedoch in den schützenden Bunker kommen und mit den anderen Häftlingen sprechen. Dort sprach Pastor Niemöller mit ihm. Elser, der im Lager unter dem Namen Eller bekannt war, behauptete, daß er nichts weiter als ein williges Werkzeug in den Händen der Gestapo gewesen sei, die ihm befohlen hätte, an der Inszenierung eines Scheinattentats mitzuwirken.

Am 5. April 1945 schickte das Reichssicherheitshauptamt eine streng geheime Nachricht an den Lagerkommandanten von Dachau: „An oberster Stelle ist über den Fall des Häftlings Eller beraten worden. Bei einem der nächsten feindlichen Angriffe auf München wird Eller ‚schwer verwundet‘. Es ist Ihre Aufgabe, für die Beseitigung Ellers in völliger Geheimhaltung zu sorgen. Nur unbedingt notwendige Personen dürfen davon erfahren. Sie werden mir in einem Telegramm folgenden Wortlauts seinen Tod offiziell ankündigen: An dem und dem Tag, um die und die Uhrzeit, wurde der Häftling Eller bei einem feindlichen Luftangriff tödlich ver-

letzt. Vernichten Sie diesen Brief nach Ausführung des Befehls."

General Delestraint war zwar das plötzliche Verschwinden Ellers nicht entgangen, aber er nahm an, er sei nach Südtirol evakuiert worden, wie es mit so vielen andern „Großen" auch geschehen war. Er selbst hatte den Bunker verlassen, um sich in einer benachbarten Baracke einzuquartieren, die angeblich viel komfortabler war. Der General bestand als gläubiger Katholik darauf, an der täglich von Bischof Piguet zelebrierten Messe teilzunehmen. Am 19. April 1945, als die Amerikaner nicht mehr weit waren und Delestraint gerade die Kommunion empfing, kam ein SS-Gefreiter hinzu: „Der französische General wird aufgefordert, diesen Raum unverzüglich zu verlassen und sofort seine Sachen zu packen." Einige Sekunden später war Delestraint verschwunden.

Kurz nach Beendigung der Messe kehrte der SS-Mann zu den Baracken zurück und verkündete geradezu fröhlich, daß sehr bald schon alle nach Innsbruck verlegt würden. Ein leeres Auto hatte kurz zuvor wartend vor den Baracken gestanden. Mit ihm war der General gefahren ... „Ihr werdet ihn dort in zwei oder drei Tagen wiedersehen." Einige Stunden später stand General Delestraint, nachdem er sein eigenes Grab geschaufelt hatte, nackt, aber hocherhobenen Hauptes, vor der Mauer des Krematoriums, wo ihn zwei Pistolenschüsse trafen.

*

Der Name des anderen französischen Generals, der mein Freund wurde, tut nichts zur Sache. Ich glaube kaum, daß er eine wichtige Rolle in der Widerstandsbewegung spielte, sondern daß er als Geisel gefangengenommen worden war, weil er irgendeine obskure Garnison in Savoyen befehligte, wo der Maquis die Macht besaß. Er hätte eigentlich längst auf die Reserveliste gehört, denn er war weit über die siebzig, schmal, kaum mehr als 1.60 Meter groß, mit silberglänzendem Haar und einem runden Gesicht, das an König Louis-Philippe erinnerte. Gewöhnlich sprach er nur im Flü-

sterton. Nach qualvollen Umwegen war er Mitte April in Dachau angekommen. Die Gestapo, die ihn bisher noch nicht einmal verhört hatte, war angesichts des amerikanischen Vormarsches von Panik ergriffen, durchforstete ihre Kerker und holte blindlings irgendwelche Gefangene heraus, die für die letzten Deportiertenzüge aufgestellt wurden. Man hatte mich damit beauftragt, das französische Kontingent in Empfang zu nehmen, und zu diesem gehörte auch der „kleine General". So sah ich ihn ankommen, unbeholfen, mühevoll hinter den anderen herstolpernd und sich jedesmal zum Laufen aufraffend, wenn er zu weit zurückzubleiben drohte.

„Warum schicken sie uns jetzt auch noch Kinder?" war meine erste Reaktion, und ich befand mich schon auf dem Weg, um den Barackenältesten darüber zu informieren, daß hier ein Fehler unterlaufen sei. Der bedauernswerte Mann war wirklich unmöglich ausstaffiert: ein Paar kurze Hosen, die kaum bis an seine Knie reichten, durchlöcherte Strümpfe, ein gestreiftes Seemannshemd und ein rötlichbrauner Regenmantel, der seinen Körper nur halb bedeckte. Seine nackten Arme ragten aus den viel zu engen Ärmeln hervor und er konnte sich kaum bewegen. Auf dem Kopf trug er eine Art Bersaglieri-Hut, auf dem noch immer einige Vogelfedern steckten. In der einen Hand hielt er einen schmutzigen emaillierten Eßnapf und in der anderen einen großen Löffel aus Aluminium. Er sah aus wie die Karikatur eines Soldaten, und Gott möge uns verzeihen, daß wir über seinen grotesken Anblick laut lachen mußten. Es gab so wenig Gelegenheit zum Lustigsein in Dachau.

Im Vorratsraum wurde er das Opfer eines betrunkenen SS-Mannes. Als er sich nämlich naiv als französischer Brigadegeneral vorstellte, wurde der SS-Mann, angestachelt durch die Tatsache, daß dieser kleine Mann, der sich als General bezeichnete, seiner Gnade ausgeliefert war, ziemlich ausfallend.

Wir hatten einen politischen Führer in den Baracken, einen französischen Oberst der Widerstandsbewegung, der ein

Freund des Kapos war. Seit wir wußten, daß die Stunde der Befreiung immer näher rückte, führte er im Grunde genommen das Kommando an dessen Stelle. Er lachte nicht, als er den kleinen Mann erblickte, sondern salutierte mit einem „Willkommen im Block, Herr General". Der kleine General schüttelte seine Hand und wurde uns dann formell vorgestellt.

„Ihre absurde Bekleidung, General, ist nur eine weitere Methode der Nazis bei ihrem dauernden Versuch, uns zu demütigen, damit wir uns nicht mehr als Menschen fühlen", sagte der Oberst. „Sie wollen uns auf das niedrigste Niveau bringen. Alles, was sie tun, ist geplant. Es ist mir unmöglich, Ihnen etwas anderes zum Anziehen zu besorgen, denn sollte der SS-Mann zu einer Inspektion kommen, so könnte es möglich sein, daß er Sie umso härter anfassen würde, weil wir gegen seine eigenwilligen Anordnungen verstoßen haben. Daher müssen wir versuchen, uns mit den Gegebenheiten abzufinden."

Der General war nicht im geringsten bekümmert. An jedem Morgen fand er beim Anziehen eine neue Art, das Beste aus seinem Unglück zu machen: „Wenn ich erst hier heraus bin, werde ich mich als Zirkusnummer anwerben lassen", oder „Wenn die Amerikaner kommen, werden sich alle Nazis wünschen, sie könnten ihre schändlichen Uniformen gegen meinen kleinen Regenmantel eintauschen . . ."

Durch zahlreiche Überweisungen in verschiedene andere Lager und Gefängnisse hatte ich die recht zweifelhaften Privilegien eines Lagerältesten verloren. Bei meiner letzten Ankunft in Dachau sollte ich eigentlich wie jeder andere in den Quarantäneblock gebracht werden. Das war wohl das Schlimmste, was einen erwarten konnte. So lange man sich dort aufhielt, wurde man wie ein Aussätziger behandelt. Es gab keine Privilegien, oft mußte man im Flur schlafen — wenn man überhaupt schlafen durfte — und das Essen war, wenn man schon eine Portion erhielt, noch ungenießbarer als im übrigen Lager. Zu jeder Stunde konnte einen das Ver-

hängnis treffen, für die gefährlichste Arbeit in einem Arbeitstrupp ausgesucht zu werden. Einem alten Freund aus den Duschräumen hatte ich es zu verdanken, daß ich in den Block des französischen Obersten eingeschmuggelt werden konnte.

Zu Ehren fast aller französischen Deportierten, die ich während meiner Aufenthalte in Konzentrationslagern kennenlernte, muß ich erklären, daß sie niemals zögerten, jemanden, der französisch sprach, sofort als einen der Ihren aufzunehmen. Vielleicht war es auch nur, weil es nur wenige Häftlinge, die französisch sprachen, gab. Außer Juden war der größte Teil der Häftlinge slawischer oder deutscher Abstammung, und die Franzosen fühlten sich isoliert. Daher wurde ich eine Art Verbindungsmann für sie.

Für mich als Journalist, der über jüngste Nachrichten aus der Außenwelt verfügte und in der Lage war, eine ungefähre Darstellung der augenblicklichen Situation zu geben, zeigte der Oberst größtes Interesse und er stellte mich unter seinen Schutz. Über Freunde, die in der Gestapoabteilung des Lagers arbeiteten, hatte er sich mit meinem Dossier vertrautmachen können. Darin konnte er die Einzelheiten über meine erste Verhaftung in Berlin im Jahre 1940 finden ...

Ich war gerade von einer Reise nach Paris als Korrespondent zurückgekehrt. Die Stadt war erst seit kurzem von den Deutschen besetzt. In einer Artikelserie, die in der Schweizer Zeitung „La Tribune de Genève" veröffentlicht wurde, beklagte ich mich über die bedauernswerten Lebensbedingungen der vor dem Feind flüchtenden Franzosen und ließ mich in schuljungenhafter Gefühlsduselei über die Gegenwart deutscher Stiefel in „meinem geliebten Quartier Latin" aus. Möglicherweise hätten Goebbels und seine Leute diesen Meisterstücken eines journalistischen Anfängers keine Beachtung geschenkt, wenn nicht das Internationale Rote Kreuz ausgerechnet meine Artikel benutzt hätte, um bei der Hitler-Regierung anzufragen, ob eine Erleichterung für die Flüchtlinge organisiert werden könnte. Die Antwort aus der Wilhelmstraße ist mir nicht bekannt, aber an einem schönen Nachmit-

tag stürmten einige Gestalten in mein Zimmer, legten mir Handschellen an und schleppten mich durch die Straßen Berlins in das berüchtigte Gefängnis am Alexanderplatz. Dort blieb ich drei Monate in Haft, ohne zu wissen, wessen man mich eigentlich beschuldigte.

Damals schon berichteten mir neu hinzukommende Gefangene über die abscheulichen Dinge, die sie in den Lagern von Dachau und Oranienburg gesehen hatten. Ich hatte auch Gelegenheit, mit einigen Juden zu sprechen, die aus den verschiedenen Stadtteilen Berlins aufgegriffen worden waren und mir nun erzählten, sie wüßten, daß sie gehängt werden sollten. Das geschah im Jahre 1940, im Herzen von Berlin, der Hauptstadt Deutschlands, das seit damals wohl tausendmal geschworen hat, daß es nie etwas von Hitlers Verbrechen gesehen und gehört habe.

Genauso unvermutet und plötzlich, wie ich verhaftet worden war, befand ich mich mit einem Male ohne Stellung, denn die „Tribune de Genève“ entließ mich unter dem Vorwand, „meinen Posten verlassen zu haben“, weigerte sich, mein Gehalt für die Monate zu zahlen, in denen ich mich im Gefängnis befand, und ersetzte mich durch einen „wahrhaftigen“ Schweizer, der kaum in die Gefahr kommen konnte, seinem Posten untreu zu werden, da er kein Hehl aus seiner Begeisterung für das Dritte Reich machte.

Oberst Didier — ich nehme an, er hatte sich den Namen zur Tarnung zugelegt — hatte unseren Block unter Kontrolle. Er war ein angenehmer Mann, nützte seine Stellung nie aus, war ein interessanter Gesprächspartner und stets zur Stelle, wenn es galt, die Moral zu heben. Er machte mich zu seinem Assistenten bei der Abfertigung von Neuankömmlingen und führte mich in die geheime Tätigkeit der Widerstandsbewegung ein, die im Lager organisiert worden war. Ich verdanke ihm mein Leben, denn man hatte mich automatisch auf eine Liste von Personen gesetzt, die für eine Arbeit außerhalb des Lagers bestimmt waren und von denen nur wenige zurückkamen. Eine Nachfrage bei Oberst Didier genügte, und er

erhielt stillschweigend vom Kapo die besagte Liste und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Mein Name wurde entfernt. Einige Stunden später bestätigte es mir der Oberst während eines Gesprächs, als ob es sich um die selbstverständlichste Sache der Welt handle.

In unserem Block gab es noch einen französischen Offizier. Er verlangte ausdrücklich, mit „Major" angeredet zu werden, und bestand auf der Anerkennung seiner Vorrechte und Titel, als wäre er der Kommandeur der „Geheimarmee" des Lagers Dachau. Jeden Tag hatte er einen neuen Plan für einen bewaffneten Überfall auf die Kommandantur oder für die Organisation einer Armee aus Dachauer Häftlingen, die zur Eroberung Münchens, Berlins, Wiens und, falls es das Wetter erlaubte, von Moskau und Wladiwostok aufbrechen sollte. Er war außerordentlich empfindlich und immer darauf bedacht, mit äußerstem Respekt behandelt zu werden.

Colonel Didier besaß eine vorzügliche Taktik, ihn zu behandeln, indem er ihn fühlen ließ, daß keine Entscheidung gefällt würde, ohne ihn vorher zu konsultieren. Didier wäre den Major gerne los geworden, aber er stand den Traditionen der Karriereoffiziere zu respektvoll gegenüber, um jemals auf die Idee zu kommen, den anderen in seine Schranken zu verweisen. Mich konnte der Major nicht aus der Ruhe bringen, vielmehr hörte ich geduldig zu, wenn er über seine militärischen Heldentaten berichtete und feststellte, daß am Ende er und de Gaulle als die einzigen beiden triumphierenden Sieger dieses Krieges gelten würden.

Didier verfügte genau wie sein Kollege über gute und einflußreiche Freunde. Oft verließen sie uns für längere Zeit, während mein kleiner General ein steter Kamerad war, gutmütig, unparteiisch, der all unsere täglichen Sorgen teilte. Er und ich sowie eine Handvoll weiterer Franzosen, ein Physiker aus Toulouse, ein Mechaniker aus dem 17. Pariser Bezirk, zwei Männer aus Lothringen und ein junger Korse mit einem Kinderlächeln, waren unzertrennlich geworden.

Der kleine General erzählte mir über sein Bergschloß in

Savoyen und lud mich ein, ihn dort Weihnachten zu besuchen, oder in der Wintersportsaison, im Sommer oder gar zu den Erstkommunionen seiner zahllosen Großneffen. Früher hatte er auch Gedichte geschrieben. Er sprach von seiner ersten Begegnung mit dem Mädchen, das einmal Madame la générale werden sollte — und es auch wurde — sowie von seinen Enkelkindern. Ich vermute, daß er eigentlich nur auf ein einziges Wunder wartete, nämlich wie es möglich wäre, die Bilder der Kinder wiederzubekommen, die man bei seiner Verhaftung beschlagnahmt hatte.

Wir stellten Spekulationen über unsere Befreiung an. Der Mechaniker aus Paris hatte einen Wagen in einer der Autowerkstätten der SS entdeckt und schlug vor, daß der General und unsere gesamte Gruppe ihn herausholen sollten, wenn der Zeitpunkt gekommen war, um damit nach Savoyen aufzubrechen. Dort würden wir für eine Weile bleiben und uns erst einmal wieder richtig sattessen, bevor jeder in seine Heimat zurückkehren würde. Der kleine General versprach, daß er uns selbst das erste Fondue bereiten würde, und anschließend zitierte er aus dem Gedächtnis alle berühmten Weine, die in seinem Keller lagerten.

Zu erwähnen bleibt noch die Geschichte mit den Eßpaketen des Roten Kreuzes. Eine große Anzahl dieser Pakete wurde während der letzten Tage der Gefangenschaft an die Häftlinge verteilt. Die Deutschen wußten nicht mehr, was sie damit anfangen sollten. Wegen des amerikanischen Vormarsches war die einzige noch freie Straße für den Transport des Internationalen Roten Kreuzes von der Schweiz aus die Straße nach Dachau. Auf diese Weise gelangten auch sämtliche Pakete mit Nahrungsmitteln, die für die übrigen Gefangenenlager bestimmt waren, nach Dachau. Der Lagerkommandant entschied, daß sie alle unter den Lagerinsassen verteilt werden sollten — vielleicht erhoffte er sich damit ein paar Pluspunkte während der letzten Tage. Die Pakete waren Manna vom Himmel, denn Nahrungsmittel waren im Lager äußerst knapp geworden und die Zahl derjenigen, die

Hungers starben, stieg in jenen Tagen beträchtlich an. Aber das Internationale Rote Kreuz in Genf besaß eine „Schweizer-Franken“-Auffassung von menschlicher Solidarität. Es hatte verfügt, daß die Pakete nur an Angehörige solcher Länder vergeben werden durften, die das Rote Kreuz in harter Dollarwährung unterstützten. Deshalb konnten die Nahrungsmittel rechtmäßig nur an Franzosen, Belgier, Holländer, an einige Polen, Skandinavier und Angehörige der Alliierten ausgegeben werden. Russen, Deutsche, Italiener und Juden gingen vollständig leer aus. Die Türkei, die erst nach dem Sieg als kriegführender Staat galt, war vom Roten Kreuz nicht anerkannt. So war ich nie in der glücklichen Lage, ein Paket zu bekommen.

Es gab ernste Zusammenstöße, Streitgespräche und manchmal sogar blutige Kämpfe. Jede Paketverteilung bedeutete, daß in der folgenden Nacht bis zu hundert Menschen den Tod finden würden. Die Russen wandten, getreu ihrem bolschewistischen Katechismus, Gewalt an, um sich der Pakete, die anderen gehörten, zu bemächtigen. Sie nahmen sich dafür die Schwächsten vor. Während der Nacht suchten sie unter den Matratzen nach den dort versteckten Vorräten und töteten manchmal ihre Opfer im Schlaf. Die Polen wollten mehr, obwohl sie bereits eigene Pakete erhielten, und stellten regelrechte bewaffnete Trupps auf, die auf Beutezug ausgingen. Häftlinge kämpften erbittert miteinander, weil einige auch solche Pakete nicht freiwillig herausrücken wollten, die sie längst zuvor bereits verkauft hatten, nämlich zu einer Zeit, als sie nichts besaßen und die künftigen Pakete an Kameraden für eine Extraration Brot oder einen ihnen erwiesenen Gefallen geben wollten. Es fanden regelrechte Schlachten um die ausgehandelten Bedingungen statt, die für einen Tausch ausgemacht worden waren, weil irgend jemand ein halbzerstörtes Paket erhalten hatte oder ihm das Paket einfach nicht gefiel. Die Franzosen waren wütend, weil die Saarländer plötzlich entdeckt hatten, daß sie nie zuvor Deutsche, sondern immer nur Franzosen gewesen waren. Die

Griechen erkannten die Mazedonier nicht als Landsleute an, und die Belgier bestanden darauf, daß ehemalige Kollaborateure, auch wenn sie nun Deportierte waren, ausgeschlossen werden sollten. Die Polen waren nicht bereit, auch nur irgend etwas mit den polnischen Juden zu teilen.

Wie gewöhnlich herrschte das Gesetz der Gewalt. Ein Paket oder gar nur ein halbes konnte in jenen Tagen den Unterschied zwischen einem qualvollen Tod und der Hoffnung auf Befreiung ausmachen. Es war wie ein Strohhalm, an den sich ein Ertrinkender klammert.

Als der kleine General sein erstes Paket erhalten hatte, kam er zu mir und erklärte in entschiedenem Ton: „Kein Wort weiter. Wir werden alles teilen. Wenn du an der Reihe bist, etwas zu bekommen, wirst du das gleiche für uns tun."

Auf diese Weise warfen er und seine Freunde ihren kostbaren Besitz in einen gemeinsamen Topf. Der kleine General entpuppte sich dabei als äußerst genauer Rechner. Er zerteilte einen Schokoladeriegel in kleinste Teilchen, und wenn er eine Konservendose öffnete, rechnete er jede Erbse und jeden Löffel voll Sauce aus. Ich erhielt sogar meine Ration an Gauloise-Zigaretten. Da ich nicht rauchte, wollte ich sie den anderen zurückgeben. Aber der General bestand darauf, daß ich statt dessen etwas anderes bekäme, so daß der Raucher mir zwei Kekse von seinem Anteil im Austausch gegen eine Zigarette aus seinem eigenen Paket abtreten mußte!

*

Wir hatten beschlossen, uns jeden Morgen zum Frühstück zwei Sardinen zu gönnen. Das wurde bald zu einem Ritual. Mit einem Taschenmesser schnitt der kleine General jede Sardine in gleich große Teile. Nur bei dem Kopf- und Schwanzteil ließ er Ausnahmen gelten. Dann hielten wir ihm unsere dünnen Brotscheiben entgegen und er verteilte auf jede einzelne eine gleiche Menge Öl aus der Dose. Wenn wir die Sardinen verzehrt hatten, war jeder berechtigt, einmal mit dem Zeigefinger an der Innenseite der Dose entlangzufahren.

Der kleine General war der erste, den ich umarmte, als der Augenblick der Befreiung schließlich gekommen war. Wir tanzten im Kreis, und da der General zu schmächtig war, um mit uns mitzuhalten, nahmen wir ihn wie eine Puppe auf unsere Arme und er lachte, weinte und krähte wie seine Enkelkinder.

Da ich Mitglied des Internationalen Komitees war, durfte ich bald den Quarantäneblock verlassen. Bei der ersten Gelegenheit, die sich mir bot, die Vorratskammern der SS zu durchsuchen, nahm ich für den General eine wunderschöne Uniform mit silbernen Biesen, einen Mantel, Stiefel, Koppel und Handschuhe mit. Aber er zog lediglich die Hosen an. Jeden Abend, wenn ich in den Block zurückkehrte, gefolgt von meinem Schatten Iwan, der den mit Waren beladenen Karren vor sich herschob, übergab ich den gesamten Inhalt dem General. Es gelang ihm, alles so genau einzuteilen, daß für ihn selbst zum Schluß nichts übrigblieb.

Als ich eine gute Unterkunftsmöglichkeit in der halbzerstörten Wohnung eines SS-Offiziers ausfindig machte, schlug ich dem kleinen General vor, mit mir dorthin zu übersiedeln.

„Vielen Dank", entgegnete er, „aber mir ist nicht nach Umziehen zumute. Ich fühle mich im Block recht wohl. Man hat mir gesagt, daß die erste französische Delegation bald eintreffen wird. Vielleicht ist es möglich, mit ihr zu gehen. Ich mag wohl lächeln, aber tief in meinem Inneren verzehrt mich die Sehnsucht nach einem Wiedersehen mit meiner Frau und den Kleinen. Geh du nur allein, mein Freund. Ich werde dich jeden Tag besuchen."

Ich wollte es nicht wahrhaben, aber nach und nach machte die Freiheit aus uns allen, die gestern noch bereit waren, miteinander zu sterben, Fremde. Sie verwandelte uns wieder in das, was wir „vorher" gewesen waren ...

Der hochfahrende Major brachte mich darauf. Er war verrückt auf Stiefel, und seit ich über eine Quelle verfügte, folgte er mir auf meinen Expeditionen. „Heute müssen wir

Reitstiefel besorgen", sagte er. Dachte er daran, sein nächstes Regiment auszustatten oder wollte er ein Schuhgeschäft nach seiner Rückkehr in Paris eröffnen? Es blieb mir für immer ein Rätsel. Der kleine General kam zu Besuch. Kurz darauf wurde ich krank und man brachte mich in das amerikanische Feldlazarett, so daß mein Kontakt mit der Außenwelt unterbrochen wurde. Als ich nach einigen Wochen aus dem Lazarett entlassen wurde, weilte der kleine General nicht mehr an seinem alten Platz. Diesmal hatte es ihn erwischt. Er war sehr krank. Aber sein Problem war nicht der Typhus, sondern die allgemeine Müdigkeit. Alter, Entbehrung und Aufregung hatten das Ihre dazu beigetragen, sein Herz zu schwächen.

Dank der Unterstützung eines amerikanischen Soldaten durfte ich ihn besuchen. Er erkannte mich kaum wieder. Ich schlug einen sorgenfreien Ton an, scherzte über seine Unpäßlichkeit und forderte ihn auf, spazierenzugehen und nicht zu vergessen, daß sein Haus in Savoyen uns erwartete. Aber ich bezweifle, daß er mir überhaupt zuhörte. Die Fieberkurve am Fußende seines Bettes besagte genug. Er würde nicht mehr lange leben. Er gab mir ein Blatt Papier, auf das er ein paar Sätze geschrieben hatte, einen Rosenkranz, das Stück roten Stoff, auf dem seine Gefangenennummer stand und eine Flasche Toilettewasser, die wir gemeinsam „beschlagnahmt" hatten.

„Du wirst vor mir herauskommen", meinte er. „Schreib von Paris aus an meine Frau und schicke ihr diese Sachen. Erzähle ihr von den glücklichen Stunden unserer Befreiung, von der Freude, die uns dabei überfiel . . ."

Eines Abends berichtete mein belgischer Freund, der im Büro des amerikanischen Kommandanten arbeitete, daß die Frau des kleinen Generals mit einem besonderen Transport, den der Vatikan organisiert hatte, in Dachau eingetroffen war. Sie war gekommen, um ihren Mann zu holen. Wenn ich wollte, könnte ich hingehen und sie kennenlernen. Ich würde einen Besucherausweis erhalten. Ich entgegnete nur, daß ich

zu sehr mit meiner eigenen Abreise beschäftigt sei und ihr von Paris aus schreiben würde. Denn der kleine General war gestern gestorben.

Ich war nicht mehr hingegangen, um ihn noch einmal zu sehen. Genauso wenig habe ich seine Frau aufgesucht. Ich schickte ihr seine hinterlassenen Sachen und schrieb ihr, wie er es gewünscht hatte, später von Paris aus.

Es war das einzige Mal in Dachau, daß ich mich wirklich schämte — über mich selbst, darüber, daß ich noch lebte, wegen der anderen Menschen, wegen des grausamen Schicksals ...

INTERMEZZO
II

Statistik

Im Lager Mauthausen besuchte uns abends öfter ein Franzose aus Toulouse, der gern über die gute alte Zeit sprach, als er noch bei Negresco in Nizza oder im Baur-au-Lac in Zürich arbeitete. Im Lager hatte man ihn zum Schreiber gemacht, und er war selten ohne ein dickes Buch zu sehen, das er unter dem Arm trug: Die Todesliste des Lagers. Hinter jeder Häftlingsnummer mußte er vermerken, ob der Betreffende lebte, krank war, durch Krankheit oder durch Unfall gestorben war. Die Seiten dieses Buches waren ungewöhnlich eng beschrieben, denn er machte die Eintragungen in einer winzigen, für das bloße Auge kaum leserlichen Schrift. Dafür besaß er einen wichtigen Grund: War nämlich das Buch voll, dann verschwand es ebenso wie der dafür verantwortliche Schreiber. Dann wurde eine neue Liste angefangen und ein neuer Mann nahm den Platz des alten ein, der inzwischen in Rauch und Asche durch den Schornstein des Krematoriums gegangen war. Nachdem weder ein Dokument noch ein Zeuge übrig geblieben waren, konnte also wieder mit Nr. 1 begonnen werden. Einige dieser „Todesregister" sind jetzt in den „National Archives" in Washington aufbewahrt.

Es wäre unsinnig, anzunehmen, die Gestapo hätte getreulich zwölf Jahre lang alle Gefangenenlisten aufbewahrt. Die

Listen, die bei der Befreiung in die Hände der Sieger fielen, gaben nur einen kleinen Einblick. Die Seriennummern der Gefangenen waren oft schon ein dutzendmal von anderen Opfern getragen worden, die entweder in ein anderes Lager überwiesen, befreit worden oder gestorben waren. Die Deutschen waren sehr genau, aber die Umstände machten es oft unmöglich, eine korrekte Zählung durchzuführen. Wenn ein feindlicher Angriff irgendwo stattgefunden hatte und jeder, der gerade greifbar war, auf Lastwagen nach Dachau verladen worden war, hielt man sich selten damit auf, die Identität der Personen in Listen festzuhalten. Die schrecklich anzusehenden Leichen in den Güterzügen wurden bestimmt in jeder Statistik unterschlagen und die Schätzungen, die auf Zeugenangaben beruhen, sind kaum zuverlässig. Die Zahl derjenigen, denen es gelang, lebend aus einem Lager herauszukommen und von Anfang bis zum Ende alles durchzustehen, war gering. Noch seltener gab es jemanden unter ihnen, auf dessen Angaben man sich verlassen konnte, denn meist verdankten solche Häftlinge ihr Leben Kompromissen und Komplizenschaft mit ihren Bewachern. Selbst wenn sie ehrlich sein sollten, so hatten diese wenigen Zeugen doch keine genaue Vorstellung von der wahren Situation. Es gab so viele Geheimnisse in Dachau! Und schließlich gab es noch zahlreiche Häftlinge, die in den Hilfslagern, bei Arbeitskommandos oder in den unterirdischen Fabriken starben ...

Deshalb gebe ich hier mit einiger Skepsis gewisse Zahlen wider, die nach der Befreiung zusammengetragen wurden. Die Angaben von Domgala besagen, daß 206.204 Personen durch Dachau geschleust worden sind. Ich würde eher etwa 450.000 schätzen.

Dachau stellte eine Art Sortierplatz dar. Es handelte sich nicht wie in Auschwitz um ein Todeslager, und die Zahl der jüdischen Häftlinge war relativ niedrig. Ich nehme an, es gab 5000 Juden, abgesehen von denen, die in den letzten Tagen vor der Befreiung im Lager eintrafen oder jenen, die die Amerikaner tot außerhalb der Lagertore fanden. Es ist

nicht möglich, die genaue Zahl der Toten im Lager aus den Jahren 1933 bis 1940 zu nennen. Aber es waren bestimmt mehr als 15.000. Domgala, ein zuverlässiger Zeuge und ebenfalls ehemaliger Lagerinsasse, rechnet mit 27.830 Toten von 1940 bis zum Zeitpunkt der Befreiung, aber diese Zahl ist das Minimum. Tatsächlich starben über 100.000 Menschen in Dachau: jeder vierte Häftling. Davon wurden 3166 vergast.

Einige Tage vor der Befreiung waren im Lager Dachau (die Angaben stammen aus in Amerika gefundenen Unterlagen):

Albanier	44
Amerikaner	11
Araber	3
Armenier	4
Belgier	989
Bulgaren	54
Chinesen	2
Dänen	1
Deutsche	6118
Engländer	13
Esten	3
Finnen	1
Franzosen	5706
Griechen	338
Holländer	836
Italiener	3388
Japaner	1
Kanadier	1
Kroaten	818
Letten	230
Litauer	3250
Luxemburger	211
Norweger	77
Perser	1
Polen	14.994

Portugiesen	8
Rumänen	69
Russen	13.536
Schweden	7
Schweizer	12
Serben	516
Slowaken	244
Slowenen	1746
Spanier	286
Tschechen	1974
Türken	86
Ungarn	12.067
Heimatlose	17

Zuviel sollte man nicht auf die Genauigkeit der Nationalitätenangaben dieser Liste geben, denn es waren nicht die deutschen Behörden, sondern die Häftlinge selbst, die diese Angaben zur Staatsangehörigkeit machten. Dabei konnte sich jeder von ihnen die Nationalität aussuchen, die ihm am besten zusagte und sie dem Schreiber nennen, der diese Informationen einholte. Um die Nazis nicht zu verärgern, gaben manche vor, Tschechen oder Jugoslawen zu sein. Andere wiederum, vor allem die Russen, die sich nicht den Repressalien des sowjetischen Regimes aussetzen wollten, nannten sich Türken oder Araber, als könnten sie damit eine zwangsweise Auslieferung in ihre eigentliche Heimat verhindern. Juden bestanden darauf, Schweizer oder Kanadier zu sein, ebenso einige Deutsche, die wegen Desertierung und Angst vor dem Exekutionskommando beteuerten, daß sie in Chikago geboren oder staatenlose Flüchtlinge seien. Um meinen Freund Iwan zu schützen, hatte ich bestätigt, daß er ein hundertprozentiger Türke sei. Dabei wußte ich nur zu gut, daß im Reich lediglich ein einziger Gefangener türkischer Nationalität existierte. Daher sind die anderen 85 auf der vorhergehenden Liste eine Illusion.

Am Tag der Befreiung, dem 29. April 1945, machten die Amerikaner die folgende offizielle Liste:

Deutsche	1173	davon 6 Frauen
Belgier	843	
Dänen	1	
Engländer	8	
Esten	11	
Franzosen	3918	
Griechen	195	
Italiener	2184	
Kroaten	103	
Serben	79	
Slowenen	2907	
Letten	27	
Litauer	39	
Elsässer	36	
Luxemburger	133	
Holländer	558	
Norweger	79	
Polen	9082	davon 96 Frauen
Rumänen	50	
Russen	4258	davon 9 Frauen
Slowaken	44	
Albanier	30	
Amerikaner	1	
Malteser	1	
Araber	2	
Armenier	2	
Finnen	1	
Syrier	1	
Perser	1	
Türken	3	
Spanier	194	
Tschechen	1632	
Ungarn	670	davon 34 Frauen
Bulgaren	8	

Portugiesen	4	
Schweizer	2	
Österreicher	253	
Sudetendeutsche	5	
Juden	2539	dav. 225 Frauen

Die amerikanische Statistik mit einer Gesamtzahl von 31.432 Häftlingen unterscheidet sich also von den Zahlen, die am 26. April zusammengestellt wurden. Die erste Liste weist 67.665 Häftlinge auf. Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß eine große Anzahl der befreiten Lagerinsassen während der amerikanischen Besatzung starb, auf dem Rücktransport oder in den Lazaretten, in die man sie gebracht hatte.

Auch nach über zwanzig Jahren bleibt Dachau ein Symbol für Tod und Terror. Dennoch sind die Statistiken, so erschreckend sie auch anmuten, nichts im Vergleich mit den Millionen Zivilpersonen, die im zweiten Weltkrieg starben. Diese Zahlen entnahm ich dem deutschen Werk „Putzgers Historischer Weltatlas". Neben den 19,070.000 Soldaten, die in Europa und Nordafrika ihr Leben ließen, gibt es einen erschreckend hohen Anteil von Zivilpersonen, die in Lagern, Gefängnissen, Gaskammern und durch Bombenangriffe getötet wurden:

Zivilpersonen, Nichtjuden:	
Engländer	60.000
Belgier	40.000
Holländer	90.000
Deutsche	3,640.000
Österreicher	40.000
Ungarn	80.000
Griechen	80.000
Polen	2,500.000
Russen	6,000.000
Esten	140.000
Letten	120.000

Italiener	70.000
Tschechen	70.000
Jugoslawen	1,300.000
Rumänen	40.000
Litauer	170.000

Zu dieser Zahl von insgesamt 14,440.000 müssen noch 5,978.000 Juden hinzugefügt werden, die systematisch ausgerottet wurden.

Juden:	
Frankreich	90.000
Holland	90.000
Dänemark	1.500
Deutschland	170.000
Tschechoslowakei	260.000
Italien	15.000
Griechenland	60.000
Bulgarien	7.000
Sowjetunion	1,720.000
Belgien	40.000
Luxemburg	3.000
Norwegen	1.500
Österreich	40.000
Ungarn	200.000
Jugoslawien	55.000
Rumänien	425.000
Polen	2,800.000

Diese Angaben sind nicht offiziell. Die Zahl der getöteten Juden ist meiner Ansicht nach sehr übertrieben. Es gibt keine Möglichkeit, jene Juden festzustellen, die ihre Identität verborgen haben, um einer möglichen Verfolgung zu entgehen. Genauso wenig lassen sich jene aufzählen, die ihre Namen änderten oder die in andere Länder emigrierten, wo sie dann von den Nazis gefaßt wurden, oder jene Kinder, die während der Besatzung in den Gefängnissen und Lagern zur

Welt kamen. Es ist eine Tatsache, daß es viel mehr Deutsche gegeben hat, die gegen Hitler Widerstand geleistet und dabei ihr Leben geopfert haben als Juden. Kein Mitglied der Regierung von Israel hat zum Beispiel je gegen die Nazis gekämpft.

Ich bin stolz darauf, daß die Deutschen mich in ein Konzentrationslager schickten (ich war der einzige reguläre akkreditierte Auslandskorrespondent in Berlin während des Krieges, den ein solches Los traf), weil ich als erster Journalist über das Warschauer Getto und die ersten Judentransporte in Erziehungslager berichtete. Ich glaube, ich konnte — wenn auch viel zu wenig — manchen der jüdischen Opfer helfen. Nichts schien so entsetzlich wie der Anblick der Kinder mit dem Davidstern, die wie so viele andere in die Brennöfen der Krematorien kamen; nichts ungerechter, als menschliche Wesen nur deshalb leiden zu lassen, weil man sie wegen ihre gebogenen Nasen beschuldigte oder ihr Name zufällig Moses, Aschkenase oder Cohn lautete. Ich hoffe, man wird mir verzeihen, wenn ich wie ein Bilderstürmer auftrete, aber ich möchte an dieser Stelle den Versuch machen, die von den überlebenden Juden und ihren Religionsgenossen aufgebrachte Legende zu zerstören, die in den Vereinigten Staaten fest verankert ist und uns glauben machen will, daß nur die Juden allein Opfer der Konzentrationslager und die einzigen von Hitler verfolgten Zivilpersonen waren.

Jedesmal, wenn ich über die Lager spreche, gibt es einen Amerikaner, der unschuldig und überrascht fragt: „Aber wenn Sie kein Jude waren, was hatten Sie dann dort überhaupt zu suchen?“ Die amerikanische Presse setzt im allgemeinen die Vorstellung „von den Nazis verfolgt“ gleich mit Jude sein. Die Deportiertenverbände, die Vereinigungen der Angehörigen von Kriegsopfern, alle, die vor dem Weißen Haus demonstrierten, um die Befreiung zu feiern, sind ausschließlich Juden. Niemand spricht von gemeinsamen Kämpfen, gemeinsamen Leiden. Sie haben nie ihre nichtjüdischen Mitgefangenen aufgefordert, an ihren Treffen oder Aktionen

teilzunehmen. Das hat zu der in Amerika wie auch in der übrigen Welt verbreiteten Auffassung geführt, daß allein die Juden zu Unrecht von Hitlerdeutschland verfolgt worden seien.

Nichts ist unwahrer, nichts unfairer. Die Statistik beweist es: Hitler hat ebenso viele Katholiken wie Juden töten lassen, und der aktive Widerstand gegen ihn und sein Reich war nicht allein das Werk einer Gruppe, einer Religionsgemeinschaft oder eines einzelnen, sondern das der ganzen Welt, vereint mit einem gemeinsamen Ziel.

Ich schreibe das nicht, um Zwietracht zu stiften, sondern im Interesse meiner jüdischen Kameraden und Brüder. Denn sie machen es den Deutschen möglich, zu glauben, daß Hitler und das Reich nur einen Feind hatten, nämlich die jüdische Rasse oder Religion, und daß deshalb ihr einziges Verbrechen in dem Wunsch bestand, diese Rasse auszurotten. Wer so einschränkt, vermindert Hitlers Schuld. Alle, die noch immer Antisemiten sind, werden Hitler nach wie vor Sympathie schenken und ihm nur entgegenhalten, was ich in München eine Sekretärin sagen hörte: „Hitlers einziger Fehler war, daß er nicht mehr dazu kam, alle Juden zu vergasen ..." Andere werden die Verbrechen in den Lagern mit den Worten abtun: „Hitler war eben verrückt, es war seine Manie, die Juden ausrotten zu wollen, aber abgesehen davon war er ganz normal, und auch die Deutschen um ihn herum waren es." Ohne es vielleicht zu wollen, beschuldigen sie damit die Juden, der Hauptgrund für die weltweite Feindschaft gegen Deutschland zu sein.

Wenn wir daran erinnern, daß in den Jahren von 1933 bis 1945 nicht nur Juden, sondern Menschen aller Nationalitäten, Religionen, Klassen und politischer Überzeugung ermordet wurden und daß alle — und nicht nur eine Minorität von Juden — das Dritte Reich haßten, bekämpften und Widerstand leisteten, dann kann die Vorstellung von dieser „Universalität" uns und unsere Kinder vor einer neuen Katastrophe bewahren.

Der Staat Israel ist bewundernswert. Hier lebt und arbeitet eine fortschrittliche, demokratische, erfreuliche Nation, und die arabischen Despoten und Diktatoren, die den Aufstieg dieses Staates zu verhindern suchen, zeigen nichts als Dummheit und Blindheit. Israel hat ein Recht auf einen Platz in der Sonne.

Aber die Toten von Auschwitz und Dachau starben nicht für Israel. Niemand, nicht einmal ein wohlhabender und siegreicher Staat, kann für sich in Anspruch nehmen, in ihrem Namen zu sprechen. Niemand kann die Toten um ihr Einverständnis bitten.

Wenn die Bundesrepublik den Wunsch hat, Israel finanziell zu unterstützen, so ist das ihre Sache. Wenn Israel diesen Vorschlag annimmt, so ist das sein Recht, genauso wie es sein Recht ist, mit dem Geld aus Bonn Waffen zu kaufen. Es ist leider so, daß wir die Ansicht akzeptieren müssen, daß ein Maschinengewehr nur in den Händen eines SS-Mannes kriminell ist, während es in den Händen jedes anderen als Gottesgeschenk gilt.

Die vergasten Opfer von Dachau haben den Staat Israel nie ermächtigt, in ihrem Namen Wiedergutmachungsleistungen entgegenzunehmen, noch im Namen der Überlebenden, die nicht zu seinen Bürgern zählen.

Ich empfinde es auch als unwürdig, wenn der Staat Israel Eichmann oder irgendeine andere Nazigröße kidnappt und ihn im Namen der Opfer der Gaskammern verurteilt. Denn als sie starben, waren jene Opfer Deutsche, Italiener oder Polen — keine Israelis.

Wenn wir solche Abweichungen vom internationalen Recht tolerieren, dann kann Gabon schon morgen von den Vereinigten Staaten Wiedergutmachung für alle von den Cowboys getöteten Indianer fordern und der Kongo könnte Gouverneur Wallace, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, für die in Alabama gelynchten Neger kidnappen und erschießen. Italien könnte Forderungen an die englische Königin stellen, weil ihre Vorfahren in den Tagen Heinrichs VIII. Katholi-

ken töten ... und so könnte man endlos fortfahren.

Aber viel gefährlicher scheint mir zu sein, daß der Staat Israel durch eine solche Einstellung geradezu den Antisemiten in die Hände spielt. Hitler war nicht der Erfinder des Antisemitismus. Es gab ihn schon lange vor Hitler, der den unterschwelligen Wunsch vieler Deutscher lediglich in die Tat umsetzte. Die Verfolgungen, Verhaftungen und Massaker der Juden beruhten auf einer lückenlosen legalen Basis. Es gab die Nürnberger Gesetze, die Reichssicherheitsgesetze und jene gegen Spionage. Hitler sagte nicht: „Tötet die Juden, weil sie schlechte Deutsche sind", sondern: „Tötet sie, weil die Juden keine Deutschen, Italiener, Franzosen oder Polen, sondern feindliche Elemente sind, die für den Feind, vereint mit dem Feind gegen euch arbeiten." Ein Deutscher, der einen Juden denunzierte, tat es theoretisch nicht wegen seiner Rasse, Religion, seiner buckligen Nase oder seiner Hautfarbe, sondern deshalb, weil er ein „Fremder" war, ein Verräter, eine gefährliche Person, die gegen Deutschland agierte. Genau so, wie im Krieg gegen die Sowjetunion Kommunisten denunziert wurden.

Wenn man mir heute sagt, daß Schulze kein Deutscher, Cohn kein Österreicher, Rothschild kein Franzose und Pilsky kein Pole war, sondern daß sie alle Bürger des zukünftigen unabhängigen Staates Israel waren, dann hat Hitler, zumindest oberflächlich betrachtet, recht gehabt.

Ich ziehe es vor, auf meine eigene Art die Statistiken zu lesen und Cohn, Schulze, Rothschild oder Pilsky lediglich als unschuldige menschliche Kreaturen zu betrachten, die erbarmungslos ermordet wurden, weil sie den Verantwortlichen für diese Statistiken nicht paßten.

8

Ein Mann namens Georg Elser

In der Nähe von Venlo, nur wenige hundert Meter von der deutsch-holländischen Grenze entfernt, liegt das Café Backus, wahrscheinlich seit jeher auch ein Treffpunkt für Schmuggler, trotz der naheliegenden holländischen Zollgebäude.

Am 9. November 1939 ereignete sich etwas Ungewöhnliches. Agenten des britischen Geheimdienstes trafen sich hier mit einer Gruppe deutscher Verschwörer, unter denen sich sogar ein General der Wehrmacht befand, der den Versuch gemacht hatte, das Hitler-Regime zu stürzen. Ursprünglich sollte der General Hitler gefangennehmen, um ihn persönlich an die Männer, die aus Den Haag herübergekommen waren, auszuliefern.

Das phantastische Komplott war in den ersten Septembertagen, also sofort nach Kriegsausbruch, geschmiedet worden. Captain S. Payne Best, dessen wirkliche Rolle im britischen Geheimdienst auch heute noch unklar ist, von dem jedoch vermutet wird, daß er Chef des europäischen Spionagenetzes der Briten war, hatte eine Mitteilung von Dr. Franz, einem deutschen Emigranten und Gegner des Nationalsozialismus, erhalten: Eine Gruppe deutscher Offiziere plane einen Aufstand und fordere die Unterstützung Großbritan-

niens. Best bat im englischen Hauptquartier um Anweisungen. Man schickte ihm Major R. H. Stevens. Da es sich, zumindest in der Vorstellung der Briten, um eine äußerst wichtige Angelegenheit zu handeln schien, war auch der Chef des holländischen Geheimdienstes, Generalmajor van Oorscholt, eingeweiht worden, der die Neutralität seines Landes auf seine eigene Weise auslegte und sich unverzüglich in die internationale Intrige, die Merkmale eines Hollywood-Thrillers besaß, hineinstürzte. Er beauftragte Leutnant Dirk Clopp, dem die Engländer den Codenamen „Captain Coppers von Seiner Britischen Majestät Garderegiment" gaben, mit seiner Vertretung und nahm Verbindung mit den Verschwörern auf.

In der Nähe der deutsch-holländischen Grenze wurden verschiedene Zusammenkünfte arrangiert, denn die Deutschen konnten es nicht wagen, auf neutralem Gebiet gesehen zu werden. Auch konnten sie ihre Garnisonen nicht für längere Zeit verlassen. Unter den Deutschen gab es einen Major Grosch, einen Oberst Martini und einen Major Schämmel. Sie planten — oder vielmehr die Generäle, mit deren Vertretung sie beauftragt waren — eine Art südamerikanischer Junta zu bilden, Hitler gefangenzunehmen, ihn über die Grenze zu schmuggeln und auf ein außerhalb des Rotterdamer Hafens liegendes Unterseeboot zu bringen. Die Verschwörer, betonte Major Schämmel, verträten als Deutsche die Interessen ihres Landes. Bevor sie deshalb irgend etwas unternehmen würden, müßten Frankreich und Großbirtannien zusichern, daß mit Deutschland ein gerechter und ehrenvoller Friedensvertrag geschlossen würde.

Eine solche Zusage konnte Best von sich aus nicht machen. Er setzte sich mit London in Verbindung und übergab den Deutschen, um mit den Verschwörern Kontakt aufrechterhalten zu können, einen Kurzwellensender, der auf der geheimen Frequenz des Londoner Secret Service senden und empfangen konnte. Über Funk wurde nun weiter verhandelt, und nachdem man grundsätzlich zu einer Abmachung gelangt war, ein Treffen im Café Backus vereinbart.

Am Morgen dieses Tages hatte der deutsche Rundfunk über ein fehlgeschlagenes Attentat auf Hitler berichtet. Best ließ sich dadurch nicht beunruhigen. Wenn Hitler sich in den Händen der Verschwörer befinden würde, wäre das Attentat sogar ein guter Vorwand, sein Verschwinden zu erklären.

Aber bei ihrer Ankunft in Venlo hatten die britischen Agenten nicht einmal Zeit, die Wagentüren zu öffnen. Das Café war von deutschen Soldaten umstellt, die zu dem Regiment gehörten, von dessen Kommandeur man annahm, daß er ein Widerstandskämpfer sei. Auf Best, Stevens und ihre Begleiter waren Maschinengewehre gerichtet. Sie hatten sich noch nicht von ihrer Überraschung erholt, als bereits die Handschellen um ihre Handgelenke schnappten.

„Wir sind in die Falle gegangen wie eine Herde Kaninchen", soll Stevens zu Best gesagt haben. Es waren die letzten Worte, die sie in den nächsten fünfeinhalb Jahren miteinander sprechen konnten.

Der holländische Leutnant hatte einen Fluchtversuch unternommen und mit seiner Pistole auf die Deutschen geschossen, bis das Magazin leer war. Aber es ging nur eine Scheibe des grauen Mercedes-Benz in Scherben. Er selbst wurde mehrfach getroffen und starb einige Stunden später. Während der Schießerei brachte man die Engländer bereits auf deutsches Gebiet, wo sie im Zollgebäude formell gefangengenommen wurden. Die phantastische Entführung hatte nur wenige Minuten gedauert.

Dr. Franz entpuppte sich als Doppelagent, der, wie er später beteuerte, unter Zwang gehandelt habe. Bei „Major Schämmel" handelte es sich in Wirklichkeit um den SS-Führer Schellenberg, eine Gestapo-Größe, ebenso wie die anderen Pseudo-Verschwörer. (Schellenberg, persönlicher Ratgeber Himmlers, verhandelte kurz vor Kriegsende über eine Teilkapitualtion des Reiches mit dem schwedischen Grafen Bernadotte. Er starb 1952.) Die „Verschwörung" war nichts weiter als eine von der Gestapo ausgeklügelte Finte. Einer

von Himmlers Gefolgsleuten nahm sogar mit dem britischen Geheimdienst über den gedankenlos von Best überreichten Kurzwellensender Verbindung auf. In dem letzten Funkspruch teilte er den Engländern mit, daß sich ihre Leute in einem Gefängnis befänden.

Die Geschichte hätte ganz Europa zum Lachen reizen können, wenn die Deutschen die Ergreifung der britischen Agenten nicht mit dem mißglückten Attentat auf Hitler im Bürgerbräukeller in Verbindung gebracht hätten. Stevens und Best, angeklagt als Anstifter des Mordversuches, wurden in der Öffentlichkeit für tot gehalten. In Wirklichkeit jedoch schickte man sie in das Konzentrationslager Sachsenhausen, wo sie unter strengster Geheimhaltung im „Ehrenbunker" eingesperrt wurden. 1941 wurde Stevens nach Dachau überwiesen. Best kam in den ersten Apriltagen des Jahres 1945 hierhin.

Der zum Zeitpunkt seiner Verhaftung fünfzigjährige Captain Best verfügte im Gefängnis über soviel Muße, wie er wollte. Er besaß sogar eine Schreibmaschine und konnte ein Buch schreiben, in dem er die Einzelheiten seiner Gefangenschaft schilderte. Er vermied es jedoch peinlich, zu erklären, was er eigentlich damals in Holland wirklich gewollt hatte und wie er, wenn überhaupt, in die unglückliche Affäre im Bürgerbräukeller verwickelt war. Man kann wohl auch schlecht von einem berufsmäßigen Geheimdienstmann verlangen, Einzelheiten dieser Art zu enthüllen. Seine Diskretion ist auch verständlich, denn seine Rolle in dieser Angelegenheit war ziemlich lächerlich gewesen und das von der Gestapo inszenierte Manöver so umwerfend komisch, daß ein näheres Eingehen auf die Umstände wahrscheinlich nur zur Folge gehabt hätte, daß sich die Mitglieder des britischen Geheimdienstes in der Untergrundstation Picadilly verbarrikadiert hätten, um ihre Blamage zu verbergen.

Die unglaubliche Unfähigkeit der Nachrichtendienste der Feinde Deutschlands erklärt auch die Erfolge von Hitlers Blitzangriffen. Im Jahre 1939 war der Welt berühmtester

Geheimdienst noch blind davon überzeugt, daß Hitler von Gegnern umgeben sei, die nur auf die Chance warteten, ihm den Hals umdrehen zu können, und daß jeder Deutsche, der auf Butter verzichten mußte, zur Rebellion bereit sei, daß die Armee nur über Panzer aus Pappmaché verfüge und die deutschen Flugzeuge niemals aufsteigen könnten, weil Göring zu fett sei, während die Alliierten unschlagbar seien.

„Wir werden siegen, weil wir die Stärkeren sind", konnte man an den Litfaßsäulen von Paris noch wenige Tage vor dem Durchbruch bei Sedan lesen. Die „Experten" prophezeiten nahezu täglich neue Anschläge auf Hitler durch Nazigenerale. Aber das wollten die Leute ja auch hören.

Selbst der Historiker William L. Shirer ging in die Falle. In seinem ausgezeichneten Werk „Aufstieg und Fall des Dritten Reiches", dem besten Buch, das über das Hitler-Regime geschrieben worden ist, stößt er in dieses Labyrinth militärischer Verschwörungen vor, die, von zwei Ausnahmen abgesehen, nie mehr als Gerüchte waren. Die Deutschen hätten ein ausgezeichnetes Alibi, wenn sie nachweisen könnten, daß ihre Militärs zu einer Zeit, als ihr Führer noch ein siegreicher Feldherr war, der links und rechts Marschallstäbe verteilte, Pläne schmiedeten, wie sie gegen ihn vorgehen könnten.

Warum wurden Best und Stevens nicht sogleich als Spione hingerichtet? Warum genossen sie eine bevorzugte Behandlung? Ihre Unterbringung im Lager ebenso wie die der anderen Sonderhälftlinge, zu denen zum Beispiel Schuschnigg, Léon Blum und Schacht gehörten, kann nicht unbedingt in Verbindung mit anderen Insassen gebracht werden. Die Lager hatten riesige Ausmaße. Sie beherbergten Bungalows für ranghohe Offiziere, Bauernhöfe, Fabriken, Cafés, Restaurants, Baracken für die SS, Wachhäuser für die SS, Unterkünfte für Gäste, Gefängnisse, Bunker und den eigentlichen Lagerbezirk, in den die KZ-Häftlinge gepfercht waren. Dieser Teil war die Hölle. Hier „lebten" die Häftlinge, die man hungern ließ, belästigte, prügelte, hing oder

vergaste. Ihre Köpfe waren kahlgeschoren, die Kleider bestanden nur aus Lumpen, sie trugen eine Nummer auf ihrer Brust oder Tätowierungen auf dem Handgelenk, sie mußten härteste Arbeit verrichten und nicht nur Hiebe mit Reitgerten, sondern auch Prügelstrafen durch gemeine Kriminelle ertragen. Ihr Kontakt mit der Außenwelt war gänzlich abgeschnitten. Für sie verlief das Leben wirklich in „Nacht und Nebel".

Die Ehrenhäftlinge wurden entweder in Gefängniszellen oder im Bunker untergebracht, manche von ihnen unter bemerkenswert guten Bedingungen. In seinem Buch gesteht Best, daß er, wenn er damals in Freiheit gelebt hätte, in dem sich im Kriegszustand befindlichen England sicherlich größere Bedrängnis zu ertragen gehabt hätte, ganz zu schweigen von dem Risiko, von einer deutschen Bombe getötet zu werden. Der österreichische Kanzler von Schuschnigg lebte mit seiner Frau, die er erst nach seiner Gefangennahme geheiratet hatte, in einer privaten Villa in Buchenwald. Hier wurde auch ihre kleine Tochter, Maria Dolores, der sie den Kosenamen Sissy gaben, geboren. Mancher Lagerinsasse hätte sich nur für einen einzigen Blick auf das Foto seiner Frau, seiner Kinder und für ein Wort des Trostes, daß sie in Sicherheit seien, den Arm abschneiden lassen.

Ich will mit diesem Vergleich nicht die Opfer der illustren Häftlinge schmälern, denn fünf oder sieben Jahre in völliger Abgeschlossenheit leben zu müssen, das ist eine höllische Strafe. Selbst wenn dem Gefangenen, wie im Fall Best, erlaubt wird, sein Monokel und sein sonstiges persönliches Eigentum zu behalten, eine Schreibmaschine, ein Radio, mit dem man den Londoner Rundfunk empfangen konnte, und wenn er dazu noch die doppelte Portion der normalen SS-Ration an Nahrungsmitteln erhält. Die Ehrenhäftlinge lebten wie wir in der steten Angst vor dem Morgen. Jedes Morgengrauen, das heraufzog, konnte das letzte sein, das sie erlebten. Aber die Menschen draußen, die am Schicksal dieser Persönlichkeiten interessiert waren, können leicht dem Miß-

verständnis zum Opfer gefallen sein, daß auch alle übrigen Insassen von Dachau, Buchenwald und Sachsenhausen genauso gut behandelt worden seien.

Manche Sonderhäftlinge sind mit recht nebelhaften Erinnerungen an ihre Gefangenschaft in die Freiheit zurückgekehrt. Es ist noch nicht lange her, als mir Schuschnigg berichtete, die 138 ehemaligen Dachauer Geiseln, deren Geschichte ich an anderer Stelle erzählen werde, hätten nach wie vor engen Kontakt und freundschaftliche Beziehungen zueinander bewahrt. Er übersieht, daß er mit dieser Bemerkung mutige Männer wie Pastor Niemöller, General Garibaldi und sich selbst, ehrenhafte Männer wie Léon Blum oder den Bürgermeister von Wien, Schmitz, in einen Topf mit früheren Komplizen Hitlers wirft, von denen einige später wegen Kriegsverbrechen verurteilt wurden. Die Tatsache, daß diese Anhänger Hitlers zum Schluß selbst verfolgt wurden, daß man sie lange Zeit mit wirklichen Widerstandskämpfern zusammen einsperrte, mag sie unser Mitleid gewinnen lassen, aber gewiß nicht unsere Sympathie.

S. Payne Best erzählt, daß Himmler ihm gesagt hat: „Wir tun unser Bestes, um Ihnen das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Ich vertraue darauf, daß Sie wissen, daß die im Weißbuch veröffentlichten Greuelgeschichten nichts als jüdische Erfindungen sind."

Best besteht darauf, damals nachdrücklich protestiert zu haben, aber bei der Lektüre seiner Memoiren überschleicht den Leser unweigerlich das Gefühl, daß er mehr für seine SS-Wachen, die er für nette Leute hielt, die irgendwie in diese Uniform gepreßt worden seien, übrig hatte und sich mehr darum sorgte, was mit ihnen geschehen könnte, als um die Häftlinge, die um ihn herum starben. Man gewinnt sogar den Eindruck, als habe der vorübergehend arbeitslose Chef des britischen Geheimdienstes manchmal als Ratgeber des Lagerkommandanten Keindl fungiert und ihm sogar dabei geholfen, die Leitung von Sachsenhausen zu erringen. Vielleicht gibt es eine Art professioneller Solidarität, die man schlecht

unterdrücken kann, selbst dann nicht, wenn man sich im Kriegszustand befindet.

Auch ich genoß gelegentlich eine bevorzugte Behandlung, und es fiel mir dann schwer, zu glauben, daß die gefälligen Wachen dieselben Männer waren, die wenige Minuten später weniger glückliche Häftlinge auf sadistische Art und Weise quälten. Man kann es als paradox bezeichnen: Es konnte geschehen, daß an demselben Ort, von denselben Wächtern, unter demselben Kommando, eine Gruppe von Häftlingen geradezu königlich behandelt wurde, Essen erhielt, das in einer eleganten Pension an der Riviera nicht besser sein konnte, während zur gleichen Zeit gegenüber die blutigsten Gemetzel stattfanden.

So war Dachau — von jedem etwas. Es war auch der Ort, der zahlreiche Staatsgeheimnisse barg, von denen manche für immer im blutigen Staub der Exekutionshöfe begraben bleiben.

Georg Elser, der rätselhafte Täter des Anschlags auf Hitler vom 8. November 1939 und laut Goebbels und Himmler im Bunde mit Best und Stevens, bewohnte die Nachbarzelle Nr. 13 im Bunker von Sachsenhausen. Während Stevens im Januar 1941 nach Dachau gebracht wurde, kam Elser erst kurz vor Best im Februar 1945 an.

Elser war in einem Armenviertel Münchens aufgewachsen und hatte einen guten Teil seiner Jugend in einer Besserungsanstalt verbracht. Er war Waise, denn seine Mutter starb bei der Geburt und sein Vater fiel in der Ardennenschlacht im ersten Weltkrieg. Ein Onkel nahm ihn zu sich, starb jedoch, als Georg fünfzehn Jahre alt war. Er wurde ein guter Automechaniker, der jedoch infolge der schlechten Zeiten arbeitslos wurde. Er trat einer kommunistischen Gruppe bei, wurde bei einer Schlägerei aufgegriffen und 1937 in das Konzentrationslager Dachau geschickt. Er überstand die Mißhandlungen und wurde auf Grund seiner Fähigkeiten als Mechaniker sogar nur zu begrenzter Haft verurteilt.

Es scheint, als wären die Machthaber an ihn dann mit einem bizarren Angebot herangetreten. Ob er bereit wäre,

eine kleine Bombe zu basteln, die man bei einem Scheinattentat auf Hitler zu verwenden gedächte, wenn er dafür als Gegenleistung seine Freiheit und ein ruhiges Dasein in der Schweiz erhielte? Er hatte keine Wahl. Bei einer Weigerung wäre er zweifellos noch in derselben Nacht im Krematorium gelandet.

Eine trübe Sache? Es kam oft vor, daß die Gestapo Lagergefangene für solche Unternehmen benutzte. Sie konnte sicher sein, daß der Häftling den Mund halten würde, denn er schreckte zu sehr vor einer neuen Verhaftung zurück. Das Lager eignete sich vorzüglich dazu, den wahren Charakter eines Mannes zu testen. Es war leicht für die Gestapo, herauszufinden, welche Häftlinge Feiglinge waren, die jeden möglichen Verrat begehen würden, um ihre Haut zu retten.

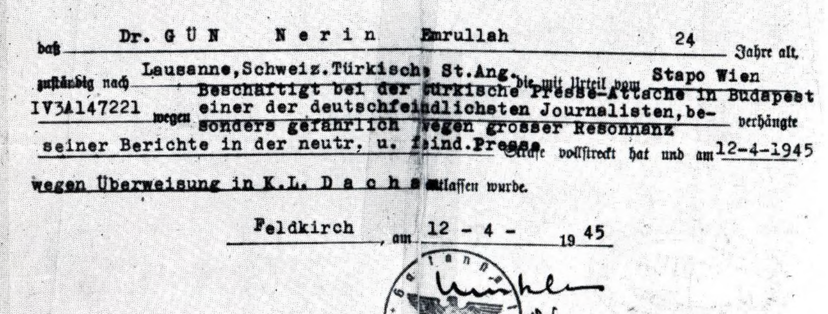
Warum aber sollte man Elser Einzelheiten eines so geheimen und wichtigen Planes mitgeteilt haben? Es wäre genauso einfach gewesen, ihm den Ort zu nennen, wo die Bombe angebracht werden sollte, ohne die politischen Hintergünde zu enthüllen.

Die Gestapo ließ ihn frei und brachte ihn im Auto zum Bürgerbräukeller. Dort zeigte man ihm die Säule, an der die Bombe angebracht werden sollte. Elsers Tätigkeit bestand darin, die Holztäfelung durchzusägen und ein paar Ziegelsteine zu entfernen, damit eine Nische für die Bombe frei würde. In einem benachbarten Laden kaufte er eine Schweizer Uhr, eine elektrische Batterie (er besaß bereits plastischen Sprengstoff), einen Zünder und alles Erforderliche für den Anschlag, um den genauen Zeitpunkt der Explosion bestimmen zu können. Er mußte lediglich auf einen Knopf unter einem Tisch in der Nähe des Rednerpults drücken, um die Bombe zu zünden.

Elser beteuerte später, daß ihm die Gestapo einen mit Schweizer Franken vollgestopften Umschlag in die Hand gedrückt und ihm vorgeschlagen hätte, die Schweizer Grenze zwischen Bregenz und Feldkirch zu passieren. Ich kenne diese Gegend sehr gut, weil ich nach meiner Flucht aus Dachau

Häftlinge hißten nach der Befreiung selbstgemachte Flaggen.

Teilansicht des Konzentrationslagers Dachau.



Haftanstalt Feldkirch (Vorarlberg)
Geheime Staatspolizei Gericht R.S.H.A. IV 3 A 147221

Bestätigung,

daß Dr. G Ü N Nerin Emrullah 24 Jahre alt,
zuständig nach Lausanne, Schweiz. Türkische St.Ang., die mit Urteil vom Stapo Wien
IV3A147221 wegen Beschäftigt bei der türkische Presse-Attache in Budapest einer der deutschfeindlichsten Journalisten, besonders gefährlich wegen grosser Resonnanz seiner Berichte in der neutr. u. feind. Presse verhängte Strafe vollstreckt hat und am 12-4-1945
wegen Überweisung in K.L. D a c h a entlassen wurde.

Feldkirch, am 12 - 4 - 1945

O.S.

GStO Form. Nr. 199 (Bestätigung einer verbüßten Freiheitsstrafe für Gerichtshöfe und Bezirksgerichte).



AKŞAM

PERŞEMBE 23 Ağustos 1945

teslime aid
...er verildi

...günü imzalanıyor,
işgal olunacak

...rılacak ve siyah bayraklar
...ik limanlarına gidecek

...istana Ingiliz notası
...DRA'DA BÜYÜK
...NLUKLA KARŞILANDI

Bulgar Dış Bakanlığının bir tebliği

Sofya'da gürültülü mitingler

Hong-Kong meselesi

Beş büyük devlet Dış Bakanları konseyinde görüşülecek

Viyana'da açlık tehlikesi

Bir anlaşma olmazsa Viyanalıların gıdası ekmekten ibaret kalacak

De Gaulle Amerika'da

Beyaz sarayda şerefine bir ziyafet verildi

Dechau toplanma kampını ziyaret

Burada 15 ay kalan ve Naziler tarafından türlü işkencelere maruz tutulan muhabirimizin hatıralarını yakında neşredeceğiz

Muhabirimiz şimdi içinde S. S. lerin mevkuf bulunduğu kampta neler gördü?

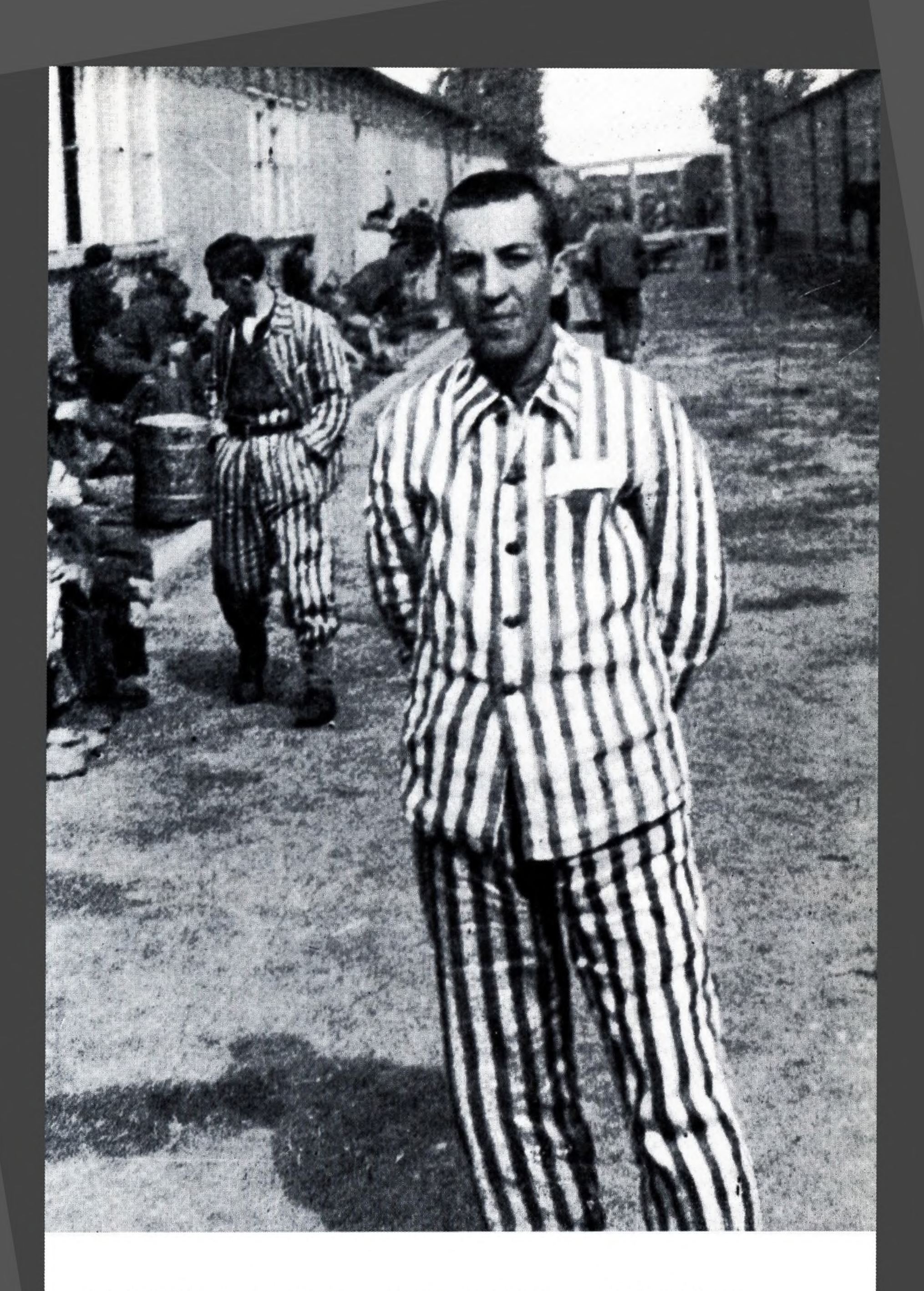
Muhabirimiz N. Gün

Dechau kampında

Muhabirimizin kamptan kurtulduğu gün çekilen resmi

Anordnung der Gestapo, Nerin E. Gun in das Konzentrationslager Dachau zu überweisen.

Nach seiner Befreiung veröffentlichte die türkische Tageszeitung „Aksam" auf der Titelseite einen ausführlichen Bericht über die Erlebnisse ihres Korrespondenten.



Nerin E. Gun in einer Lagerstraße vor der Befreiung. Die Aufnahme wurde mit der gestohlenen Kamera gemacht.



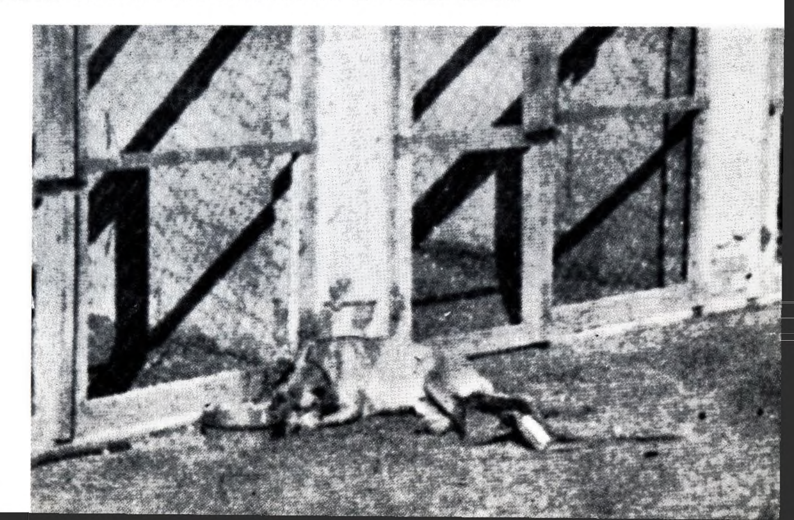
Der bekannte amerikanische Journalist Louis P. Lochner, früher langjähriger Korrespondent in Berlin, kam mit den amerikanischen Truppen wieder nach Deutschland zurück und begrüßte als einer der ersten den Autor im KZ Dachau.

James Ortoleva als Soldat in Dachau. Als Gun in die Vereinigten Staaten kam, galt ihm sein erster Besuch.

Obwohl Männer und Frauen im Lager streng voneinander getrennt lebten, gelang es einigen, Verbindung aufzunehmen.
Das untere Bild, eine Aufnahme, die nach der Befreiung gemacht wurde, zeigt eine Gruppe von Frauen, die nach wie vor isoliert leben mußten.

Häftlinge haben einen SS-Mann niedergeschlagen und beschimpfen ihn.

Die Amerikaner töteten alle SS-Männer im Lager und anschließend auch deren Hunde. Diesem Hund schnitten sie die Kehle durch.





Von den Amerikanern nach der Befreiung erschossene SS-Männer.

erfolglos versuchte, gerade dort über die stacheldrahtverhauene Grenze zu gelangen. Elser hatte mir ein warnendes Beispiel gegeben, denn er war hier von nationalsozialistischen Zollbeamten verhaftet worden. Sein Name war in aller Munde, denn vor zwei Tagen hatte seine Bombe Hitler um ein Haar verfehlt, dafür aber mehreren Mitgliedern aus seinem Gefolge das Leben gekostet.

Elser wurde nach Berlin zurückgebracht. Dort erklärte man ihm, daß er aus propagandistischen Gründen in Schutzhaft bleiben würde bis zu dem Tag, an dem er als Zeuge der Anklage in einem spektakulären Prozeß aufzutreten hätte. Der wahre Grund war jedoch, der Welt zu beweisen, daß zwei britische Spione, Best und Stevens, verantwortlich für die Inszenierung des Münchner Attentats seien. Elser sollte aussagen, daß er durch Otto Strasser, einen ehemaligen Anhänger und jetzigen Gegner Hitlers, in das Hotel Baur-au-Lac in Zürich gerufen worden sei, wo man ihn, nachdem er Captain Best vorgestellt worden war, zur Teilnahme an der Verschwörung aufforderte. Best sollte ihm angeblich eine Vorauszahlung in Höhe von 1000 Schweizer Franken gegeben haben. So war Elser angeblich britischer Agent geworden, der im Oktober 1939, nach dem Treffen mit Best in Venlo und der Aushändigung von etwa 40.000 Schweizer Franken, versprach, Hitler während seines Aufenthaltes in München am Jahrestag des Putschversuches zu töten. Eben diese 40.000 Schweizer Franken hatten die Zollbeamten bei ihm gefunden, als er den erfolglosen Versuch machte, über die Grenze zu kommen.

Die Geschichte mag sehr widersprüchlich erscheinen. Wenn der Anschlag wirklich nur ein Propagandatrick war, wie ist es dann zu erklären, daß es so viele Opfer gab? Man hat gesagt, daß die Gestapo nicht voraussehen konnte, daß die Teilnehmer sich so lang aufhalten würden. Schließlich mußte aber doch jemand einen Knopf drücken, um die Bombe auszulösen. Mußte nicht derjenige, der es tat, genau darüber im Bilde sein, daß sich alle Nazis noch im Raum befanden? Und

außerdem — warum die Schweizer Uhr, wenn die Bombe nicht zu einem ganz genau bestimmten Zeitpunkt explodieren sollte? Man hat Vermutungen angestellt, daß die Explosion nur eine Art vorgeschobene Exekution war, weil Hitler einiger Anhänger überdrüssig geworden sei, denen er nicht länger vertraute. Das erscheint unglaubhaft. Es ist unmöglich, bei einer großen Versammlung sicherzugehen, daß einige Menschen sich an einen bestimmten Platz begeben und dort bleiben. Niemand konnte garantieren, daß gewisse Gauleiter getroffen und andere verschont würden.

Ich kann mir die Theorie auch nicht zu eigen machen, daß Hitler in Kenntnis der Tatsache, daß die ganze Zeit während seiner Ansprache der Zeitzünder einer Bombe hinter ihm tickte, auch nur für einen Augenblick in den Bierkeller gegangen wäre. Eine Schweizer Uhr ist auch nicht unfehlbar, und Hitler hätte sich viel zu sehr auf seine Überzeugung stützen müssen, daß kein Fehler gemacht worden und kein falsches Funktionieren möglich war. Ganz davon abgesehen, konnte man denn Elser, einem KZ-Häftling, überhaupt trauen? Er hätte doch genauso gut, ohne jemandem ein Wort davon zu sagen, den Zeitpunkt der Explosion vorverlegen und damit die Welt ein für allemal von Hitler befreien können.

Ich glaube, daß Georg Elser, nachdem er routinemäßig entlassen worden war — denn zu jener Zeit kam es noch relativ häufig vor, daß Lagerinsassen aus Dachau aus der Haft entlassen wurden —, seine Untergrundtätigkeit wieder aufgenommen hat, Kontakt mit britischen Agenten herstellte und möglicherweise mit oder ohne deren Wissen den Mordanschlag organisierte.

Warum, so könnte man fragen, sollte Elser eine andere Version erzählt haben, wenn das der Fall war? Wäre es zur Zeit des Sieges der Alliierten nicht von Vorteil für ihn gewesen, sich selbst als den Mann bezeichnen zu können, der Hitler beinahe getötet hätte? Man darf nicht übersehen, daß diese undurchsichtige Geschichte nur von den Personen dar-

gelegt worden ist, die angeblich seine Komplizen gewesen sein sollen, nämlich von Best und Stevens. Es ist denkbar, daß sie ihn davon überzeugt haben, solche Äußerungen zu machen. Wenn der britische Geheimdienst die Entscheidung fällte, seine Mittäterschaft an dem Münchner Anschlag abzuleugnen — und das bis heute —, so blieb Captain Payne Best gar keine andere Alternative übrig, als sich zu fügen und eine Version zu verlautbaren, die seinen Vorgesetzten am besten paßte.

Man kann sich nur darüber wundern, warum — wenn der Anschlag wirklich von den Engländern geplant war — die Gestapo, die doch derart verblüffend die Ränke der Briten durchschaut hatte und deshalb informiert sein mußte, die Bombe nicht vor der Explosion unschädlich gemacht hat. Diese Tatsache setzte Hitler in der Tat einem großen Risiko aus. Eine Antwort darauf könnte sein, daß die Engländer den verkleideten Abgesandten der Gestapo einfach nicht alles erzählt haben. Sie wurden nur in einen Teil des Ganzen überhaupt einbezogen. Die ersten Beziehungen zwischen Payne Best und dem deutschen Militär waren vollkommen legitim. Erst als die Gestapo einen der an dem Komplott Beteiligten, Major Solms, festnahm und mißhandelte, erfuhr sie überhaupt davon. Wenig später sperrte sie die Ehefrau und die Tochter des Mittelsmannes, Dr. Franz, in Dachau ein. Unter diesem Druck nahm Dr. Franz es hin, daß die Gestapo die ursprünglich vorgesehenen Offiziere durch ihre Leute ersetzte.

Ein Rätsel bleibt immer noch die bevorzugte Behandlung, die Elser, Best und Stevens gewährt wurde. Man könnte die Erklärung darin sehen, daß man die Beteiligten in guter Verfassung zu halten wünschte, um sie in dem Schauprozeß vorzuführen, der sobald es die militärische Lage erlaubte, stattfinden sollte. Die Deutschen lieben theatralische Effekte, und dieser hätte genügt, um die Bevölkerung monatelang in Atem zu halten. Diese Erklärung deckt sich auch mit der Mentalität der Nationalsozialisten.

Über allem jedoch steht die zwar nicht zugegebene, aber

trotzdem vorhandene Solidarität unter Geheimagenten. Sie tun ihr möglichstes, um sich gegenseitig nicht zu belasten. Best und Stevens waren schließlich wichtige Persönlichkeiten, deren Kurswert bei einem möglichen Austausch beträchtlich steigen konnte. Hitler besaß damals noch einen Minderwertigkeitskomplex gegenüber allem, was die Engländer anging. Er wollte diesen englischen Staatsbürgern gegenüber nicht zu hart sein, denn noch stand die Möglichkeit einer Friedensverhandlung mit England im Raum. Wenn er die beiden zu Märtyrern machte, hätte das die Dinge bestimmt nicht leichter gemacht. Sollte er aber doch eine Invasion beschließen, könnte es sehr nützlich sein, sich auf zwei kompetente Engländer mit eindrucksvollen Titeln zu berufen, die obendrein fließend deutsch sprachen. Gelang es den Sowjets 1943 nicht auf diese Weise, sich die Dienste eines bei Stalingrad gefangenen deutschen Generals zunutze zu machen?

Nach 1941 — als sich die Lage wesentlich geändert hatte — bestanden kaum noch zwingende Gründe, Best und seine Kameraden weiterhin so zu behandeln, aber in diesem Punkt muß man die Methoden und Wesen der deutschen Hierarchie berücksichtigen. Bestimmt hatte Hitler im Anfang genaue Anweisungen über die Art und Weise der Behandlung der Gefangenen erteilt. Später war er zwangsläufig mit anderen Problemen beschäftigt, und es ist begreiflich, daß niemand es wagen würde, eine Diskussion über den Rückzug aus Stalingrad mit der Frage zu unterbrechen, was eigentlich nun mit Elser oder Best geschehen sollte. Wenn also schon keiner es wagen würde, Hitler mit einer solchen Kleinigkeit zu behelligen, so würde erst recht niemand gegen eine bestehende Anordnung des Führers handeln, denn es war bekannt, daß er blinden Gehorsam verlangte und jeden hart bestrafte, der — und sollte er es in der besten Absicht getan haben — einen seiner Befehle mißachtete.

So wurden die drei Gefangenen eigentlich zu Rädchen in der Verwaltungsmaschinerie der Nazis, und sogar in Dachau wurden sie mit größter Zuvorkommenheit behandelt, als das

bittere Ende schon gekommen war. Erst als sich Himmler in den letzten Kriegstagen von Hitler löste, befahl er den „Tod durch Unfall“ für Elser und ordnete an, daß Best und Stevens in einen Touristenort im italienischen Südtirol evakuiert werden sollten.

Wurden die beiden Männer aus Dachau entfernt, weil man sie als kostbare Geiseln benutzen und ihnen die Endlösung ersparen wollte, die Himmler für das Konzentrationslager bereithielt — nämlich die völlige Zerstörung durch Flammenwerfer? Die Evakuierung von Best und Stevens ist eines der vielen Geheimnisse, die auch nach der Befreiung Dachaus nicht ergründet werden konnten.

9

„Sie sind mehr wert als eine ganze Division"

Am späten Nachmittag des 4. April 1945 hielt eine „Grüne Minna" vor dem kleinen Gefängnis des Lagers Flossenburg, nicht weit entfernt von der deutsch-tschechischen Grenze. Sie sollte eine merkwürdige verschiedenartige Gruppe aufladen. Der erste der Gefangenen, begleitet von sechs mit Maschinenpistolen bewaffneten SS-Männern, war ein grauhaariger Mann in einem Tiroleranzug, der schwankend daherkam, weil er das Gehen nicht mehr gewöhnt war.

Diesen Mann hat die Geschichte heute vergessen, aber damals war sein scharfgeprägtes Gesicht noch sehr bekannt, auch wenn er seit 1938 ununterbrochen in Haft gehalten wurde. Es war der ehemalige österreichische Bundeskanzler Kurt von Schuschnigg, das erste europäische Staatsoberhaupt, das Hitler offen entgegentrat und deshalb sein erstes Opfer wurde.

In weiten Kreisen der Öffentlichkeit glaubte man, er sei tot, obwohl von Zeit zu Zeit Hitlers Propagandamaschine vage Andeutungen über seinen idyllischen Aufenthaltsort, ein Schloß irgendwo in den Alpen, verbreitete. In der schicksalhaften Nacht des 11. März 1938 setzte Adolf Hitler, wäh-

rend seine Divisionen österreichisches Gebiet besetzten, von Schuschnigg unter Hausarrest. Der Führer scherte sich wenig um Konventionen, wenn es um seine Person ging: Schuschnigg hatte es gewagt, ihm ein „Nein" entgegenzuhalten — einer der wenigen Deutschen oder Österreicher, die das jemals wagten!

Zuerst wurde Schuschnigg in einem Zimmer des Hotels Metropol in Wien festgehalten, wenig später nach Sachsenhausen überführt. Er wurde hart angefaßt und sogar brutal behandelt, aber dank der Intervention Mussolinis erhielt er die Erlaubnis, in Abwesenheit seine Verlobte, die Gräfin Vera Czernin, zu heiraten. (Es war seine zweite Heirat, seine erste Frau war bei einem Autounfall ums Leben gekommen.) Gräfin Vera wollte die Gefangenschaft ihres Mannes teilen, eine mutige Entscheidung, die sie teuer bezahlen sollte. Als Ergebnis aller Demütigungen und Entbehrungen zog sie sich eine unheilbare Krankheit zu und starb wenige Jahre nach ihrer Befreiung.

Schuschnigg war vollständig politisch isoliert. Er erhielt keine Nachrichten von draußen, durfte keine Zeitungen lesen und mit keinem anderen Mithäftling in Berührung kommen. Aber jetzt stand er hier, wurde in den Polizeiwagen verfrachtet, erwartete das Schlimmste für das Schicksal von Frau und Tochter und für sich selbst. Hatte man nicht gerade heute morgen einen anderen Gefangenen, den Chef des deutschen Geheimdienstes, Admiral Canaris, hingerichtet?

Die „Grüne Minna" war nicht leer. Im Dämmerlicht konnte von Schuschnigg jedoch die anderen Insassen kaum erkennen. Einer von ihnen erhob sich. Aber lassen wir Doktor von Schuschnigg selbst erzählen. Er gab mir persönlich eine lebendige Schilderung jener Ereignisse:

„Ein Mann erhob sich, nahm auf eine sehr preußische Art Haltung an, schlug die Hacken zusammen und streckte seine Hand aus: ‚Generaloberst Halder', sagte er. Noch nie in meinem Leben war ich ihm begegnet und so wußte ich nicht, wie er aussah. Sein Name war mir jedoch bekannt. Er war

der berühmte Generalstabschef des Führers. Ich war so erfreut, ein anderes menschliches Wesen zu sehen, jemanden, der mit mir sprechen würde, der mir zuhören würde, mir einige Nachrichten vermittelte, einen Mann, der weder ein Scharfrichter noch ein Wächter war, und dies nach so vielen Jahren völliger Abgeschlossenheit, daß ich mit warm aufwallendem Gefühl die ausgestreckte Hand ergriff, ohne überhaupt einen einzigen Gedanken an das zu verschwenden, was dieser Mann darstellte. Seit Halder aktiv an der Invasion meines Landes teilgenommen hatte, war er lange Zeit hindurch des „Monstrums“ rechte Hand und demnach einer meiner ärgsten Feinde gewesen. Und nun standen wir beide zusammen in demselben Wagen der Verdammten ...

Die Situation wurde noch paradoxer, als ich einen schlanken Mann in Generalsuniform mit Epauletten, Auszeichnungen und dem Pour le Mérite um den Hals erblickte. Er stellte sich ebenfalls vor: ‚von Falkenhausen.‘ Auch er war ein berühmter General.

Meine Frau und meine Tochter saßen auf der Bank und sahen mich an. In diesem Augenblick stieg ein weiteres Paar ein. Die Frau war noch verhältnismäßig jung, aber der Mann hatte vorgebeugte Schultern und langes weißes Haar, das ihm fast bis in den Nacken hing, und stützte sich auf einen derben Stock. Er setzte sich zuerst neben von Falkenhausen, aber dann, als er dessen deutsche Uniform sah, erhob er sich und nahm an meiner Seite Platz. Ich hatte ihn sofort erkannt, obwohl ich auch ihn nie zuvor im Leben gesehen hatte: Léon Blum. Wir waren politische Gegner gewesen, vor allem in gesellschaftspolitischer Hinsicht, aber ich gehörte stets zu den großen Bewunderern des französischen Premierministers, und gleich unter welchen Umständen würde mir eine Begegnung mit ihm große Freude bereitet haben. Aber in diesem Augenblick schien es mir, als ob ein eisiger Hauch über mein Gesicht strich. Blum, der Führer der Volksfront, der bestbekannte Jude in Europa, hier mit uns? Dann mußten wir alle damit rechnen, daß unsere letzte Stunde geschlagen hatte!

Außer diesen Personen befanden sich noch zwei weitere Gefangene im Wagen: Oberst Bogislaw von Bonin aus dem Generalstab der Wehrmacht und Sigismund Payne Best, der Agent des britischen Geheimdienstes, den Himmler in Venlo entführt hatte.

Der allgemeinen Vorstellung folgte eine lebhafte Unterhaltung. Von allen war ich der am meisten Isolierte gewesen, so daß sie meinen Wissensdurst nach Nachrichten gar nicht befriedigen konnten. General von Halder war besonders gesprächig und legte uns die augenblickliche militärische Situation dar. ‚Hitler ist kaputt! Hitler ist kaputt!‘ wiederholte er ständig, und für ihn war das eine unausweichliche Schlußfolgerung. Der diskretere von Falkenhausen berichtete uns von der Niedergeschlagenheit der Bevölkerung und dem Durcheinander in der Armee. Blum hörte ihm schweigend zu, und wenn er einmal eine Frage stellen wollte — besonders interessierte ihn, was mit Pétain geschehen würde —, sprach er französisch mit mir, als wolle er keinesfalls direkt etwas mit den deutschen Generalen zu tun haben.

Wir kamen spät nachts in Dachau an. Der Wagen hielt vor dem Jourhaus, der unvergeßlichen, berühmten Wache. Dann führte man uns wie alle anderen Deportierten durch die mit Stacheldraht verbarrikadierte Umzäunung zwischen zwei Reihen von SS-Männern hindurch. Danach brachte man uns in eine Art Speisezimmer, wo sich bereits einige andere Häftlinge aufhielten, unter ihnen auch der Stahlmagnat Thyssen mit seiner Frau. Der Lagerkommandant kam mit einer Liebenswürdigkeit, die bei einem SS-Offizier, den man mitten in der Nacht aus dem Bett geholt hatte, höchst ungewöhnlich wirken mußte, auf uns zu und sprach einige Worte mit uns: ‚Wir können hier nicht viel Komfort bieten, aber wir werden unser Bestes tun. Sie müssen alle Anordnungen befolgen. Sie können sich untereinander unterhalten, müssen jedoch jeden Kontakt mit Angehörigen anderer Gruppen vermeiden. Es ist Ihnen untersagt, das Lager zu betreten. Wer diesen Befehl mißachtet, wird streng bestraft.‘ “

Im Bildteil dieses Buches ist eine Liste der 137 sogenannten „Ehrenhäftlinge“ veröffentlicht, die in jener Nacht nach Dachau gebracht wurden. Außer der Blum-von-Schuschnigg-Gruppe kamen u. a. folgende Personen an: Vierzehn Engländer, unter ihnen Peter Churchill, ein angeblicher Neffe des Premierministers; ein Neffe Molotows; Prinz Xavier von Bourbon, dessen Sohn zwanzig Jahre später die holländische Prinzessin Irene heiraten und dadurch außer beträchtlichem Aufsehen beinahe einen dynastischen Aufstand in Holland verursachen sollte; General Papagos, Chef des griechischen Generalstabs, der im Schicksal seines Landes eine beherrschende Rolle spielte; der italienische General Sante Garibaldi; der ungarische Premier von Kallay mit weiteren ungarischen Kabinettsmitgliedern und dem Sohn des Regenten, Nicholas von Horty jun.; der Bürgermeister von Wien, Schmitz; der Prinz von Hessen, Ehemann der Tochter des Königs von Italien; der protestantische Pastor Martin Niemöller; der Münchener Domherr Johannes Neuhäusler; der Neffe des Kaisers, Prinz Leopold von Preußen, mit Sekretär, Kammerdiener und Chauffeur; Hjalmar Schacht, das Finanzgenie des Dritten Reiches, dank dessen Tätigkeit Hitler das für die Kriegführung nötige Geld erhalten hatte; die Familienmitglieder der Verschwörer des 20. Juli 1944 zusammen mit dem für den Anschlag verantwortlichen Bruder des Bürgermeisters Gördeler; Gräfin Elisabeth Stauffenberg, Ehefrau des Mannes, der die Bombe unter Hitlers Tisch gelegt hatte, mit seinen Töchtern, Brüdern, Schwestern und den Eltern. Der deutschen Bevölkerung hatte man gesagt, daß diese verfluchte Sippe hingerichtet worden wäre. Man kann sich nur wundern, wieso Himmler — möglicherweise, ohne daß Hitler davon erfuhr — es vorgezogen hatte, sie hier einzusperren.

„Auch wenn es dieser Gruppe von Privilegierten nie erlaubt war, den Bezirk des eigentlichen Lagers zu betreten und ihnen eine Kontaktaufnahme mit den Häftlingen unmöglich war, erfuhren wir von ihrer Ankunft umgehend

durch Kameraden, die im politischen Büro arbeiteten oder für ihre Verpflegung zuständig waren. Ihre Eintragung in das Dachauer Register wurde von einer Anzahl der verschiedensten Gerüchte begleitet. Einige sahen darin einen Vorboten des Zusammenbruchs des Gestapoapparates, andere prophezeiten ein allgemeines Massaker mit Flammenwerfern. Wenn erst Häftlinge solchen Ranges, die so in das Geschehen verwickelt waren, nach Dachau gebracht wurden, dann konnte dies nur bedeuten, daß das ganze Lager ausgelöscht oder in Flammen aufgehen würde.

Am meisten irritierte mich die Anwesenheit des ungarischen Premierministers Nicholas von Kallay. Ich mußte an den Tag zurückdenken, als die deutschen Truppen Budapest eingenommen hatten. In weiser Voraussicht des mir nahenden Unheils hatte ich meinen Botschafter aufgesucht, um mich unter seinen Schutz zu stellen. Dieser Diplomat, der kein Hehl aus seiner Bewunderung für Hitlers Bewegung machte, bagatellisierte meine Angst.

‚Sie haben zu viele Sendungen des Londoner Rundfunks gehört', meinte er. ‚Überall sehen Sie nichts weiter als Komplotte und Anschläge. Man wird Ihnen nicht ein Haar krümmen. Doch wie dem auch sei, ich hätte sowieso keinen Platz, um Sie hier aufzunehmen, denn das Gästezimmer ist belegt. Premierminister von Kallay hat ebenfalls bei uns um Asyl gebeten. Er denkt wie Sie. Er macht sich ebenfalls große Sorgen.'

Nun war Kallay, der einmal ‚meinen Platz' beansprucht hatte, auch hier in Dachau gelandet.

Das Leben in Dachau verlief einigermaßen angenehm für mich", erzählte mir von Schuschnigg weiter. „Ich hauste gemeinsam mit meiner Familie in einem kleinen, fast leeren Zimmer mit zwei Metallbetten, Stühlen, einem Tisch und einem Waschbecken. Es war eine ganz gewöhnliche Gefängniszelle, die Türen standen jedoch offen und wir konnten uns fast den ganzen Tag über mit unseren Nachbarn unterhalten. Nach so langen Jahren der Einsamkeit und Isolierung, die

ich nur mit meiner Frau teilte, bedeutete das für mich einen Vorgeschmack auf die Freiheit.

Die Verpflegung war abscheulich, aber, offen gesagt, wir hatten keinen sonderlichen Hunger. Wir waren einfach zu aufgeregt. Ich erinnere mich gut daran, daß Monsignore Neuhäusler von Freunden aus dem Münchener Bistum verschiedene Pakete mit Schinken erhielt, deren Inhalt er mit uns teilte, denn trotz aller Verbote und angedrohten Strafen standen wir in Verbindung mit den anderen Gruppen. Wenn ich mich recht erinnere, bestand unsere tägliche Ration aus Kartoffelsuppe, Ersatzwurst und einer Art Brühe. Nie erhielten wir irgendwelche Rot-Kreuz-Pakete. Meine damals vierjährige Tochter wußte nicht einmal, was Milch war.

Von Halder und die anderen Generale führten endlose Diskussionen über strategische Probleme, die sie sogar mit den SS-Wächtern erörterten.

Ich selbst sprach oft und lange mit Léon Blum. Er war wirklich ein außergewöhnlicher Mann. Er gab mir fesselnde Schilderungen der französischen Politik, von der Volksfront bis zur Niederlage. In seiner Gesellschaft flogen die Stunden nur so dahin. Er war stets guter Laune, beklagte sich nie über den Mangel an Komfort und zeigte nie die geringste Müdigkeit. In seiner um viele Jahre jüngeren Frau hatte er einen wahren Schutzengel. Sie sorgte sich stets um sein Wohlergehen, sah seine kleinsten Wünsche voraus und versuchte, stets ein fröhliches Gesicht zu zeigen. Ihre Fröhlichkeit wirkte ansteckend auf ihre gesamte Umgebung, und ihr haben wir es größtenteils zu verdanken, daß wir nicht aufgaben. Es gab schon schreckliche Augenblicke für uns, obwohl wir uns nach Kräften bemühten, keine Angst zu zeigen, und uns, wie Madame Blum es zu nennen pflegte, glauben machten, wir befänden uns auf einer Urlaubsreise, die nur mit einem herrlichen Fest enden konnte.

Wir zweifelten nun nicht mehr an dem bevorstehenden Kriegsende: Einer der Gefangenen, ein deutscher Ingenieur, hatte aus hier und da zusammengesuchten Teilen einen Kurz-

wellenempfänger gebastelt, mit dem wir alle Sendungen der Alliierten hören konnten. Aber was uns natürlich am meisten beschäftigte, war die Frage, was wir eigentlich in Dachau sollten.

Blum war besonders pessimistisch. Ich erinnere mich noch gut an seine Worte: ‚Seit dem Tag, an dem ein deutscher Soldat mit seinem Gewehr auf mich zeigte, war ich bereit zu sterben. So ist jeder Tag, an dem ich noch lebe, umso kostbarer für mich.‘ Auch wenn man den Tod von General Delestraint geheimgehalten hatte, so mußte Blum doch irgendwie davon erfahren haben. Danach war er geradezu erschreckend ruhig.

Er vermied stets die Gesellschaft der deutschen Häftlinge, die dem ‚kleinen alten Juden‘ nichts als Verachtung entgegenbrachten.

Mit mir sprach er jedoch nahezu über alles, was ihn beschäftigte. ‚Was die Politik angeht, so werden wir niemals einer Meinung sein, Euer Exzellenz‘, sagte er zu mir, ‚aber das ist genau das, was die Demokratie ausmacht — nie miteinander übereinzustimmen und trotzdem immer bereit sein, sich gegenseitig die Hand zu reichen.‘ Oder er sprach über die Zukunft: ‚Wir müssen vereint bleiben, genauso wie wir gegen das nationalsozialistische Deutschland gemeinsam opponiert haben. Morgen werden wir unsere Pläne gegen die Kommunisten zu schmieden haben. Auch sie werden unsere Feinde werden, wie ich befürchte.‘ Nicht ein einzigesmal aber machte Blum die geringste Andeutung auf de Gaulle.

Ein Thema vermied er grundsätzlich, so oft ich auch versuchte, es zur Sprache zu bringen. ‚Herr Bundeskanzler, Sie gehören einem Land an, das auf diesem Gebiet noch rückständig ist. Ich bin der unerschütterliche Verfechter der laiezistischen Schulform. Aber wenn wir über Religion und Erziehung diskutieren wollten, würden wir einen Dialog vor tauben Ohren führen.‘

Blum war jedem gegenüber ziemlich vorsichtig, denn er sah in seiner Vorstellung überall Spitzel der Gestapo. Vielleicht

hatte er damit recht, was einen gewissen Dr. Rascher anbetraf, der mit uns zusammen eingesperrt war und jeden Morgen eine Art medizinischen Zählappell durchführte. Er fragte uns alles mögliche unter dem Vorwand, sich um unser Wohlergehen zu kümmern. Später erfuhren wir, daß er an den schrecklichen Experimenten an Prostituierten beteiligt gewesen war und von oben der Befehl ergangen war, ihn fortzuschaffen, um ihn so zum Schweigen zu bringen. Am Tag vor unserer Abfahrt wurde er in Innsbruck hingerichtet."

In den frühen Morgenstunden des 27. April konnte man ein entferntes Dröhnen vernehmen, das vielleicht von amerikanischen Geschützen herrührte. Die 137 unfreiwilligen Gäste des „Hotels" Dachau wurden in große Wagen verladen — keine Polizeiautos, sondern simple Postautos, alle mit dem charakteristischen Zeichen, dem Posthorn, auf den Türen. Diese Tarnung war notwendig, denn der begleitende Offizier Obersturmführer Stiller befürchtete — wenn sich das auch als grundlos erweisen sollte — eine mögliche Befreiung der Insassen durch die Bewohner der Orte, die der Konvoi auf seiner Fahrt passieren mußte. Er war in der Tat für eine kostbare Fracht verantwortlich! „Diese Häftlinge sind mehr wert als eine ganze Division", hatte Himmler ihm am Telefon gesagt. „Sie bürgen mir mit Ihrem Kopf für ihr Schicksal." Stiller hatte begriffen und achtzig ausgesuchte SS-Männer mitgenommen. Ein kleiner Lastwagen folgte dem Konvoi. Der SS-Kommandeur hatte dem Fahrer eingeschärft, daß er gut auf die Kisten mit Munition und hochexplosivem Material aufpassen sollte. „Wir werden sie wohl leider gebrauchen müssen", meinte er.

„Wir waren ganz schön durcheinander", fuhr von Schuschnigg in seiner Erzählung fort, „denn bei unserer Abfahrt aus Dachau bemerkten wir, wie eine große Anzahl von Häftlingen in Eisenbahnwagen verladen wurde und andere auf der Straße marschierten. Ab und zu sahen wir auch einen leblosen Körper im Graben liegen. Die SS-Männer waren schnell mit der Waffe bei der Hand. Die Massenevakuierung ließ

Schlimmes ahnen, und als in Innsbruck dann noch einige SS-Männer von Buchenwald und ein Komitee von sechs Gestapo-Funktionären unsere Eskorte vergrößerte, verwandelte sich unsere Angst geradezu in Panik. Einer von uns konnte nähere Angaben über die Gestapogruppe machen: Es handelte sich um einen Spezialtrupp, der für Erschießungen verantwortlich war. Bis zu diesem Tag hatten wir uns immer in der Illusion gewiegt, wir wären lediglich Geiseln und man brächte uns in die ‚Alpen-Festung', um uns dort gegen von den Alliierten gefangengenommene Nazigrößen auszutauschen."

Von Schuschnigg konnte damals nicht wissen, daß der SS-Kommandeur Stiller folgende von Himmler unterzeichnete Anordnung bei sich führte: „Für den Fall, daß Sie dem Feind nicht entkommen können oder durch Partisanen die Gefahr der Befreiung der Gefangenen heraufbeschworen wird, sind alle Insassen gnadenlos zu erschießen ..."

Der merkwürdige Konvoi verbrachte die Nacht in einer kleinen bayrischen Stadt und erreichte am Samstag abend, dem 28. April, sein Ziel, den kleinen Ort Niederdorf. Die SS-Wachen bildeten sofort einen Kreis um die Gefangenen, denn, wie von Schuschnigg erzählte, die Dorfbewohner hatten einige von ihnen erkannt und eine Unterhaltung mit ihnen begonnen.

Pastor Niemöller erinnert sich daran, daß einer der SS-Offiziere, ein Riese von Gestalt, ihm ins Gesicht brüllte: „Endstation — dies ist die letzte Pause vor dem Ende."

Es ist erwiesen und wurde 1945 in dem Prozeß gegen General Wolff, Kommandeur aller SS- und Polizeikräfte in Italien, bestätigt, daß Obersturmführer Stiller beabsichtigte, seine Geiseln in ein romantisches, an einem Alpensee gelegenes Bergschloß zu bringen, wo das Massaker stattfinden sollte. Die Leichen wollte man anschließend im See versenken.

Doch lassen wir wieder von Schuschnigg berichten: „Unsere Ankunft in Niederdorf mutete wie eine Befreiung an. Da

einer der Lastwagen eine Panne hatte und man Stiller vor Partisanentätigkeit in diesem Gebiet gewarnt hatte, durften wir aussteigen und uns im Dorfgasthaus und einigen der umliegenden Häuser erfrischen. Das war natürlich keinesfalls vorgesehen, aber die Nazis waren mit ihrer Weisheit zu Ende. Das Resultat war, daß wir ungehindert umhergehen konnten, mit den Einwohnern sprachen, ein Glas Bier oder ein Glas Milch tranken. Einige von uns, jedenfalls die jüngeren, die noch laufen und klettern konnten, brachten es sogar fertig, den SS-Wachen zu entkommen und in den nahegelegenen Wäldern Schutz zu suchen, wo ihnen dann die Partisanen zu Hilfe kamen."

Niederdorf ist ein hübscher kleiner Ort. Er liegt im Herzen von Südtirol, nördlich von Cortina d'Ampezzo, etwa 70 km vom Brenner entfernt. Bis zu jenem 28. April und der Ankunft der Sonderhäftlinge war das vom Kranz der Dolomiten eingeschlossene Dorf völlig vom Kriegsgeschehen abgeschnitten gewesen, wenn auch italienische und jugoslawische Partisanengruppen hier gelegentlich tätig waren. Die Einwohner waren zum größten Teil fanatische Nazianhänger bis zu dem Tag, an dem sie erkennen mußten, daß die Katastrophe sich nicht mehr länger aufhalten ließ.

General Sante Garibaldi, der bedeutendste unter den italienischen Gefangenen, versuchte sofort Verbindung mit der Partisanenbrigade Calvi Pier Fortunato aufzunehmen. Anschließend schlug er seinem deutschen Schicksalsgefährten, dem Oberst Horst Petersdorf, vor, eine Revolte der Häftlinge mit dem zu erwartenden Angriff der Partisanen zu kombinieren. Der deutsche Offizier lehnte es jedoch ab, eine solche Verantwortung zu übernehmen. Mehr noch — den deutschen Gefangenen lag nichts daran, ausgerechnet von Partisanen befreit zu werden. Einige von ihnen besaßen nicht gerade ein sauberes Gewissen und zogen es immer noch vor, sich in den Händen der SS als in der Gewalt der Untergrundbewegung zu befinden.

Am Rande des Geschehens hatte Oberst Bogislaw von

Bonin inzwischen auf seine eigene Art gehandelt. Nachdem er die Überwachung durch die SS glücklich abschütteln konnte, war er in das Telegrafenamt der Stadt geeilt. Dank seiner deutschen Uniform, die er nach wie vor trug, war es ein leichtes für ihn, den diensthabenden Soldaten davon zu überzeugen, daß er ihn umgehend mit dem militärischen Hauptquartier in Bozen verbinden müsse.

Schuschnigg berichtete darüber:

„Oberst von Bonin war General Heusingers Nachfolger als Chef des Generalstabs der Armee geworden, jedoch in Ungnade gefallen und von der SS verhaftet worden. Wahrscheinlich war er der einzige unter uns, der in dem völligen Durcheinander in Niederdorf einen klaren Kopf behielt. Er setzte sich also telefonisch mit dem stellvertretenden Kommandeur der deutschen Besatzungstruppen, General Hans Röttiger, in Verbindung. Röttiger wollte nicht in die Sache verwickelt werden, informierte allerdings einen seiner Untergebenen, Hauptmann Gerhard von Alvensleben, der sich einen Überblick verschaffen sollte. Zufällig befand sich der Hauptmann mit einigen hundert Mann in der Nähe.

Er kam mit dem Wagen herüber, in seiner Begleitung befanden sich einige blonde Nachrichtenhelferinnen in Uniform. Der Platz war dunkel und verwaist, sämtliche Gefangene hatte man entweder im Gasthaus oder in den umliegenden Häusern unter der Bewachung der SS-Männer untergebracht. Dann trat der SS-Kommandeur, als sei es rein zufällig, zu einem kurzen Spaziergang auf den Platz. Die beiden Offiziere begrüßten sich und tranken eine Tasse Kaffee.

‚Was tun Sie hier in dieser Gegend?‘ fragte Alvensleben beiläufig. Stiller erzählte ihm seine Geschichte. Der Wehrmachtsoffizier traute seinen Ohren nicht. So viele wichtige Personen in diesem Dorf! Generale, Premierminister, ein Neffe von Molotow!

Aber von Alvensleben ließ sich sein Interesse nicht anmerken. Er brachte die Rede auf andere Dinge, fragte, ob der SS-Offizier vielleicht eine Flasche Kognak gebrauchen könnte

und sagte ihm schließlich ‚Auf Wiedersehen‘, ohne auch nur die geringste Anspielung auf die Personen des Konvois zu machen.

Er fuhr unverzüglich zu seiner Einheit zurück und stellte eine Gruppe von fünfzehn Soldaten auf, die bereit waren, jeden Widerstand zu brechen. Alvensleben war entschlossen, die prominenten Häftlinge aus dem Gewahrsam der SS zu holen. In der ersten Morgendämmerung des 29. April tauchte er wieder in Niederdorf auf und suchte umgehend Obersturmführer Stiller auf, der sich gerade rasierte.

‚Übergeben Sie uns Ihre Gefangenen‘, befahl er.

‚Nein, mein Auftrag ist erst erfüllt, wenn diese Leute erschossen sind‘, erhielt er zur Antwort.

‚In diesem Fall hat Ihr Auftrag dann eben keine Berechtigung mehr. Sie sind ab jetzt *mein* Gefangener!‘

Die Gruppe von Alvensleben besetzte unverzüglich die Stadt, unterließ es jedoch, das SS-Kontingent zu entwaffnen. Alvensleben rief lediglich seinen Vorgesetzten, General Röttiger, an, der aber immer noch nichts mit der Angelegenheit zu tun haben wollte.

‚Sind Sie denn vollkommen verrückt geworden?‘ schrie er. ‚Wie konnten Sie das bloß tun? Wollen Sie Ihren und meinen Kopf aufs Spiel setzen?‘

Trotz allem war Alvensleben nicht bereit, die Gefangenen ihrem Schicksal einfach zu überlassen. Auf eigene Verantwortung forderte er telefonisch Verstärkung an und schlug Stiller vor, die Häftlinge in das luxuriöse Hotel Pragser Wildsee zu bringen, während man die Entwicklung der Dinge abwartete. Und so geschah es, daß wir zu einem ersten richtigen Essen kamen, einer vortrefflichen Erbsensuppe nach Tiroler Art, und das alles wenige Stunden, bevor das Konzentrationslager Dachau von den Amerikanern befreit wurde.“

Die Erinnerungen des Bundeskanzlers vermitteln kein vollständiges Bild der Situation. Die SS hatte ihren Anspruch auf die Gefangenen noch nicht aufgegeben und General Röttiger konnte jeden Augenblick seinen Untergebenen seines

Postens entheben und den Rückzug der Wehrmachtgruppe befehlen.

General Garibaldi hatte diese Gefahr vorausgesehen und war tief bekümmert. Er war der festen Überzeugung, und zweifellos hatte er recht damit, daß die deutsche Armee sie nur deshalb aus den Fängen der SS befreien wollte, um selbst in den Besitz der kostbaren Geiseln zu gelangen, um sie den Alliierten zum Austausch anbieten zu können oder sie für das Aushandeln besserer Bedingungen im Fall einer Übergabe zu benutzen.

Mit einer geradezu erschreckenden Kühnheit präsentierte sich an diesem Sonntag um 13 Uhr Garibaldi dem Obersturmführer und lud ihn zum Essen ein. In seiner Begleitung befanden sich zwei bewaffnete Partisanen. Stiller wagte es nicht, ihn niederzuschlagen. Ihre Zusammenkunft fand in einer fast festlichen Atmosphäre statt. „Die Partisanen haben den Ort bereits eingeschlossen", erklärte der General. „Morgen werden wir erhebliche Verstärkung erhalten. Die Wehrmacht ist unentschlossen, außerdem machtlos, irgend etwas zu unternehmen. Wenn Sie versprechen, den unter Ihrem Befehl stehenden Gefangenen kein Haar zu krümmen, werden wir Ihnen und Ihren Männern die Rückkehr nach Bozen erlauben." Stiller versprach es.

In der Zwischenzeit kam es zu dramatischen Entwicklungen in Bozen. General Röttiger, der bis dahin jede Verstärkung verweigert hatte, ohne die von Alversleben die SS nicht auszuschalten vermochte, war ebenso wie sein unmittelbarer Vorgesetzter, General Vietinghoff, von einem fanatischen Nazi, General Scholtz, abgelöst worden. An diesem Punkt hatte sich Röttiger zum Handeln entschlossen. Er ließ Scholtz ebenso verhaften wie den Gauleiter Franz Hofer (dieser hatte erklärt, er würde sich persönlich nach Niederdorf begeben und die 137 Gefangenen erschießen) und befahl von Alvensleben, Stiller abzusetzen und mit der Partisanengruppe gemeinsame Sache zu machen. Alvensleben rief General Wolff an, der sich in Caserta, in der Nähe von Nea-

pel, befand, um die Übergabe zu unterzeichnen. Wolff forderte ihn auf, Stiller ans Telefon zu rufen und befahl dann diesem, mit seinen Leuten, jedoch ohne die Gefangenen, nach Bozen zurückzukehren. Während Stiller noch telefonierte, gab von Alvensleben Anweisung, sämtliche Geiseln in ein Hotel hoch oben in den Dolomiten zu bringen, das leichter zu verteidigen war.

Die SS-Eskorte wurde in die Wagen verladen und in Richtung Bozen in Marsch gesetzt, aber sie kam niemals an ihrem Bestimmungsort an, sondern zog es vor, sich auf eigene Faust durchzuschlagen. Stiller und einige SS-Männer beschlossen zu bleiben, wo sie waren und stellten sich unter das Kommando des Hauptmanns von Alvensleben.

Den Gefangenen teilte man mit, daß sie nun frei seien und die Wehrmacht nur noch zu ihrem Schutz da sei. Die Bürger von Niederdorf spendeten aus diesem Anlaß ein ganzes Schwein, Berge von Würsten, Gemüse, Butter, Wein, Zigaretten und Kleidungsstücke.

„In jener Nacht hörte ich im Radio von Mussolinis schrecklichem Tod", fuhr von Schuschnigg fort. „Diese Nachricht warf einen Schatten auf meine Freude. Mussolini war ein wetterwendischer Freund gewesen und hatte mich betrogen, als es hart auf hart ging, aber zu hören, daß man ihn mit den Füßen an einem Fleischerhaken aufgehängt hatte, ging mir irgendwie nahe."

Trotz aller Freude über die unvorhergesehene Freiheit war das Schicksal der Gruppe noch immer ungewiß. Jeden Augenblick konnten z. B. die SS-Wachen zurückkommen und das Kommando wieder an sich reißen oder die Wehrmacht konnte sie irgendwo anders hinbringen. Erst am nächsten Vormittag, dem 1. Mai, tauchten die italienischen Partisanen auf. Sie erhielten die Erlaubnis, mit den Geiseln zu sprechen. „Wenn ihr wollt, könnt ihr mit uns kommen", boten sie an. Garibaldi und Ferrero sowie der sowjetische Leutnant Basili Kokorin Nedotowsk, der Neffe Molotows, nahmen die Einladung an. Die anderen wollten lieber dableiben.

Warum wohl? Von Schuschnigg gibt die Erklärung:

„Wir hatten in Niederdorf abgestimmt, uns unter den Befehl des britischen Luftwaffenkommandeurs Harry Day zu stellen, den wir als den rangmäßig passenden und am besten geeigneten Mann ansahen, für uns zu sprechen. Er entschied für uns."

Day arbeitete an einem Plan für seine eigene Befreiung. Mit der Unterstützung der beiden Geheimdienstagenten Stevens und Best war es ihm geglückt, sofort nach Verlassen Dachaus mit den alliierten Truppen Verbindung aufzunehmen. Irgendwo existierte ein heimlicher Radiosender. Day wußte, daß die Angloamerikaner eine Fallschirmbrigade bereithielten, die jederzeit eintreffen konnte, um sie zu befreien. Er wartete auf ihre Ankunft, statt den Gefangenen zu erlauben, sich einzeln durchzuschlagen.

Einer der Engländer, Thomas Cushing, hatte sich jedoch die allgemeine Verwirrung zunutze gemacht und war durch ein Hinterfenster des Hotels entflohen. Dabei hatte ihm ein Mitglied der Widerstandsbewegung geholfen, das mit der amerikanischen Armee in Verbindung stand.

Ein Bataillon unter dem Befehl von Hauptmann Bodo näherte sich vorsichtig dem Hotel. Man schrieb bereits den 4. Mai 1945. Die deutschen Soldaten ergaben sich sofort. Das war das Ende des Alptraums für die 137 „Ehrenhäftlinge".

Die Vorsichtsmaßnahmen, die der amerikanische Hauptmann an den Tag legte, erwiesen sich als gerechtfertigt. Als seine Männer nämlich das Dorf Braies passierten, feuerte der SS-Oberscharführer Fritz eine Granate auf sie. Die Amerikaner gerieten derart in Wut, daß sie alle um das Dorf postierten Wachen niederschossen. Während der ganzen Zeit war die Widerstandsbewegung keinesfalls untätig gewesen. Die sechs Gestapo-Funktionäre, jene berufsmäßigen Mörder, die in Innsbruck zu der Eskorte gestoßen waren, baumelten von den Bäumen des Dorfplatzes herab.

„Am 6. Mai", so fuhr von Schuschnigg fort, „brachte man uns nach Bologna, wo ich in der berühmten Albergo della

Colomba d'Oro aufgenommen wurde. Dort fragte man uns dann nach unseren Plänen. Ich möchte gern in mein Haus nach Wien zurückkehren, antwortete ich. ‚Gerade das ist unmöglich', entgegnete mir ein amerikanischer General. ‚Sie brauchen doch alle Erholung und Sonnenschein. Wir würden uns sehr freuen, wenn Sie uns Ihre Zustimmung geben würden, nach Capri zu gehen.'

Es blieb uns keine andere Wahl. Sechzehn Flugzeuge brachten uns schon bald nach Neapel. Dort gab es im Zita Teresa Restaurant ein ausgezeichnetes Essen. Anschließend nahm uns ein Torpedoboot der US-Marine an Bord und brachte uns nach Capri, wo wir im Hotel Eden-Paradies einquartiert wurden. Der Name bestand zu Recht — für meine Tochter Maria-Dolores war es wirklich das Paradies."

Es würde zu weit führen, in allen Einzelheiten zu schildern, was später mit den berühmten Angehörigen dieser Gruppe geschah. Für Kurt von Schuschnigg, Bundeskanzler der Republik Österreich, bedeutete die Befreiung nicht wie für viele von uns lediglich einen Austausch der Wächter. Lange Zeit blieb es ihm versagt, in seine Heimat zurückzukehren. Nachdem er ein erfolgreiches Buch veröffentlicht und einige Vorträge gehalten hatte, geriet er in Vergessenheit wie so viele andere.

In St. Louis, Missouri, traf ich ihn wieder. Dort lehrte er Geschichte und Politik an der katholischen Universität. Seine Studenten hatten nicht die geringste Ahnung von der Bedeutung ihres Professors. Schuschnigg fragte mich, ob ich irgendwelche Fotos aus Dachau besäße, die er ihnen zeigen könnte, um ihnen zu beweisen, daß das Lager wirklich existiert hatte. Er lebte mit seiner Tochter zusammen, die zu seinen Studenten gehörte, und zwar so bescheiden, daß er sich einschränken mußte, um einen Plattenspieler kaufen zu können, wie er mir anvertraute. Seit jenem Besuch hat sich seine Lage jedoch gebessert. Er besitzt einen Gebrauchtwagen und ein Fernsehgerät, hat manche Reisen unternommen und spricht nun davon, seinen Lebensabend in der Schweiz zu

verbringen. (Er lebt heute bei seinem Bruder in der Nähe von Innsbruck.)

„Warum ruft das heute freie, demokratische und wohlhabende Österreich, dieses Land, das angeblich niemals einem Hitler in den Straßen und auf den Plätzen Wiens mit Heilrufen zugejubelt hat, Sie nicht zurück? Warum ehrt es nicht diesen Mann, der sieben Jahre mit Frau und Tochter im Gefängnis verbrachte, um die Unabhängigkeit seines Landes zu wahren und der beinahe für immer ein Ende in einem kleinen See in den Dolomiten gefunden hätte?“ Diese und andere Fragen stellte ich ihm und wies darauf hin, daß es doch überraschen müsse, wenn der österreichische Botschafter in Washington ein Mann sei, den ich selbst in der Berliner Wilhelmstraße als Assistenten eines der fanatischsten Nazis aus dem Ribbentrop-Kreis gesehen hatte.

„Lieber Freund“, antwortete mir von Schuschnigg, „es gibt schlimmere Dinge als das. Sie wollen mich dort einfach nicht mehr haben. Ich bleibe Österreichs schlechtes Gewissen.“

10

Das Mädchen auf dem Balkon

Eine scheußliche Geschichte verband sich mit dem Gebäude, in dem die Kleidungsstücke und der andere Besitz der Häftlinge aufbewahrt wurden.

Während des Baues war ein jüdischer Häftling, der den Zorn einer der Wachen erregt hatte, in eine frische Schicht Zement gestoßen worden, die man gerade auf den Grund gegossen hatte. Der Jude schrie und wehrte sich, aber der SS-Mann ließ eine zweite Ladung Zement hineingießen. Der Mann wurde darunter begraben, versteinert für immer.

Bei der ersten Gelegenheit, die sich mir bot, ging ich dorthin, in der stillen Hoffnung, meine Zivilkleidung zurückzubekommen. Normalerweise gelangten alle von Neuankömmlingen beschlagnahmten Gegenstände für einen Monat erst einmal in die Aussortierkammern der SS, aber die unvorhergesehenen Ereignisse der letzten Monate hatten diese Regel unterbunden, so daß es durchaus möglich war, noch einige meiner Sachen zu finden.

Ich hatte Pech. Am Abend der Befreiung des Lagers hatten einige der Häftlinge die Schlösser gewaltsam geöffnet, sich um die Wachen der Amerikaner unbemerkt herumgeschlichen und waren mit allem, was sie auch nur erwischen konnten und ihnen als Zivilkleidung nützlich sein konnte,

verschwunden. Was sie nicht selbst brauchten, verkauften sie auf dem Schwarzen Markt. Daher habe ich meinen Mantel, den ich einmal in Budapest erstanden hatte, nie wieder gesehen. Er hatte mir mehrere Male das Leben gerettet, weil er mich gegen die eisige Kälte in den Nächten schützte, die ich auf dem Steinfußboden der Gefängnisse von Foe Utca und Wien verbrachte. Der Mantel mußte die Polizisten, die nach meiner Flucht aus dem Konzentrationslager in allen Zügen in Richtung Schweizer Grenze nach mir Ausschau hielten, so beeindruckt haben, daß sie wirklich glaubten, ich sei der ungarische Diplomat, für den ich mich ausgab.

Es war nicht so sehr der Verlust des Mantels, der mich so schmerzte, sondern vielmehr die Tatsache, daß mit ihm alles dahin war, was ich in seinen Taschen aufbewahrte — mein Paß, einige Fotos, ein paar Geldscheine, Adressen von Freunden und vor allem die Adresse von Perrette.

„Du wirst sie gar nicht gebrauchen, Chéri“, hatte sie zu mir gesagt, als wir uns zum letzten Mal sahen. „Fahr nur einfach ins Dorf, frage nach Perrette, denn mich kennt jeder. Und während du dir im Café du Commerce einen Apéritif servieren läßt, werde ich schon dort sein . . .“

Wir hatten damals vereinbart, uns am 5. September, ihrem 20. Geburtstag, zu treffen.

„Fahr nur einfach ins Dorf“, hatte sie gesagt. Aber in welches? Es war ein Dorf mit leicht zu merkendem Namen, ein Dorf in Burgund, oder sogar in Franche-Comté — oder war es nicht an der Loire, irgendwo bei Blois? Nach dem Verlassen des Lagers hatte mein Gedächtnis beträchtlich gelitten. Schon ein paar Tage nach der Befreiung bereitete es mir Schwierigkeiten, mich an die Namen von Kameraden zu erinnern, die gestern noch meine Schlafstelle geteilt hatten. Es war nicht einmal einfach, sich die Gesichter einiger unserer SS-Wachen vorzustellen. Aber was bedeutete das im Vergleich dazu, daß ich den Namen des Dorfes vergessen hatte, in dem Perette wohnte, meine kleine, charmante Perette, in die ich einige kurze Wochen verliebt gewesen war.

Es war damals in Wien, im Zentralgefängnis an den Ufern der grauen, schmutzigen, stürmischen Donau. Ich hauste in einer Zelle im ersten Stock. Ursprünglich für zwei Insassen vorgesehen, beherbergte sie nun ein Dutzend. Man hatte mich aus Dachau zu einem Verhör hierhingebracht. Die Gefangenenwärter waren keine SS-Angehörigen, was jedoch keinesfalls bedeutete, daß sie weniger grausam mit uns umgingen. Als gute Österreicher hatten sie keinen Bedarf an ausländischen „Taugenichtsen", die alle zu den Feinden ihres neuen, größeren Vaterlandes gehörten.

„Erwarte niemals Mitleid von einem Berufspolizisten. Sie dienen jedem Regime, in jedem Land. Für sie gibt es weder Unschuldige noch Schuldige, in ihren Augen sind alle Verbrecher. In ein oder zwei Jahren werden sie die Gestapoführer, denen sie im Augenblick so eifrig dienen, genauso verächtlich behandeln, wenn diese im Gefängnis sitzen. Wenn sie auch nur einen Funken Gehirn oder Herz besäßen, wären sie niemals Polizisten geworden."

Diese Worte sprach einer meiner Zellengenossen, und er mußte es wissen, war er doch ehemals Bezirksanwalt in Graz gewesen. Man hatte ihn verhaftet, weil er nicht streng genug bei der Verhandlung gegen Nazi-Gegner gewesen war.

Ein anderer Häftling in unserer Zelle war ein Geigenspieler aus dem Hotel Sacher. Sein Verbrechen bestand darin, zu wenige Straußwalzer gespielt und sich statt dessen mehr mit Dvořak befaßt zu haben.

Dann war noch ein Ungar da, der versucht hatte, Ausrüstungen, die in den Ölfeldern der Karpaten gebraucht wurden, nach Liechtenstein zu verschieben. Er war in Preßburg verhaftet worden. Seine Beute hatte man auf Flußboote unter der Reichsbrücke beim Prater verladen.

Eines Nachts brachte man noch einen dicken Gesellen mit roten Backen und ebensolcher Nase, einen Bürgermeister aus einem Dorf im Salzkammergut. Er wurde beschuldigt, ohne Erlaubnis ein Schwein geschlachtet zu haben. Trotz seiner Dummheit wurde er unser liebster Freund, denn seine Frau

brachte regelmäßig große Körbe, vollgestopft mit allen möglichen Lebensmitteln, und es blieb ihm keine andere Wahl, als sie mit uns zu teilen. Leider war sein Aufenthalt nur von kurzer Dauer. Seine Frau war nämlich auf die Idee gekommen, ähnliche Körbe den für den Fall ihres Mannes verantwortlichen Gestapo-Funktionären zu schenken. Schon bald befand sich der Bürgermeister wieder auf freiem Fuß.

Ein anderer Häftling, den man eines Abends in unsere Zelle schleppte, verschwand augenblicklich — ohne sich uns erst vorzustellen — hinter dem Wandschirm, der die Toilette verbarg. (In Wien hatte man noch Sinn für diese kleinen Freundlichkeiten.) In den folgenden zwei Stunden vernahmen wir nichts als stürmische Geräusche, das Ziehen an der Kette, Wasserrauschen. Als Erklärung sagte er uns später: „Die Gestapo hat mich so erschreckt, daß mein Magen streikte."

Er war ein merkwürdiger Geselle, der wohl zwanzig Sprachen sprach und an die fünfzehn verschiedene Dialekte beherrschte. Er redete lateinisch mit mir, konnte türkisch antworten, schrieb arabisch und rezitierte Gedichte in Ungarisch. Bei der Gestapo war er als Briefzensor tätig gewesen. Er las sie und sortierte sie aus. Jedoch trat er bereits damals einer Widerstandsgruppe bei. Er schmuggelte wichtige Botschaften auf direktem Wege aus seinem Büro, überzeugt davon, daß nie jemand einen Brief öffnen würde, der offiziell von der Gestapo abgestempelt war. Eines Tages war er jedoch mit seinen Gedanken nicht ganz bei der Sache gewesen und hatte einen für einen Mitverschwörer bestimmten Brief versehentlich auf den Stoß von Umschlägen gelegt, die zur Zensur bestimmt waren, d. h., die von der Polizei sorgfältig geprüft werden würden. Dadurch kam der Stein ins Rollen. Zum Glück hatten ihm seine vorsichtigen Komplizen wenig anvertraut. Er hätte leicht dem Scharfrichter vorgeführt werden können, aber die Gestapo wollte die Angelegenheit nicht an die große Glocke hängen, um zu verhindern, daß man erfuhr, was passiert war.

Unter uns befand sich auch ein Ingenieur aus Berlin, der jeden voller Stolz wissen ließ, daß er die große Ehre für sich in Anspruch nehmen könne, Träger des goldenen Parteiabzeichens der NSDAP zu sein. Anscheinend hatte man ihn verhaftet, weil er im Bettgeflüster mit seiner Mitzi zu weit gegangen war. Nach seinen Worten zu urteilen, hatte er an einem streng geheimen Projekt der Hermann-Göring-Werke gearbeitet, aber mir sah er mehr so aus, als ob er die Hand in die Kasse gesteckt hätte. Da er sich in der Hoffnung wiegte, daß die Wände Ohren hätten, sang er ständig Loblieder auf den Nationalsozialismus, so daß ich mich, trotz der Ratschläge meiner Kameraden, nicht beherrschen konnte und ihm widersprach. Jeden Abend führten wir hitzige Debatten, wenn der Wehrmachtsbericht aus der Zeitung vorgelesen wurde, die der „Walzerspieler" regelmäßig erhielt. Natürlich legten wir diese Informationen auf unsere eigene Art aus, und für gewöhnlich nahmen wir den Deutschen ihre angeblichen Verluste nicht ab, sondern erhöhten sie um ein Vielfaches, denn jeder Fußbreit Land, den die Deutschen aufgeben mußten, bedeutete für uns Tage und Stunden weniger bis zur Freiheit.

Der Ingenieur lächelte nur höhnisch und verkündete, bald käme es zu einem dramatischen Umschwung.

„Wie kannst du wirklich glauben, ihr würdet diesen Krieg gewinnen?" fragte ich ihn. „Ihr seid doch von allen Seiten eingeschlossen."

„Mit neuen Waffen", antwortete er.

„Aber eure V-1 und V-2 sind doch praktisch nutzlos", meinte ich. „Welche Waffe könnte auf einmal die Situation im Luft- und Seekrieg, in Warschau, Budapest, am Rhein oder in Italien ändern?"

Der Deutsche jedoch begnügte sich mit der Andeutung, daß er mit vielen anderen gemeinsam am Bau einer Waffe beteiligt gewesen sei, die „ganze Armeen auf dem Schlachtfeld in Sekunden vernichten würde."

Hier brachen wir die Diskussion ab. Sie schien uns unsinnig

zu sein. Dieser Nazi, der von seinen eigenen Nazifreunden eingesperrt worden war, hatte offensichtlich den Verstand verloren. Eine Bombe, die ganze Armeen auslöschen könnte — verrückt! Welch' ein Spaßmacher dieser Hitler sein mußte, der andere verleitete, solchen Unsinn zu schwätzen!

Abgesehen von unseren Gesprächen über Strategie rannen die Stunden des Tages nur langsam dahin, nichts unterbrach ihre Einförmigkeit, außer vielleicht die Visiten des Doktors. Wir hielten ihn für taubstumm. Er öffnete jedesmal die Tür, legte die eine Hand auf das Vorlegeschloß und die andere hielt er an sein Ohr, lauschte den detaillierten, farbenprächtigen und dramatischen Schilderungen der Krankheiten jener, die sich selbst krank gemeldet hatten, wechselte den Gesichtsausdruck je nach der Beschreibung der Symptome, nickte oder lächelte, wie es die Lage verlangte. Dann, wenn der Patient fertig war, gab er ihm ein, zwei oder drei Aspirin-Tabletten. Wir hatten herausgefunden, daß die Anzahl der Aspirin-Tabletten sich jeweils in Proportion zu der Länge der Erklärung verhielt.

Nachts verwandelte sich das Gefängnis vollkommen, so wie in einem Film von Walt Disney. Die Wärter waren entweder nach Hause gegangen oder machten es sich in einem entfernten Flügel des Gefängnisses gemütlich. Sie machten nur noch wenige Runden in großen Zeitabständen. Wir begaben uns alle an die vergitterten Fenster und blickten hinaus auf den rechtwinkligen Innenhof, der rund zwanzig Meter breit und hundert Meter lang war. Unweigerlich ertönte bald darauf eine Stimme, die auf französisch rief „Bonsoir, les copains." Das war der Auftakt zu einem bizarren Konzert, das manchmal bis nach Mitternacht anhielt. Da ergingen die Antworten in Französisch, gefolgt von einem „Guten Abend" ... „Servus" ... „Kalisperas" ... „Ciao" ... „Dobre" ... „Buenas tardes". Die Sprache hing davon ab, wer jeweils angekommen oder entlassen worden war. Und dann — gewöhnlich auch von dem Franzosen — wurden die letzten militärischen Nachrichten angekündigt. Es war ein unzensierter

Nachrichtendienst, und ich muß zugeben, er war reichlich phantasievoll, ein buntes Gemisch von Artikeln, die man aus deutschen Zeitungen herausgesucht hatte, Tips von Radio London, die neue Häftlinge mitgebracht hatten, Latrinengerüchte und eine gute Dosis der optimistischen Einbildungskraft des anonymen Reporters. Wenn Eisenhower gewußt hätte, daß er sich an diesem Abend gerade vor den Toren Leipzigs befand und Marschall Schukow, daß er sich in der Umgebung Wiens sonnte!

Dieser Sendung neuester Nachrichten aus aller Welt folgten die Lokalmeldungen. Der und der französische Mitarbeiter war erschossen worden; Titos Partisanen hatten eine Brücke in der Nähe von Zagreb gesprengt; ein erneuter Mordanschlag war in Prag verübt worden; jemand hatte auf den Bürgermeister von Wien geschossen; auf Hitlers Befehl waren drei Nazigenerale gehängt worden; des Führers Gesundheitszustand ließ wieder zu wünschen übrig. Handelte es sich um eine bedeutende Nachricht, erklang anschließend aus hundert Kehlen die „Marseillaise", Garibaldis Hymne oder die „Internationale". Es kam nicht darauf an, ob es eine echte Meldung, eine Falschmeldung oder gar eine höchst unwahrscheinliche Meldung war. Wir wollten einfach daran glauben. Das war gut für unsere Moral und diente als Ersatz für Zigaretten, die nur schwer zu haben waren, und für Alkohol, den wir überhaupt nicht bekamen.

Auch persönliche Botschaften wurden verlesen, deren Inhalt ebenso bruchstückhaft war wie die Funksprüche der BBC. Wir fanden geradezu Gefallen an ihrem geheimnisvollen Charakter. Dann gab es die Ankündigung über die an jenem Tag vorgenommenen Entlassungen, der ein Augenblick völliger Stille folgte. Jeder fragte sich, ob der und der Freund oder ein Kamerad, der gerade erst hinzugekommen war, oder jener Unbekannte, dessen Name man zum erstenmal vernahm, in die Freiheit gegangen sein mochte oder vor der Mauer des Exekutionskommandos geendet war. Schließlich sangen wir. Traurige, sentimentale Lieder, aus denen

unser Heimweh klang, Lieder, die uns an unser Land und die guten alten Zeiten erinnerten. „J'attendrai", Cavaradossis Arie aus „Tosca" oder das Zarah-Leander-Lied „Heimat, deine Sterne", das uns jedesmal die Tränen in die Augen trieb; das Solo aus „Der Zarewitsch", das Wolgalied oder den „Marsch der Roten Armee". Die Stimmen, die aus den dunklen, vergitterten Fenstern aus allen Ecken des Hofes in die Nacht klangen und sich erstaunlich harmonisch vereinten, hatten etwas Magisches an sich. Manchmal gab es Applaus, ein Chor wurde wiederholt, jemand bat um ein „da capo", zuweilen ertönten Bravorufe.

Dazu kamen die Unterhaltungen zwischen Männern und Frauen, die in einem Teil des Gebäudes, das sich entlang der Donau erstreckte, untergebracht waren. Die männlichen Häftlinge riefen ihnen ein „Bonsoir, Yvonne" ... „Gute Nacht, Isolde" ... „Maria, vieni ..." zu und die Frauen antworteten mit „Hier bin ich, chou" ... „Gute Nacht, chéri" ... „Schatz" ... „T' agapo". Lagen die Fenster zu weit auseinander, so gab man die Botschaft von Gitter zu Gitter weiter. Einige waren Ehepaare, die zusammen verhaftet, aber im Gefängnis auseinandergerissen worden waren, Verlobte, Verliebte, junge Leute, die sich draußen kennengelernt hatten, weil sie in derselben Straße wohnten oder in derselben Fabrik arbeiteten. Die meisten Bekanntschaften hatten jedoch erst im Gefängnis begonnen. Ohne Scheu und Angst vor fremden Zuhörern unterhielten sie sich, denn waren wir nicht alle eine einzige große Familie? Sie teilten ihre Liebe oder Zuneigung mit denen, die dieses Glück nicht besaßen und ihnen zuhörten, genau so, wie sie eine Scheibe Brot oder eine Zigarette mit ihnen geteilt hätten.

Gegenüber unserer Zelle, nur zwei Stock höher, befand sich eine fensterlose Zelle. Statt des Fensters besaß sie einen dicken Querbalken. Eines Morgens hörte ich eine weibliche Stimme, die der Wärterin in einem Schwall von Worten, die in französischem Dialekt herausgesprudelt wurden, fürchterliche Schimpfwörter an den Kopf warf. Nachdem sich der

Sturm gelegt hatte, rief ich einige ermunternde Worte zu dem unbekannten französischen Mädchen hinüber. Sie schien froh zu sein, jemanden in ihrer Sprache reden zu hören und antwortete, daß sie gerade erst eingetroffen sei. Sie heiße Perrette, und der Bauer, bei dem sie als Stallmagd gearbeitet habe, hätte sie wegen Faulheit einsperren lassen.

In den nächsten Tagen bereitete uns das Gespräch über den Hof hinweg viel Freude. Jetzt gehörte ich auch zu denen, die rufen konnten: „Guten Morgen, Perrette, hast du gut geschlafen?“ Eines Tages, während ihre Nachbarin in der Zelle Wache hielt, schob Perrette den Tisch an die Wand und kletterte auf den Rand des Querbalkens. Der Anblick, der sich mir bot, war nicht grade sehr vorteilhaft: zuerst ein Paar Gefängnisschuhe, dann zwei Beine, einen schwarzen Kleidersaum und schließlich ein rundes kleines Gesicht, dessen Stirn Korkenzieherlöckchen bedeckten. Ich stellte fest, daß sie sehr hübsch war. Wenn man mich heute fragen würde — ich könnte sie auch nicht besser beschreiben als damals oder sie gar wiedererkennen. Aber in jener Zeit war alles eine Illusion, einem Traum gleich, und für wenige Sekunden glaubten wir an unsere Fata Morgana.

Perrette trat nun oft auf ihren „Balkon“, und unsere Gespräche wurden zusehends intimer. Es waren keine lautstarken Zwiegespräche, die der Wärterin bestimmt zu Ohren gekommen wären, und außerdem kann man wohl schlecht seine Liebe mit den richtigen Worten ausdrücken, wenn hinter dreihundert Fenstern Aberhunderte von Gefangenen zuhören. Deshalb verständigten wir uns mit Hilfe der Zeichensprache, einer Sprache, die jeder im Gefängnis unweigerlich erlernt, die jedoch wenig mit der Methode der Taubstummen zu tun hat. Man umriß den jeweiligen Buchstaben mit der Hand; schlug mit dem Finger auf die Handfläche; machte eine Geste, als ob man eine Fliege verscheuchen wollte, was zum Beispiel ein Komma bedeutete. Man braucht schon etwas Zeit, um die Worte „Du bist ein sehr hübsches Mädchen“ zu übermitteln, aber um so mehr Spaß machte es,

zumal jeder versucht, den nächsten Buchstaben schon im voraus zu raten. So konnten wir uns Dinge sagen, Worte, die ein junger Mann und ein Mädchen sich ebenso auf einer Bank an den Ufern der Seine oder hinter dem Steuer eines Sportwagens sagen würden. Sie schickte mir Küsse herüber, versprach, auf mich zu warten und mir immer treu zu bleiben.

Wir konnten uns kaum sehen, unterhielten uns nur in der Zeichensprache, konnten uns nicht berühren. Ich hatte mich hoffnungslos in Perrette verliebt und hoffte von ihr das gleiche, denn sie war für mich die Sonne in diesem kalten, grauen Innenhof. Ihre Stimme klang wie Musik an diesem kahlen Ort. Ich fürchtete mich nicht mehr vor dem Beginn jedes neuen Tages, den ich dort verbrachte, weil ich jetzt aufwachte mit dem zwitschernden Ruf Perrettes in den Ohren: „Guten Morgen, Nerin. Ich liebe dich. Hier ist ein Kuß für dich ..."

Perrette litt wahre Qualen bei den Luftangriffen. Unsere Wiener Wärter rannten jedesmal davon, so schnell sie konnten, aber die Gefangenen ließen sie in ihren Zellen. Wenn eine Bombe das Gefängnis treffen würde, wäre unsere Schicksal besiegelt. Wir würden wie Hühner auf dem Grill geröstet. Trotzdem erfüllten uns die amerikanischen Luftangriffe mit Freude. Während des Angriffs schrien wir, so laut wir konnten, da niemand in der Nähe war, der uns bestrafen konnte: „Mörder! Feiglinge! Scheusale!" Worte, die natürlich unseren Wächtern galten. Wir sahen begeistert zu, wenn am Himmel die Liberators entlangzogen, und jede Bombe, die Trümmer und Flammen auslöste, schien uns ein persönliches Geschenk.

Perrette war nicht so kriegerisch gestimmt und versteckte sich unter ihrem Bett. Danach brauchte es seine Zeit und viel gutes Zureden, um sie zu beruhigen.

„Ich werde dich ein Gebet lehren, an das du denken sollst, wenn die Flugzeuge kommen", schlug ich Perrette vor. „Es wird dich beruhigen."

„Gottvater Churchill, der du bist in London,
Geheiligt sei dein Name,
Deine Flugzeuge mögen sicher zurückkommen.
Dein Werk werden sie tun in Berlin wie in Rom.
Unseren täglichen Angriff gib uns heute.
Vergib nicht den Deutschen, wie auch wir ihnen nie vergeben werden.
Führe uns nicht ins Verderben,
sondern befreie uns, befreie uns."

Wenn der Morgen dämmerte, kam die schlimmste Stunde unserer Wartezeit. Eine Wache verlas die Namen derjenigen, die mit einem Konvoi das Gefängnis verlassen würden. Von Panik ergriffen, schienen unsere Herzen aufzuhören zu schlagen, und wenn einer von uns gehen mußte, erfüllte uns Kummer und Verzweiflung. Zugleich durchflutete mich jedesmal ein eigensüchtiges, grausames, uferloses Frohlocken, wenn ich erfuhr, daß ich nicht unter denen war, die dieses Los traf. Unsere Abschiede waren bewegend und überschwenglich. Eines Morgens stürzte die Welt für mich zusammen. Mein Name stand auf der Liste. Wieder Dachau. Meine Freunde packten meine Habseligkeiten zusammen. Alle wollten mir die Hand drücken, mich umarmen, so daß mir kaum Zeit blieb, es Perrette mitzuteilen.

„Das Herz bricht mir", rief sie. „Der Himmel möge uns schützen! Und vergiß nicht — im September nach dem Sieg treffen wir uns in meinem Heimatdorf. Jeder kennt mich dort. Du brauchst nur nach Perrette zu fragen."

So war es, als ich sie zum letzten Mal sah, mit der einen Hand Kußhände werfend, mit der anderen die Worte „Au revoir, chéri" wiederholend, während sie ihren zerbrechlichen kleinen Körper gegen den „Balkon" preßte.

Es tat mir sehr leid, daß ich in dem Aufbewahrungsraum das kleine Stück Papier mit Perrettes Adresse nicht mehr fand. Ich wünsche mir nur, daß mein Mantel dem, der ihn und zugleich meinen größten Herzenswunsch nach der Befreiung stahl, kein Glück gebracht haben möge.

Vielleicht aber kehrte Perrette nie in ihre Heimat zurück. Wer weiß das schon? Vielleicht hat man ihren kleinen Körper in Asche verwandelt, vielleicht hätte sie unser Rendezvous ganz einfach nicht eingehalten, weil sie jene Zeit und mit ihr auch mich vergessen hatte. Ich stelle mir vor, daß sie wüßte, wie oft mir unsere schweigsamen, kleinen Gespräche durch den Kopf gegangen sind und daß ich sie genauso wie damals vor mir sehe, mit ihrem runden Gesicht, dem kurzen Haar, mit der einen Hand den Balken umspannend und mit der anderen ihren Rockzipfel lüftend, während die Septembersonne schüchterne Reflexe auf ihre nackten Beine wirft.

INTERMEZZO III

Verantwortung

In den ersten Monaten nach der Befreiung bot sich mir die Gelegenheit, ein Münchener Gefängnis zu besuchen, in das man einige Mitglieder der Gestapo eingesperrt hatte, die für unser Unglück verantwortlich waren. Während unserer langen Haftzeit hatten wir geschworen, daß wir sie später für ihre Arroganz und die schlechte Behandlung zahlen lassen würden. Als ich jedoch die Zellen betrat, war ich so entsetzt über ihren Anblick und von Mitleid ergriffen, daß ich ihnen Zigaretten reichte. Viele meiner Kameraden, auch Geurisse, der Präsident des Internationalen Komitees, gaben mir gegenüber zu, ähnlich reagiert zu haben.

Wir waren keine Menschen, die besonderer Edelmut auszeichnete. Unser Haß lebte nach wie vor in uns, aber wir gaben zu, daß es ungerecht wäre, an ein paar elenden Menschen Rache für die Verbrechen, die im Krieg begangen worden waren, zu nehmen.

Ich gehöre nicht zu den Menschen, die sorgfältig ihre Gefängniskleidung aufbewahrt haben und sie bei jeder Gelegenheit tragen, um sie als politische oder wirtschaftliche Waffe zu benutzen, als ob man mit einer von Schrecken erfüllten Vergangenheit Handel treiben könne. Weil ich Deportierter war, glaube ich noch längst nicht, ein besonderes Recht

auf einen freien Platz in der Untergrundbahn zu besitzen wie eine schwangere Frau. Ich bin nie einer politischen Verbindung beigetreten, ich habe auch nicht vor einer deutschen Botschaft demonstriert. Für mich war Dachau lange Jahre hindurch ein Name, den ich vergessen wollte, und ich habe immer versucht, die dort erlebten Grausamkeiten nicht ständig in mein Gedächtnis zurückzurufen.

Ich empfinde keinen Haß gegen die Deutschen. Berlin ist für mich nach wie vor eine der schönsten Städte der Welt, und es bleibt für mich die goldene Stadt meiner Jugend. Jedesmal, wenn ich einen Augenblick Zeit habe, trinke ich ein Glas Bier im deutschen Viertel New Yorks. Ich liebe Filme mit bayrischer Atmosphäre. Ich halte den Mercedes-Benz für das beste Auto der Welt und träume davon, ein Haus am Ufer des Starnberger Sees zu besitzen.

Ich gehöre auch nicht zu den Menschen, die immer noch die Deutschen hängen sehen wollen. Ich kümmere mich recht wenig darum, ob die Verjährungsfristen für Kriegsverbrechen heraufgesetzt werden oder nicht. Die meisten dieser Prozesse fordert ja lediglich der Staat Israel, der sich von ihnen politischen, finanziellen und propagandistischen Vorteil verspricht und nicht einen Pfifferling um das Schicksal von einigen alten SS-Männern gibt. Ganz davon abgesehen können alle Gesetze der Welt das deutsche Volk nicht dazu zwingen, Männer zu bestrafen, deren Schuld es nicht zugibt.

Im Pariser „Figaro“ las ich einen Artikel, der die Prozesse an namenlosen Untergeordneten verurteilte und sie als eine moderne Form der Hexenjagd bezeichnete. In den Augen des Verfassers hatten jene Männer nichts anderes verbrochen, als Befehle ausgeführt. Die eigentlich Schuldigen seien die führenden Köpfe: Bormann, Göring, Eichmann, Kaltenbrunner und Mengele. Ich gehe sogar noch weiter als der „Figaro“: selbst Bormann, Eichmann und die anderen sollte man nicht als die Verantwortlichen ansehen. Auch sie führten nur Befehle aus. Hätten sie Hitlers Anweisungen nicht befolgt, wären auch sie hingerichtet worden. Hat der Führer nicht

Görings Verhaftung befohlen, hatte er nicht versucht, Himmler erschießen zu lassen? Ließ er nicht Fegelein, den Schwager von Eva Braun und Himmlers rechte Hand, wenige Tage vor dem Ende erschießen? Ein Mann allein trägt die Verantwortung, nur einer verdiente einen Prozeß: Adolf Hitler. Wenn ich jedoch dem Gericht angehören würde, das über den Führer ein Urteil fällen müßte, würde ich für „nicht schuldig“ plädieren.

Hitler war kein übernatürliches Scheusal, das aus der Hölle gekommen war und magische Gewalt über Leben und Seele der Deutschen gewann. Hitler war ebensowenig ein Tyrann in einem elfenbeinernen Turm, umgeben von Robotern, der auf geheimnisvolle Weise zur Macht kam, weil er sich mit einigen Helfershelfern verschwor. Hitler wurde von einem großen Teil des deutschen Volkes an die Macht gerufen, und zwar nach Jahren harter Kämpfe, in einem demokratischen Land mit einer außergewöhnlich starken Opposition, nämlich der kommunistischen Partei. Hitler vereinte immer mehr Stimmen auf sich, gewann Wahl um Wahl, und er, der einfache Gefreite des Ersten Weltkrieges, hätte bei der Wahl des Reichspräsidenten im Jahre 1932 fast den ehrwürdigen und respektierten Generalfeldmarschall von Hindenburg, den Helden der Schlacht von Tannenberg, geschlagen.

Man kann die Menschen zwingen, in ihren Häusern zu bleiben, aber man kann sie niemals zwingen, auf die Straße zu gehen und ihre Begeisterung herauszuschreien. Hitler wurde Kanzler, weil Hindenburg ihn dazu ernannte. Ohne die Zustimmung aller Bevölkerungsschichten aber hätte er nicht länger als drei Wochen an der Macht bleiben können. Ohne die Hilfe der Generale und die Opferbereitschaft seiner Soldaten hätte er Paris und Tobruk nie erobert. Er wurde nicht verraten: Die Jugend starb noch immer für ihn in den Straßen Berlins, als er mit seiner Geliebten bereits tot in seinem Bunker lag. Sein Volk, seine Soldaten und die Hierarchie waren ihm so treu ergeben, daß alle Anschläge auf ihn vereitelt wurden.

Hitler und Deutschland — das ist eine unteilbare Einheit. Wenn Deutschland der Mut fehlt, die Verantwortung auf sich zu nehmen, dann muß auch Hitler in den Augen der Geschichte als unschuldig gelten.

Hitler war weder ein Verrückter noch ein Clown, sondern ein außergewöhnlich intelligenter Mann, der seinen Ministern, Generalen und Diplomaten überlegen war. Er verlor den Krieg, weil die deutschen Generäle unfähig waren, ihn zu gewinnen.

Hitler ist auch nicht der Erfinder des Antisemitismus. Der existierte längst vor ihm und war im deutschen Dasein so tief verwurzelt, wie heute der Haß der Neger gegen die Herrschaft der Weißen in Alabama. Ein SS-Funktionär gab mir gegenüber, als er mich zum Gefängnis von Feldkirch transportierte, zu, daß die SS niemals ohne die Denunziationen von Nachbarn, Feinden und sogar Freunden eine so große Anzahl von Juden hätte verhaften können. Die Gestapo verfügte nicht über Listen der jüdischen Bürger. Ohne die Unterstützung der Bevölkerung hätte sie kaum etwas unternehmen können, ebensowenig wie Hitler ohne die Hilfe unwissender Söldner die Konzentrationslager hätte bauen können. Er forderte Organisatoren, Ingenieure, Ärzte für Experimente und Handlanger für die Zwangsarbeit, Offiziere und Soldaten zur Verhaftung der Opfer und Eisenbahner für ihren Transport an. Deshalb soll man heute nicht behaupten, daß der Mann auf der Straße keine Ahnung von dem hatte, was sich in den Lagern abspielte. Doch all dies ist heute Vergangenheit. Wir wollen sie vergessen, aber niemand sollte sie leugnen.

Ich will das deutsche Volk keineswegs bestraft sehen, und ebensowenig wünsche ich, daß es sein Leben in Schande verbringen soll. Ich verlange nicht, daß es pausenlos ein „mea culpa" wiederholt. Ich fordere lediglich, daß es die Vergangenheit nicht leugnet, die Vergangenheit von Dachau. Denn die Lektion von Dachau sollte ihm und uns allen helfen, eine Wiederholung dieses Wahnsinns zu verhindern.

Ich habe nicht im Blick auf das Jahr 1945 über Dachau

geschrieben, sondern in Gedanken an alle Dachauer von heute in China, Rußland, Oklahoma, in Vietnam, Südafrika oder im Kongo und nicht zuletzt an die Dachauer in Israel. Weder Hitler, die SS noch das deutsche Volk tragen die Verantwortung allein, sondern wir alle, Gefangene und Wächter, Sieger und Besiegte.

11

Die Pseudo-Republik

Es war vor dem Krematorium, in den ersten Maitagen des Jahres 1945. Mit zynischer, unverschämter, frevelhafter Nonchalance hob ich die Schädel oder Gebeine der aufeinandergestapelten Leichen auf, um die besten davon zu fotografieren. Dort traf ich James Ortoleva zum erstenmal.

Die eben von mir benutzten Adjektive sind unzutreffend. Meine Nonchalance war zur Gewohnheit geworden. Wir hatten uns an den Anblick von Leichen gewöhnt; man konnte sie überall im Lager sehen — vor den Türen, in den Straßen, in der Krankenstube, im Duschraum oder im Kanal. Das einzige, was uns störte, war der ekelerregende Geruch der Chemikalien, die von den Amerikanern über die Leichen gestreut worden waren. Sie sahen aus wie mit Puderzucker bestreut.

Ich machte in Ruhe meine Aufnahmen, unterstützt von meinem Iwan, der ständig mit Argusaugen über meine Kamera und meine Filme wachte und der, wenn ich gerade nicht hinsah, versuchte, die Toten zu plündern.

Plötzlich kam ein amerikanischer Soldat auf mich zu. Er war groß und schlank, hatte dunkles, welliges Haar und gefiel mir auf den ersten Blick. Er murmelte ein paar Worte auf Deutsch, gestikulierte und versuchte, sich auf jede nur

mögliche Art verständlich zu machen. Ich merkte bald, daß er italienischer Abstammung war, anscheinend Sizilianer, und sprach ihn auf Italienisch an.

Zuerst dachte ich, daß er wie alle anderen GI's meine Kamera haben wollte. Man kann sich schwerlich vorstellen, wie kostbar die Kamera in jenen verrückten Tagen der Befreiung war. Die Amerikaner boten an, sie für ihr Gewicht in Gold zu kaufen, denn was sie sahen, schien ihnen so unglaublich und unbegreiflich, daß sie es auf einem Film festhalten wollten. Iwan meinte, ich sollte sie verkaufen. Er versprach mir dafür eine andere aus seinen Beutestücken. Aber als eingefleischter Journalist konnte ich mich nur schwer von der kostbaren Kamera trennen. Schließlich verkaufte ich sie doch — an dem Abend, bevor ich nach Paris fuhr. Der Käufer war ein Arzt des Hospitals, der mir einen Scheck über 50 Dollar gab, damals ein kleines Vermögen für mich. Es war die erste Einlage auf meinem neu eröffneten Konto bei der Chase National Bank von New York.

Der Amerikaner wollte vor dem Berg von Leichen fotografiert werden, damit er das Foto seiner Familie schicken konnte. Ich machte die Aufnahme, worauf wir beide uns weiterunterhielten und er mich dann zu einer Tasse Kaffee einlud.

Ich kann mich noch lebhaft an jede Einzelheit erinnern, denn James Ortoleva ist nun seit über zwanzig Jahren mein Freund, übrigens der einzige, der aus der Dachauer Zeit übrigblieb. Er befreite mich und rettete mir das Leben, als er mich aus der qualvollen Atmosphäre des inneren Lagerbezirkes herausholte und über mich wachte, während ich im Hospital lag. Ihm habe ich es vor allem zu verdanken, daß ich nun eine neue, eine richtige Heimat habe.

Vom ersten Augenblick der Befreiung an war es den Häftlingen strengstens untersagt, das Lager oder selbst ihre Baracken zu verlassen. Die Befreiung bedeutet, wie man zugeben muß, lediglich einen Wechsel der Wache.

Die Amerikaner öffneten keineswegs die Türen und riefen

uns glücklich zu: „Ihr seid frei. Geht nach Hause!" Die Gitter waren noch immer heruntergelassen und die GI's verschlossen und verriegelten die Türen und Tore in der ersten Nacht der Befreiung ebenso, wie es die Deutschen vorher getan hatten. Die Mehrzahl der Häftlinge sah damals in dem Internationalen Komitee, das unter dem Schutz der Befreier die Leitung der provisorischen Brüderrepublik von Dachau übernehmen sollte, nichts anderes als eine neue Gruppe von Kapos, die ihr Amt von den Vorgängern übernommen hatte.

Die amerikanischen Soldaten durften den inneren Lagerbezirk nicht betreten. Sie verspürten, vermutlich wegen des Gestanks, auch wenig Lust dazu. Nur einige wagten sich aus dienstlichen Gründen hinein. Manche auch als Führer und Beschützer der Besucher — und es kam eine nicht abbrechende Welle von Besuchern, Generale, Senatoren, Journalisten, Ärzte, Soziologen und Richter.

Unter diesen befand sich auch Louis Lochner, Chef von Associated Press in Berlin, einer der besten Journalisten seiner Zeit. Lochner hatte mich früher scherzhaft das „enfant terrible" der Wilhelmstraße genannt, nicht allein wegen meiner manchmal unverschämten Fragen, die ich während der Pressekonferenzen zu stellen wagte, sondern weil ich eine Quelle des Kummers für ihn und seine Kollegen war. Denn jedesmal, wenn ich eine Sensationsmeldung ausfindig gemacht hatte, wurden diese wichtigen Korrespondenten von ihren Vorgesetzten mit beißender Ironie überschüttet, wie sie es zulassen konnten, daß ein junger Reporter ihnen die Geschichte wegschnappte.

Als Lochner mich in Dachau in Sträflingskleidern erblickte, fiel seine erste Reaktion höchst indigniert aus: „Gun", rief er, „diesmal sind Sie wirklich zu weit gegangen! Wie können Sie sich als Häftling verkleiden, bloß um eine ‚story' zu bekommen! Das ist wirklich unverschämt!"

„Aber Lochner, ich bin doch ein Gefangener", gab ich zur Antwort.

Daraufhin tat er für mich alles, was in seinen Kräften stand. Er informierte als erster die amerikanischen Behörden und meine eigene Botschaft über mein Schicksal und bestand hartnäckig auf meiner Befreiung. Ich habe ihm viel zu verdanken.

Die GI's konnten auch aus der Ferne alle Vorgänge im Lager verfolgen, ohne befürchten zu müssen, daß die Häftlinge sie um Zigaretten oder Süßigkeiten anbetteln würden. Ebensogut konnten sie zum Bahnhof gehen und dort die Leichen in den Waggons betrachten oder die Toten, die vor dem Krematorium aufgestapelt lagen.

Anfangs durften von den Häftlingen nur die Mitglieder des Internationalen Komitees die um unser Gefängnis gezogene Absperrung passieren, und seit ich, wenn auch nur in bescheidenem Ausmaß, zu den „neuen Offiziellen" gehörte, erhielt ich die Erlaubnis, ungehindert den Bezirk der SS zu betreten. Dort hatten sich inzwischen die amerikanischen Truppen, die das Lager bewachten, das Krankenpersonal und die Verwaltungsleute eingerichtet.

„Du erregtest meine Aufmerksamkeit durch deinen aufrechten Gang, die Art, wie du überall mit der Kamera in der Hand umherstrichst und dich für alles und alle interessiertest. Trotz deiner Magerkeit und deines langsamen Schrittes sahst du irgendwie lebendig, menschlich, betriebsam aus. Alle anderen dagegen schienen wie Puppen." Mit diesen Worten hat James Ortoleva mich später beschrieben. Ich glaube, es war mehr deshalb, weil er glücklich darüber war, jemanden gefunden zu haben, mit dem er in seiner Muttersprache über Italien sprechen konnte.

Er verwaltete die Medikamente. „Ich habe genügend Penizillin, um ein Millionenvermögen auf dem schwarzen Markt zu verdienen", sagte er einmal zu mir. Bald hatte ich freien Zutritt zu seinem Vorratsraum, doch er achtete stets peinlich darauf, daß sich all die kostbaren Arzneien hinter Schloß und Riegel befanden. Seitdem habe ich ihn oft wegen seines Verdachtes gegen mich aufgezogen und er entschuldigte sich

jedesmal. In Wahrheit habe ich mehr als einmal überlegt, ob ich nicht mit Iwan und einigen anderen die Medikamente stehlen und mich damit aus dem Staub machen sollte.

James ließ es erst gar nicht dazu kommen, daß ich mir etwas wünschte. Ich bat ihn selten um einen Gefallen, aber er hatte eine Art herauszufinden, was ich brauchte. Er brachte seinen Vorgesetzten dazu, mich zu seinem Assistenten zu machen und mir einen Ausweis auszustellen. So durfte ich außerhalb des Lagerbezirks übernachten, hatte ein eigenes Zimmer und war „persona grata" im Speisesaal der GI's. James nahm mich mit ins Kino oder zu Ballspielen, wir gingen gemeinsam spazieren. Er stellte mich seinen Freunden vor, zu denen auch eine bezaubernde Krankenschwester gehörte, als ob ich sein Sohn oder Bruder wäre. Für sich und seinen Sergeant hatte er ein wahrhaft luxuriöses Appartment in einer der SS-Baracken eingerichtet, in dem sogar ein Plattenspieler und eine kleine Bar nicht fehlten. Ich freute mich schon auf wilde Feste, die man hier mit den hübschen Mädchen vom Roten Kreuz und dem aus dem Lagerdepot erhältlichen Alkohol feiern könnte, aber Jim verbrachte den größten Teil seiner Freizeit schlafend unter den wachsamen Augen der Fotos von Frau und Töchtern. Das war meine erste Begegnung mit amerikanischem Puritanismus.

Gewöhnlich sprachen wir — oder besser gesagt er — über Amerika. Was er mir erzählte, klang wie ein Märchen: Es war ein Land, wo Orangenbäume blühten, wo die Menschen gleich zur Welt kamen und gleich starben, wo man in einem Hotel übernachten konnte, ohne seinen Paß zeigen zu müssen, wo man von den Hausdächern herabrufen konnte, daß der Präsident nichts tauge; wo die Kinder mit dem Auto in die Schule gebracht wurden und wo Männer wie Jim Ortoleva lebten, die keinen Gefallen am Krieg fanden, nichts verlangten, nicht nach Eroberungen jagten. Es war das Land, wo der Hungrige essen und der Durstige trinken konnte.

Noch mehr beeindruckte mich sein Verhalten den Offizieren gegenüber. Nicht allein, daß er gemütlich sitzen blieb,

wenn sie den Raum betraten, er unterhielt sich mit ihnen auch in einer familiären Art, die beinahe an Unverschämtheit grenzte. Gelegentlich gab er ihnen sogar freundschaftliche Aufträge. Damals entschied ich mich, auch in dieses gelobte Land zu ziehen, wo jedermann ein Individualist sein kann.

Ich muß gestehen, daß das Bild, das ich mir von Amerika geschaffen hatte, seit jenen Tagen nur allzu oft von der rauhen Wirklichkeit verdunkelt worden ist; doch immer dann, wenn ich mich sehr entmutigt, zu bedrückt fühle, besuche ich meinen Freund Jim in seinem kleinen Hotelbetrieb in Connecticut, in der Nähe von West Haven. Seine Gegenwart vertreibt alle trüben Gedanken, und unsere gemeinsamen Erinnerungen geben der Welt um mich herum wieder jenen rosigen Schimmer, den sie sonst für mich hat.

Möglicherweise lag es an Jim und seinen optimistischen Prognosen, daß ich mich unmittelbar nach der Befreiung so gründlich darin irrte, wie die Welt um uns herum eigentlich aussah. Es war schrecklich. Der neue Lagerkommandant, Oberstleutnant Martin W. Joyce, war gewiß nicht genügend vorbereitet für die wahrhaft herkulische Aufgabe, mit der man ihn konfrontierte. Rund 30.000 unterernährte, kränkliche, träge und plündernde Häftlinge pilgerten in ihren Lumpen die Lagerstraßen auf und nieder, und er hatte noch immer keine Lebensmittel oder Arzneien für sie. Diese Männer, die entweder einen oder gar beide Arme und Beine eingebüßt hatten, mochten gut Schlagzeilen für die Zeitung bieten, aber was sollte Joyce mit ihnen anfangen? Und was sollte mit den Tausenden von Kranken in den Baracken geschehen, die die Sonne überhaupt noch nicht wiedergesehen hatten und nicht einmal wußten, daß sie befreit waren? Mit jenen, die man wie vor den Tagen der Befreiung jeden Morgen ins Freie brachte und dort hinlegte? Und den Hunderten von Verrückten? Oder jenen, die deshalb starben, weil sie zu viel von den Konserven gegessen hatten, die ihnen die großzügigen Amerikaner in guter, aber völlig verkehrter

Absicht von ihrer eigenen reichlichen Ration überlassen hatten?

Nach wie vor starben die Menschen in Dachau, sogar noch mehr als in den Tagen vor der Befreiung. Man kann schwer genaue Zahlenangaben darüber machen, weil die Militärverwaltung es vermeidet, über jene eine Statistik zu führen, die unter ihrer Obhut sterben. Ich schätze, daß täglich über dreihundert Häftlinge während der amerikanischen Besatzung im Lager starben.

O'Leary, Vorsitzender des Internationalen Komitees, hatte sich eigenmächtig in dem kleinen Schloß des ehemaligen SS-Generals Pohl königlich niedergelassen und dort auch den Kern einer Regierungsgruppe gebildet. In unmittelbarer Nähe seines neuen Wohnsitzes befand sich übrigens die Gartenbauschule des Lagers. Man hatte sogar eine Plenarsitzung einberufen, der auch Oberst Fellenz, der amerikanische Verbindungsoffizier, beiwohnte. Es wurde entschieden, daß die Disziplin in jedem Fall aufrechterhalten werden müsse; daß die kommunistischen Kapos in der inneren Abteilung tätig bleiben sollten; daß die Lagerpolizei weiterhin im Dienst bleibe, aber jetzt dem Komitee unterstehe. Regime mögen stürzen, aber die Polizei bleibt! Und man einigte sich auch darauf, daß die Arbeit wie immer verrichtet werden sollte.

Man kann sich vorstellen, wie unpopulär diese Entscheidungen waren. Man stelle sich unsere Verblüffung vor, als ein Bulletin uns über die Gefahren des Typhus warnte: „In den Blocks gibt es immer mehr nichtidentifizierte Tote. Die Verantwortlichen müssen diese soweit wie möglich identifizieren. Gleichgültig, welcher Nation sie angehören, diese Aufgabe muß erledigt werden. Die Namen aller Toten und derjenigen, die im Koma liegen, sind mit Tinte auf ihren Oberkörper zu schreiben."

Diese drastischen Maßnahmen der Amerikaner, die Seuche unter Kontrolle zu halten, erschienen uns damals ungerecht. Selbst heute fällt es schwer, sie zu rechtfertigen. Da der ganze Bezirk unter Quarantäne stand, durften wir nicht nur das Lager nicht verlassen, sondern wurden in unsere Baracken

verwiesen, wo die Gesunden neben den Kranken hausen mußten. Nach wie vor schliefen wir zu zweit oder zu dritt auf einem Strohsack oder auf dem Fußboden, die Verpflegung war nach wie vor sehr schlecht und, wie Professor Moviglia es ausdrückte: „Der weiße Tod schwebte noch immer über uns."

Es muß eine paradoxe Aufgabe gewesen sein, diese sterbende Masse zu ernähren. Trotzdem wäre es wohl leicht gewesen, bei der einheimischen Bevölkerung Milch, frisches Gemüse, Eier, Hühner für Fleischbrühe und anderes mehr zu beschlagnahmen, denn die Bauern in der Umgebung lebten nicht schlecht. Ein solcher Schritt jedoch, der ihnen höchst illegal vorkommen mußte, war für das amerikanische Kommando undenkbar. Sie warfen nach wie vor die Häftlinge mit den Menschen draußen in einen Topf. Ich war nicht der einzige, der die Vermutung hegte, daß wir für die amerikanischen Bürokraten, die das Lager nach dem Abzug der kämpfenden Truppen übernommen hatten, letzten Endes wirklich eine Art von Kriminellen waren. Wie sollten sie auch Sympathie für diese entstellten, häßlichen, verlausten Kreaturen empfinden, die sich wie Wilde gebärdeten?

Das Lager blieb zur Verhütung von Epidemien geschlossen. Das konnte man nur als idiotische Vorsichtsmaßnahme betrachten, den zahllosen Insassen gelang es mit oder ohne offizielle Erlaubnis, das Lager zu verlassen. Im Durchschnitt gab es wöchentlich über 500 Flüchtige. Selbst wenn wir ein paar Bakterien unter den Deutschen verstreut hätten — wäre das eine Katastrophe gewesen? Hatte der amerikanische Kommandant nicht verfügt, daß die Einwohner der Stadt Dachau in das Lager kommen sollten, um die Toten zu begraben? Es war ein großartiges Schauspiel und sorgte für vorzügliche Schlagzeilen, aber das war auch alles. Die Bauern der Umgebung wußten sehr gut über den Tod im Lager Bescheid. Sie wußten davon seit 1933, und deshalb war das Grabschaufeln weiß Gott eine geringe Strafe.

Die einzige Möglichkeit, die Seuche ein für allemal zu be-

enden, hätte darin bestanden, alle Patienten in die Krankenhäuser und Kliniken von München sowie in die Wohnungen der Bevölkerung zu bringen, jeden verfügbaren Arzt der Umgebung herbeizuholen und dafür zu sorgen, daß die Kranken in eine saubere und friedliche Atmosphäre kamen. In Wirklichkeit waren nämlich nicht die Läuse ihr Tod, sondern die Entmutigung, das Grauen und die Isoliertheit des Lagerlebens.

Auf diese Weise hätte man nicht nur unzähligen Kranken das Leben gerettet, sondern gleichzeitig verhindert, daß immer mehr Gesunde von der Krankheit befallen wurden. Viele, die noch im Zwielicht des 29. April einen Freudentanz aufgeführt hatten, sollten wenig später bereits vor dem Jüngsten Gericht stehen — gerade zu der Zeit, als ihre Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen mit ihrer Heimat und der Familie am größten gewesen war.

Wir gaben zu, daß es eine gewisse Gefahr für die Bevölkerung bedeutet hätte, die Gefangenen einfach freizulassen, aber wenn es nötig gewesen wäre, zur Rettung eines einzigen Kameraden die Hälfte der bayrischen Bevölkerung zu opfern, so hätten wir nicht einen Augenblick gezögert.

Manche behaupten, daß die amerikanischen Verwalter nicht über eigene Erfahrung verfügten, da Dachau schließlich ein einmaliges Phänomen in der Geschichte unseres Jahrhunderts darstellte. Das Kriegsministerium in Washington mußte aber doch von Ausrottungslagern in Deutschland gewußt haben und daß es eines Tages nötig sein würde, sie zu befreien. Was lehrten sie eigentlich in ihren Schulen, in denen ganze Armeen von „Besatzungsspezialisten" ausgebildet wurden?

Und wieso wurden zufällig alle Oflags und Stalags mit amerikanischen Kriegsgefangenen derart reibungslos und ohne die geringste Schwierigkeit evakuiert? Seit dem ersten Augenblick des Sieges hatte General Eisenhower Anweisung gegeben, alle amerikanischen Gefangenen unverzüglich in ihre Heimat zurückzuschicken. Warum wurde dieser Befehl

nicht auch auf uns ausgedehnt? Wir gehörten ebenfalls zu den Alliierten. Warum diese Diskriminierung? War unser Beitrag für die gemeinsame Sache weniger bedeutend?

Selbst als die Typhusepidemie unter Kontrolle war, ging die Befreiung nur schleppend vor sich. Man machte Einwände, die Straßen wären schlecht, Transportmöglichkeiten nicht verfügbar und die Behörden mit anderen Dingen belastet. Niemand wollte diesen schlechtgekleideten, arbeitslosen und mittellosen Mob, der jenseits der Gesellschaft stand, auf die Bevölkerung loslassen, da er wahrscheinlich geraubt und geplündert hätte. Wie besorgt die Amerikaner doch um die Keuschheit der deutschen Frauen waren!

Der amerikanische Kommandant erklärte mir, es sei nicht möglich, den Gefangenen zu erlauben, zu gehen, wann sie wollten. Das würde aus der Freiheit eine Farce machen. Warum? Sie wären als Befreier nach Europa gekommen, um hier wieder Ordnung zu schaffen. Die Häftlinge müßten in die Länder zurückkehren, aus denen sie stammten, selbst wenn ihre Familien irgendwo anders lebten; selbst dann, wenn sie den Wunsch aussprachen, in ein anderes Land gehen zu wollen!

Es bedeutete für uns ein hartes Eingeständnis, daß diese wunderbare amerikanische Kriegsmaschine, die den Himmel über uns Tag für Tag und Nacht für Nacht mit Tausenden von Bombern zu füllen vermochte, nicht in der Lage war, ein paar tausend Häftlinge auf schnellstem Weg von Dachau in eigene Länder zu befördern. Das Internationale Komitee stellte fest, daß eine erschreckende Übereinstimmung in den Verwaltungsmethoden der Amerikaner mit jenen des alten Europa bestand. Man konnte sie in einem Wort zusammenfassen: Bürokratie. Befehle, Gegenbefehle, Forderungen, Listen, Dokumente, Pläne, Verordnungen, Regeln, Gegenregeln, Tagesbefehle, wöchentliche Befehle, monatliche Befehle, Statistiken, Inventur, Befragungen aller Art. Man brauchte einen Ausweis zum Essen, einen anderen zum Ausgehen, einen anderen für die Rückkehr, einen besonderen

Ausweis, um einen Freund zu besuchen, und einen für den Besuch beim Arzt.

Wir hatten das zweifelhafte Vergnügen, einen Fragebogen ausfüllen zu müssen, der anschließend ins Englische übersetzt wurde und folgende Fragen enthielt:

Name des Lagers:
Geburtsort:
Geburtsdatum:
Datum der Verhaftung:
Grund der Verhaftung:
Religion:
Rasse:
Nationalität:
Urteil des Gerichtes:
Beruf:
Name des Richters:
Angaben über Gefangenschaft:
Grausamkeiten, Exzesse:
Waren Sie Nationalsozialist?
Sind Sie verheiratet?
Verlobt?
Kinder?
Eheliche?
Uneheliche?
Militärdienst:
Ständiger Aufenthalt während der letzten fünf Jahre:
Wohin möchten Sie gehen?
Ergänzungen:

Trotz aller angedrohten Bestrafungen war Plündern an der Tagesordnung. In dem ehemals für die SS reservierten Teil des Lagers standen riesige Vorratshäuser, die große Mengen kostbarer Dinge enthielten. Es gab französische Parfüms, Metallwaren, Damenhandtaschen, optische Instrumente, medizinische Geräte. Ich selbst stieß auf einen großen

Vorrat an falschen Zähnen, die damals sehr gefragt waren und in Deutschland immer in großem Umfang hergestellt worden waren. Dort fand man alles, was die SS bei den Feinden des Nationalsozialismus beschlagnahmt hatte. Außerdem enthielten die Lager Porzellan, Gerätschaften, militärische Ausrüstungsgegenstände und Motorteile.

Iwan fühlte sich wie im siebten Himmel; er half mir, die ärmsten Freunde auszustaffieren, die den inneren Lagerbezirk nicht verlassen durften. Wenn es geraten schien, sich die Begleitung einer Achtung verschaffenden amerikanischen Uniform zunutze zu machen, kam Jim Ortoleva auf diesen Streifzügen mit mir. Ich erbeutete eine SS-Offiziersuniform ohne Abzeichen, die ich gegen meinen gestreiften Anzug eintauschte. Dann fand ich noch eine Sommeruniform für das Afrikakorps, bestehend aus Khakihosen und einem Tropenhelm. Jim beschlagnahmte eine ganze Kiste mit Johann-Maria-Farina-Toilettewasser und jedesmal, wenn ich ihn heute besuche, stehe ich bewundernd vor den einzigartigen Nymphenburger Porzellanfiguren, die er damals in Dachau einfach vom Fußboden aufgesammelt hatte. Denn russische Deserteure aus Wlassows Armee hatten bereits vor uns hier gestöbert und alles mitgenommen, was ihnen wertvoll erschien. Alles übrige warfen sie auf den Boden oder zerstörten es. Der Schutt türmte sich zu Bergen, über die wir hinwegklettern mußten, um an die obersten Regale zu gelangen. Manchmal gerieten die Häftlinge in wilden Streit um die Beutestücke, so daß die Soldaten sie mit Schüssen auseinandertreiben mußten. Tausende zerbrochener Flaschen Chanel, 4711, Coty, Houbigant und Molyneux verliehen den Kleidern der Plünderer einen merkwürdig kostbaren Duft, so daß sie tagelang in wahren Parfümwolken umhergingen. Einen krasseren Gegensatz zu den stinkenden Körpern der anderen konnte man sich nicht denken.

Die Frauen und Kinder der SS-Männer wohnten nach wie vor in ihren komfortablen rotweißen Bungalows. Sie durften sogar ihre Dienstboten behalten. O'Leary hielt ihnen eine

kleine Ansprache: „Versteckt keine SS-Männer. Helft nicht jenen, die vor der Gerechtigkeit fliehen!“ Das verhinderte keineswegs nächtliche Besuche der Bungalows, und Iwan kam stets mit den erstaunlichsten Gegenständen zurück. Eines Nachts, während ich im Krankenhaus lag, verschwand er spurlos. Ich habe nie wieder etwas von ihm gehört.

Nach wie vor fanden Massenerschießungen statt, jedoch waren die Häftlinge nicht daran beteiligt. Die Amerikaner benutzten Erschießungskommandos von rechts- wie von linksgerichteten Gruppen. Unter ihrem Befehl standen auch einige Banden von Montenegrinern, die die Gelegenheit nutzten, ihre eigenen Rivalen, die Anhänger des königstreuen Generals Mihailowitsch, zu beseitigen. Das Internationale Komitee versuchte sie gemeinsam mit dem amerikanischen Kommandanten zu entwaffnen. Denn zur gleichen Zeit wurden schubweise SS-Männer in das Lager gebracht, größtenteils durch die einheimische Bevölkerung, die nun doch begriffen hatte, aus welcher Richtung der Wind wehte. Sie kamen zu Hunderten im Lager an. Die Häftlinge machten die am meisten Schuldigen unter ihnen ausfindig. Manchmal nahmen sie das Recht in ihre eigenen Hände, aber das ging selten über eine ernsthafte Prügelei hinaus. Auf diese Weise entdeckten wir schließlich den berüchtigten Rapportführer des Lagers, Hauptscharführer Böttinger, der versucht hatte, als Häftling verkleidet, unbemerkt auf einem Fahrrad in die Schweiz zu entkommen.

Zuerst wollten wir ihn lynchen, aber dann beschlossen wir, ihn für einige Stunden an sich selbst die Übung „Mütze auf, Mütze ab“ zu exerzieren. Anschließend mußte er strammstehen und jeden Häftling mit „Heil Hitler“ grüßen. Zum Schluß mußte er eine Runde drehen, wobei man auf seiner Brust in großen Buchstaben lesen konnte: „Ich bin ein großes Nazischwein. Ich habe Tausende von Häftlingen getötet, persönlich 92 Offiziere erschossen und habe kein Recht mehr, zu leben.“

Der SS-Kommandant des Lagers, Weiter, wurde von dem

fanatischen SS-Mann Ruppert auf freiem Feld bei seinem Fluchtversuch erschossen, weil er Hitlers Befehle nicht befolgt hatte. Er starb mit einer Kugel im Nacken, während er ein Bild Hitlers in seinen Händen hielt.

Jede Nacht vernahmen wir Gewehrschüsse. Es waren die Schüsse der Wachen, die in Verstecken aufgestöberten SS-Männern, fliehenden Häftlingen oder Plünderern nachjagten. Manchmal waren es auch nur Negersoldaten, die sich stritten. Die Neger verwirrten uns, denn sie waren uns nicht ganz geheuer. Man hatte uns lange Zeit eingebleut, daß die farbigen Truppen brutal, dumm und verantwortungslos wären. Statt dessen stellten wir nun fest, daß die Schwarzen schon glücklich und zufrieden schienen, wenn sie singen oder ein paar Schüsse in die Luft abgeben oder in einem schwarzen Mercedes, der Göring oder Hitler gehört haben mochte, durch das Lager brausen konnten.

Ich muß zugeben, daß mich der Anblick amerikanischer Soldaten beim Golfspiel in den Schuppen der SS etwas entsetzte. Ich hatte Golf immer für einen Sport der Millionäre gehalten. Ebenso erstaunt war ich über die Tatsache, daß die Soldaten ganze Tage mit Ballspielen verbrachten. Sie kamen mir vor wie kleine Mädchen. Überall stieß man auf sie, auf dem Platz, vor der Kommandatur, sogar am Jourhaus. Sie taten immer das gleiche, sie warfen einen Ball hin und her. Zuerst hielt ich es für eine Art Therapie für Schwachsinnige. Dann sagte mir Ortoleva, daß es sich um das amerikanische Nationalspiel Baseball handle.

Es gab auch einige amerikanische Frauen im Lager, die gewöhnlich in Hosen umherliefen, ständig lächelten und stets mit kurzen Zurufen wie „Hi!" oder „Bis bald!" um sich warfen. Für eine normale Unterhaltung schienen sie sichtlich unfähig zu sein. Manche liefen ständig mit Lockenwicklern im Haar herum. Alle trugen weite Uniformhosen und schwere Stiefel, und ihre Blusen waren viel zu weit. Sie besaßen aber auch nicht einen Hauch von Weiblichkeit. Nicht einmal nach Jahren der Iso-

lierung durch das Lager konnte man sich selbst vortäuschen, daß sie hübsch wären. Wir hatten eine Dorothy Lamour, Betty Grable oder die badenden Schönheiten aus den Musikfilmen erwartet, die wir so liebten. Welche Enttäuschung! Wenigstens kamen dann noch ein paar hübsche französische Krankenschwestern aus Paris.

Der Vatikan schickte Lastwagen mit Nahrungsmitteln und Medikamenten. Und bald durften die ersten Glücklichen tatsächlich das Lager verlassen. Wiederum teilte sich das Lager in zwei Hälften — in diejenigen, denen man geholfen hatte, die den Weg nach draußen gefunden hatten, die nach Hause gehen durften, und die Armen, Verlassenen und Vergessenen. Noch immer gab es Häftlinge, die einfach nicht begriffen, daß sich die Lage geändert hatte, und beim Anblick jeder Uniform in Panik gerieten.

Die amerikanische Führung trug möglicherweise die Schuld, weil sie dem Internationalen Komitee zu sehr vertraute. Es spielte eine besondere moralische Rolle bei der Befreiung, aber man sollte seine Bedeutung nicht überschätzen. Der eine Revolver, den uns die deutsche Wärterin überlassen hatte, würde bestimmt nicht ausgereicht haben, um die SS-Garnison zu vernichten. Die Mitglieder des Komitees waren Häftlinge wie alle anderen und verfügten über kein besonderes Mandat. Sie waren vollkommen unfähig und unvorbereitet, was die Lösung der schwelenden Probleme nach der Befreiung anging. Aus diesem Grund konnten sie auch nichts anderes tun, als das SS-Schema im Lager aufrechtzuerhalten, d. h. die Mitarbeit von Kapos — die meist Berufsverbrecher waren — zu akzeptieren, obwohl die Mehrheit der Häftlinge sie so haßte. Das Schlimmste aber war, daß die Mitglieder des Komitees weder die nötige Autorität noch den Mut besaßen, gegen gewisse schlecht beratene Entscheidungen der Amerikaner vorzugehen. So wurde das Komitee zu einem gefügigen Instrument der neuen Herren, genauso wie es seine Vorgänger, die Kapos, für die SS gewesen waren.

Vor der Befreiung hatte sich O'Leary als Engländer oder

Nachher setzte er dieses Spielchen fort, stolzierte ostentativ in einer Paradeuniform umher, hielt hof in seinem kleinen Schloß mit seinen Feldtelefonen, seinem motorisierten Kurier und seinem Generalstab.

Jedes Ehrenamt bringt Verantwortung mit sich. Nach wie vor stehe ich staunend vor den Gründen, die O'Leary dazu veranlaßten, das Lager mit einem Flugzeug am 6. Mai 1945 zu verlassen. Er gehörte zu den ersten, die befreit wurden. Hätte der britische Geheimdienst nicht auch noch einige Tage mehr ohne ihn auskommen können?

Es ist gar keine Frage — das Schicksal war der Brüderrepublik Dachau nicht gut gesonnen. Bereits eine Woche nach ihrer Gründung lief ihr Präsident davon.

12

Ein amerikanisches Krankenhaus

Überall in der Welt und selbst an einem Ort wie Dachau wollen sich die Amerikaner wie zu Hause fühlen. So ist es nicht verwunderlich, daß bald nach ihrer Ankunft der ehemalige Speisesaal der deutschen Offiziere in eine Cafeteria amerikanischen Stils verwandelt wurde. Für mich war diese Art von Restaurant, wo jeder mit dem Tablett in der Hand am Buffett entlanggeht und sich mehr oder weniger alles aussuchen kann, auf was er gerade Appetit hat, völlig unbekannt. Der Zutritt zu diesem Raum war Häftlingen strengstens untersagt. Ich setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um dort essen zu dürfen. Unsere neuen amerikanischen Herren mußten sehr naiv sein, wenn sie glaubten, sie könnten Männer wie uns ausschließen, die durch die harte Schule des Lagerlebens der Gefängnisse und Untergrundbewegungen gegangen waren und gelernt hatten, auch die schärfsten Bestimmungen zu umgehen.

Es gab immer einen Weg. Man erhielt die „Berechtigung“ auf Grund einer Tätigkeit in einem bestimmten Büro oder weil man Dolmetscher für einen Oberst oder den Assistenten dieser und jener Kommission spielte; oder man berief sich

darauf, Journalist zu sein, der Kriegsverbrechen nachspürte, vielleicht auch ein gefangener Kommissar der Roten Armee, ganz zu schweigen von denen, die durch irgendein Wunder in den Besitz einer alliierten Offiziersuniform gelangt waren. Sie gingen schnurstracks durch die Vordertür, und die diensthabenden MP's salutierten auch noch. Ich wußte auch von einem Tunnel, der von den benachbarten Baracken direkt in die Toilette des Gebäudes führte und natürlich von Häftlingen angelegt worden war. Pech war nur, daß die „Besitzer" eine Passiergebühr verlangten, die nicht jeder von uns entrichten konnte.

Ich besaß Ausweise über meine Mitgliedschaft im Internationalen Komitee und für meine Tätigkeit als Helfer im Vorratslager des 116. Kriegslazaretts der amerikanischen Armee. Ich hätte auch ohne Ausweis kaum Schwierigkeiten gehabt, auf legale Weise in dieses gastronomische Heiligtum einzutreten, denn niemand hielt sich je damit auf, meine Beglaubigungsschreiben zu prüfen. Die MP's vor der Eingangstür waren meine Freunde, denn am Tag zuvor hatte ich sie vor einem der Leichenberge am Krematorium fotografiert und nun verlangten sie dauernd nach dem Negativ, um Abzüge davon nach Hause schicken zu können. Mit einem jovialen „Laß es dir gut schmecken, Mac!" öffneten sie mir weit die Tür.

Niemand hätte an diesem Morgen einen besseren Appetit entwickeln können als ich. Mein Tablett bog sich fast unter der Last der Köstlichkeiten: Da gab es mit Butter bestrichene Toastschnitten, Semmeln, Roastbeef, Schinken; ich bestellte amerikanische Pfannkuchen und Eier, alle möglichen Marmeladesorten, Orangen-, Tomaten- und Grapefruitsaft und geheimnisvolle und besondere Leckerbissen, wie die sogenannte Erdnußbutter und die kleinen farbigen Schachteln mit Reis- oder Weizenkörnern, die hier auch zum Frühstück gehörten. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich an das Buffett gegangen bin, aber ich glaube, dieses erste amerikanische Frühstück meines Lebens dauerte länger als die Zeit, die man für vier

normale Mahlzeiten braucht. Ich weiß noch, daß ich eine Ausgabe von „Stars and Stripes" in die Hände bekam, die ich eifrig studierte, während ich mich vollstopfte.

Für uns Häftlinge wäre es ein Unding gewesen, auch nur einen Krümel beim Aufbruch auf dem Tisch zurückzulassen. Meine Gefräßigkeit erreichte ihren Höhepunkt, aber ich habe es trotzdem nie besser gelernt. Selbst heute kann ich einfach nichts auf meinem Teller zurücklassen. Zu Hause esse ich alle Reste auf, die meine Frau oder meine Tochter auf ihren Tellern lassen. Ich werde mich bestimmt zeit meines Lebens nicht an die amerikanische Art der Höflichkeit gewöhnen, die halbe Portion unberührt zurückgehen zu lassen, und bin sicher, daß meine Wirtinnen mich für einen Geizkragen halten. Ich würde nie in Ferien fahren, wenn im Kühlschrank noch Nahrungsmittel wären, die verderben könnten, und mehr als einmal habe ich eine Abmagerungskur lieber unterbrochen, weil ich nicht mitansehen konnte, daß ein Stück Wurst oder ein Teller mit Nudeln in den Abfall wanderte. Ich vertilge sogar die Brotkrumen. Etwas anderes würde ich als Sünde betrachten, denn der Hunger ist die Stiefmutter des Todes.

Zwei Tage lang wanderte ich in dieses unglaubliche amerikanische Mekka der Genüsse. Am Abend des dritten Tages fühlte ich eine Art Seekrankheit. Ich brachte lediglich eine Tasse Tee herunter, und am nächsten Tag schüttelten mich wahre Krämpfe. Das Lager hatte uns alle zu medizinischen Experten werden lassen, und so diagnostizierte ich für meinen Fall akute Verdauungsstörung. Unglücklicherweise wurde es immer schlimmer, das Fieber stieg, und nachts packte mich Schüttelfrost, während mein Bettuch von Schweiß getränkt war. Irgend jemand rief Dr. Bohn, einen französischen Deportierten, der in bewundernswerter Weise nach wie vor für seine gefangenen Kameraden sorgte. Er zögerte nicht lange mit der Antwort.

„Hier kannst du nicht bleiben", sagte er. „Ich werde die Jungs vom amerikanischen Lazarett verständigen."

Bereits eine Stunde später forderte mich ein Pole mit der Armbinde des Roten Kreuzes und in einer frischgebügelten gestreiften Häftlingsuniform auf, ihm zu folgen. Ich hatte meine wenigen Habseligkeiten in eine Decke gewickelt, die ich in der Obhut meines Zimmernachbarn, des französischen Majors, zurückließ. Nur meine Kamera, die mir um den Hals baumelte, sollte mich begleiten.

Nach vielen Umwegen brachte mich der Pole in eines der alten SS-Gebäude, die nun als Erste-Hilfe-Station dienten. Ein amerikanischer Korporal mit südlichem Akzent, der Kaugummi kaute und ein Seemannskäppi trug, ließ mich erst einmal warten, denn vor mir war ein Dutzend oder mehr andere Patienten an der Reihe. Manche von ihnen waren in Ohnmacht gefallen. Ich sah ihm bei seiner Arbeit zu und muß sagen, es lag Methode in dem, was er tat. Jedem Kandidaten reichte er ein Fieberthermometer, an dem ein numerierter Zettel hing, ferner ein Stück Pappdeckel mit derselben Nummer, der am Hemd des Patienten befestigt wurde. Anschließend fühlte er jedem den Puls und schrieb die Ergebnisse in ein dickes Buch. Danach ging er, um sich die Hände zu waschen. Nun kam ich an die Reihe.

Ich mußte mich auf sein Geheiß auf eine flache Tragbahre auf dem Boden legen. Dann verging eine halbe Stunde, ohne daß auch nur irgend etwas geschah. Mit einem Male traten zwei Häftlinge, wiederum Polen, die ebenfalls die Armbinde des Roten Kreuzes trugen, auf mich zu, nahmen die Bahre auf und durchquerten mit mir den Saal, trugen mich die paar Meter über die Straße ins gegenüberliegende Gebäude und setzten mich in einem Raum ab, der zuvor der SS als Krankenstube gedient hatte. Ich erinnere mich noch, daß ich zu mir selbst sagte, ob es nicht sinnvoller gewesen wäre, mich gleich von der Baracke ins Lazarett zu bringen, statt mich durch das halbe Lager zu befördern. Aber so wichtig war es ja auch wieder nicht. Jedenfalls war dies meine erste Berührung mit dem eindrucksvollen amerikanischen Sanitätswesen. Mein Vertrauen in die amerikanischen Methoden war grenzenlos.

Mein Krankenzimmer konnte man nicht mit dem Pestloch vergleichen, das sich die Krankenstube des Lagers nannte. Der in der Luft hängende Arzneimittelgeruch schien wie Parfüm. Es gab etwa hundert Betten mit schneeweißen Bettüchern und sogar mit Kopfkissen. Eine Krankenschwester in khakifarbenen Hosen, was ihrem hübschen Äußeren keinen Abbruch tat, erteilte den Helfern Anweisungen, die den Patienten das Essen ans Bett servierten.

Sie forderte mich in Englisch auf, mich auszuziehen, und brachte mir einen Schlafanzug der amerikanischen Armee. Einer der Krankenhelfer rieb mich mit einem in Alkohol getränkten Handtuch ab und brachte mich zu einem leeren Bett, das wie die anderen an der Wand entlang aufgestellt war. Zu meiner Linken, zwischen dem Fenster und meinem Bett, saß ein Russe friedlich gegen sein Kopfkissen gelehnt und verzehrte ein frugales Mahl. Zu meiner Rechten lag ein Patient, der kaum noch zu atmen schien. Er hatte die Decke bis ans Kinn hochgezogen und nur ein Arm guckte hervor. Von der Zimmerdecke hing ein Transfusionsgerät herab, von dem eine Leitung in den Arm des Patienten führte.

Der Russe unterbrach seine Mahlzeit, schaute verächtlich zu mir herüber und sagte dann in einem Deutsch, dessen Akzent verriet, daß er in der Armee des Generals Wlassow gegen die Roten gekämpft hatte: „In deinem Bett sind in dieser Woche drei Mann gestorben. Es ist ein Durchgangsbett. Sie kommen und gehen. Der da rechts von dir wird es auch nicht mehr lange machen. Heute nacht ist er kaputt."

Der sympathische Zeitgenosse hieß Boris und stammte aus einem Dorf des Bakugebietes. Er erzählte mir, daß man ihn als Partisan gefangengenommen und er im Anschluß daran in der regulären Sowjetarmee gedient hätte. Einmal versprach er sich und gab zu, daß man ihn zu Zwangsarbeit verurteilt habe, aber ich war überzeugt, daß er auf Seiten der Nazis gekämpft hatte und wie so viele andere ebenfalls in Dachau gelandet war.

Er schien sich einer ausgezeichneten Gesundheit zu er-

freuen, obwohl er ständig über unerträgliche Schmerzen und nicht zu diagnostizierende Krankheitserscheinungen klagte. Wenn die Ärzte durch die Reihe gingen, verfiel er in endlose Reden in kaukasischem Dialekt. Wahrscheinlich hielten sie es für einfacher, Boris hier zu behalten, als ihm verständlichzumachen, daß ihm eigentlich gar nichts fehle.

Für Boris war es das Leben. Er erhielt täglich vier Mahlzeiten, und ich möchte wetten, es war das erstemal in seinem Leben, daß er so gut gegessen und gehaust hatte. „In russische Heimat", vertraute er mir in seiner schleppenden Sprechweise an, „arbeiten fünfzehn Stunden und essen nur Kartoffeln, morgens Kartoffeln, mittags Kartoffeln, abends Kartoffeln. Sonntags Kartoffeln. Hochzeit und Begräbnis — immer Kartoffeln."

Aus diesem Grund, so gab er mir zu verstehen, war er fest entschlossen, nie nach Hause zurückzukehren. Vielleicht gab es dafür noch einen anderen Grund: entweder erwartete ihn Sibirien oder ein Exekutionskommando.

Er betrachtete das Leben im Lazarett wie einen Film, der vor seinen Augen abrollte. Er sah die Patienten kommen und gehen, scherzte mit ihnen und stellte seine Prognosen. Dieser hat noch drei Tage, der da noch eine Woche, und der nächste erlebt diese Nacht nicht mehr. Sobald einer seiner Nachbarn den letzten Atemzug tat, eilte er wie der Blitz umher und verschaffte sich die Reste seiner Mahlzeit. Er besaß sogar die Unverfrorenheit, in die Küche zu gehen und dort das Tablett zu verlangen, das man für den eben verstorbenen Patienten noch vorbereitet hatte. Er nahm sich aller auf dem Nachttisch zurückgelassenen Gegenstände an und bemächtigte sich auch der magersten Habseligkeiten der Toten, sei es ein Taschentuch, ein Paar Schuhe oder ein Taschenmesser. Ich bemerkte sehr wohl seine habgierigen Blicke auf meine Kamera, die ich stets umgehängt hatte und nachts unter meiner Decke versteckte.

Der Oberarzt, ein schlanker, blonder, sehr sympathischer Major, wurde auf seiner Visite stets von zwei Assistenten be-

gleitet. Alle trugen weiße Schürzen über ihren sandfarbenen Sommeruniformen. Gesichtsmasken bedeckten Mund und Nase. Der Oberarzt stellte mir liebenswürdig einige Fragen, so als ob wir uns beim Cocktail in einer Bar an der Madison Avenue träfen. Er plauderte über das Wetter und den Krieg, aber er achtete sehr darauf, mir nicht zu nahe zu kommen. Er war der am wenigsten wißbegierige Arzt, der mir je begegnet ist.

Ich teilte der Krankenschwester mein Erstaunen darüber mit. So erfuhr ich, daß erst einmal das Ergebnis des Laboratoriumstestes abgewartet werden müßte. Man hatte Blut-, Urin- und Speichelproben gemacht, meinen Blutdruck gemessen, die Herzschläge abgehört und alle Daten in der Tabelle am Fußende meines Bettes eingetragen. Mit sicherer Hand wie ein Industriezeichner warf die Krankenschwester Linien auf diese Tabelle, die wie Notierungen an der Wall Street auf- und abliefen. Das war meine Fieberkurve. Außerdem gab es zahlreiche Symbole in roter, grüner und gelber Tinte, Kreuze und sogar griechische Buchstaben.

Jeden Morgen prüfte der Oberarzt gewissenhaft dieses Diagramm, fügte ein paar Bemerkungen hinzu, konsultierte seine Assistenten und wechselte anschließend mit mir wieder einige Worte über das Wetter und den Krieg. Während meines ganzen Aufenthaltes im Hospital berührte er mich kein einziges Mal. Weder befühlte er meine Brust noch legte er das Ohr lauschend darauf, kein Handgriff. Wie einen Orden trug er sein Stethoskop um den Hals, als wäre es ein Band des Malteserordens.

Anfangs faszinierte mich diese amerikanische Heilmethode, indem man lediglich die Tabellen prüfte, als ob der Kampf um Leben und Tod nichts weiter als das Auf und Ab einer Wellenlinie bedeute. Dann wurde ich langsam dessen überdrüssig, unsicher, ja wütend und schließlich davon überzeugt, daß die Ärzte und Krankenschwestern nichts weiter als große Kinder seien, die das Spiel „Glaub an mich“ spielten. Ich weiß, dieses Urteil war ungerecht.

Endlich gab der Chefarzt jedoch seine Diagnose bekannt: Typhus. Trotzdem wollte er erst einmal das Erscheinen aller Symptome „laut Vorschrift" abwarten. Typhus war die Modekrankheit in Dachau. Der Gedanke, aus dem Lager herauszukommen, ohne Typhus gehabt zu haben, war völlig unsinnig. Es war nur normal, daß die amerikanischen Ärzte unter Bedingungen, die ihnen völlig ungewohnt waren, an gar nichts anderes denken konnten, wenn sie tapfer gegen diese Epidemie ankämpften und hilflos zusehen mußten, wie die Totenzahlen ständig stiegen.

Ich war der festen Überzeugung, daß ich nicht Typhus, sondern eine Kombination von doppelter Lungenentzündung und Ruhr erwischt hatte. Ein Kamerad, ehemaliger Medizinstudent, dem es gelungen war, unbemerkt ins Lazarett zu schlüpfen, um mich in Augenschein zu nehmen, war derselben Ansicht. Auch die polnischen Krankenwärter gaben mir Recht. Meine immer schlimmer werdende Kolik — man mußte täglich mehrmals mein Bettzeug wechseln, da ich nicht mehr aufstehen konnte — war aller Wahrscheinlichkeit nach das Ergebnis meiner Gefräßigkeit. Das sagte ich auch dem Doktor, wenn er morgens an mein Bett trat, aber das Ärzteteam schien mich nicht ernst zu nehmen, als ob ich im Delirium spräche. Eines Nachmittags, als alles ruhig war, bat ich den polnischen Wärter, mir einige Saugnäpfe zu besorgen. Wenig später kehrte er mit einem halben Dutzend dieser kleinen Gläser zurück, aus denen die Amerikaner ihren Whisky tranken, säuberte sie, tat in jedes ein Blatt Papier und klebte die Gläser auf meinen Rücken. Bereits nach einer Viertelstunde stellte sich der erste Erfolg ein: ich hatte aufgehört zu husten.

Aber mein lieber Nachbar Boris, das größte Klatschweib der Krankenstube, hinterbrachte dem Arzt meine unerlaubte Behandlungsmethode. Dieser war außer sich vor Zorn, nannte uns abergläubisch und Ketzer und fragte, ob wir uns eigentlich noch im Mittelalter befänden. Der Pole wurde in

eine andere Abteilung versetzt und ich mußte versprechen, nie wieder Altweibermethoden anzuwenden.

Ich sollte jedoch schon bald erneut darauf zurückgreifen. Ich erinnerte mich nämlich plötzlich an den französischen Kommunisten Germain Auboiroux, der immer in einem weiten, aber nur knapp bis an die Oberschenkel reichenden Mantel im Lager umherlief — alle Kommunisten unter den Häftlingen hatten sich auf solche Mäntel versteift —, die Taschen vollgestopft mit kleinen Holzkohlestückchen, die er an alle verteilte, die an Durchfall litten. Michelet schwört darauf, daß sie ihm Heilung gebracht haben. Ich bat den Marquis Pallavicini anläßlich eines Besuches an meinem Krankenbett, mir etwas davon zu besorgen. Es schmeckte scheußlich, aber ich schluckte tapfer Stückchen für Stückchen hinunter.

Die amerikanische Krankenschwester, ein hübsches blondes Mädchen aus Vermont mit roten Wangen, die von morgens bis abends ohne Unterlaß lächelte und uns jedesmal einen flüchtigen Blick auf ihren Busen ermöglichte, wenn sie sich über uns beugte, da ihre Bluse nicht richtig schloß, brachte mir nach wie vor regelmäßig das Essen. Man mußte annehmen, daß sie weder bemerkte, was mit mir los war, noch den Gestank um mich herum wahrnahm. Anfangs kamen mir die Omeletts, Würstchen, das schneeweiße Brot, das duftende Fleisch und die Marmelade wie Köstlichkeiten vor, die man geradewegs aus dem vor dem Krieg sehr bekannten Berliner Luxusrestaurant Horcher herbeigeschafft hätte. Je mehr jedoch mein Fieber stieg, meine Lippen austrockneten und ich mich ruhelos von einer Seite auf die andere wälzte, um so größer wurde meine Abscheu vor allem Eßbaren. Und wenn ich dann zusehen mußte, wie Boris alle diese für mich bestimmten Herrlichkeiten verzehrte, wurde mir nur noch schlechter.

„Ist das alles, was Sie mir bringen?“ fuhr ich das arme Mädchen an, die mich dann jedesmal entgeistert anstarrte, als ob ich nicht mehr ganz zurechnungsfähig wäre.

Jim Ortoleva besuchte mich manchmal und brachte mir

Schokolade, Vitamine und Zigaretten mit. In den nachfolgenden zwanzig Jahren unserer Freundschaft hat er mir verschiedentlich gebeichtet, daß ihm der Gestank in unserem Krankenzimmer regelmäßig den Magen umgedreht habe.

„Du mußt dort doch regelrecht erstickt sein", sagt er heute. „Und, um ehrlich zu sein, du kamst mir vor wie einer der Toten, die wir zusammen vor dem Krematorium fotografiert hatten."

Jim machte sich viele Gedanken um meine Kamera. Er schlug mir vor, sie für mich in Verwahrung zu nehmen, doch davon wollte ich nichts wissen. Ich gestehe, daß ich nicht ganz an seine edlen Motive glaubte — ich hatte zu viele Machiavellis im Lager erlebt. Später habe ich mich geschämt, denn Jim war wirklich nur an unseren gemeinsamen Fotos interessiert und nicht zu unrecht besorgt, einer meiner Nachbarn könne mir den Apparat entwenden. Jim war wirklich ein prächtiger Kerl! Er verließ Dachau, bevor ich wieder gesund war, doch dafür opferte er mehrere Stunden seines kostbaren ersten Paris-Aufenthaltes, um dem türkischen Botschafter, Numan Menemencioglu, bei einer Vorsprache meinen Fall darzulegen.

Ich starb fast vor Durst. Dauernd verlangte ich nach Orangensaft und jedesmal bat ich Jim um ein paar Dosen. Er tat alles, was in seinen Kräften stand, aber aus irgendeinem geheimnisvollen Grund gab es im ganzen Lager nicht einen einzigen Tropfen Orangen-, Zitronen- oder Pampelmusensaft. Auch das amerikanische System konnte einmal schlecht funktionieren — dafür konnte man soviel Tomatensaft bekommen, wie man wollte. Verstohlen stellte Jim den Tomatensaft auf meinen Nachttisch und vertröstete mich auf später. „Tomatensaft ist sehr gut für dich", versicherte er mir. „Und auch typisch amerikanisch."

Das änderte jedoch alles nichts. Ich wollte Orangensaft, und die rotbedruckten Tomatensaftdosen machten mich beinahe noch kränker. Dafür nahm sich Boris ihrer an, sobald Jim gegangen war. Mir scheint, er sammelte sie geradezu.

Dank Jim verfügte ich über einige Ausgaben von „Life“ mit Berichten und Fotos über die Kriegsfronten und auch über die Konzentrationslager. Die Berichte waren in einem komfortablen, mit Klimaanlage versehenen Büro entstanden und trugen keineswegs dazu bei, meinen Glauben an die journalistischen Fähigkeiten der Amerikaner zu festigen. Das hat sich übrigens auch in den letzten zwanzig Jahren keineswegs geändert. Aber es kam uns gar nicht so auf diese Pseudo-Berichte an. Die Zeitschrift wanderte von Hand zu Hand durch das Krankenzimmer. Was uns nämlich viel mehr interessierte, waren die Anzeigen.

Konnte es eigentlich noch eine solche Welt geben? Eine Welt ohne Ruinen, wo man Autos, Waschmaschinen, Seife und Süßigkeiten kaufen konnte; wo man nicht nur Artikel zum Verkauf bereithielt, nein, die Händler mußten ihre Ware sogar anpreisen, damit sie überhaupt verkauft wurde! Und wir hier in dieser Hölle, verwahrlost, stinkend, sahen auf einmal eine neue Welt mit Hilfe dieser farbenprächtigen Bilder vor uns. Ein Land des Überflusses tat sich vor uns auf. Die amerikanischen Soldaten hatten also doch nicht übertrieben, es war die reine Wahrheit! Viele von uns in diesem Krankenzimmer starben vor ihrer Entlassung, aber bevor sie ihren letzten Atemzug taten, hatten sie wenigstens durch Jims Zeitschriften die Chance gehabt, frohen Mutes in eine glücklichere Welt zu schauen, und wenn sie auch nur für kurze Zeit mit dem Amerika ihrer Träume in Berührung kamen.

Wie es der Russe vorausgesagt hatte, überstand mein Nachbar zur Rechten diese Nacht nicht. Aber auch in anderen Ecken hauste der Tod: neben der Tür, in den Betten entlang der Wand, auf dem Operationstisch. Ich hatte einmal Hunderte von Toten vor dem Krematorium fotografiert und selbst, ohne mit der Wimper zu zucken, Köpfe, deren Gesichtszüge schon durch die beginnende Verwesung unkenntlich wurden, besser ins Licht gerückt, um gute Aufnahmen zu erzielen. Aber hier, beim Anblick der weißen Bettücher, die man wie Grabtücher über die Gesichter der Toten zog, packte

mich das Grauen. Mit jedem dieser Toten starb ein Teil von mir, ein Stück Hoffnung auf baldige Genesung, etwas von meiner Zuversicht.

Eines Tages legte man einen neuen Patienten in das Nachbarbett, einen kleinen rothaarigen Juden aus Warschau, fast noch ein Kind. Er hieß Moses oder besser gesagt Moishe, und das einzige weitere Merkmal für seine Identität schien die Nummer, die man in Auschwitz auf seinen linken Arm eintätowiert hatte. Sein Zustand war mitleiderregend. Bei ihm war es nicht Typhus — das hatte er bereits hinter sich —, sondern eine generelle körperliche Erschöpfung, Tuberkulose, Asthma, organische Störungen und ein krankes Herz. Er wechselte nur wenige Worte mit mir, die restliche Zeit schlief er oder er war bewußtlos. Er verweigerte jegliche Nahrungsaufnahme, so daß man ihn künstlich durch die Nase ernähren mußte.

Der Junge war im Getto aufgewachsen. Durch ein Wunder hatte er überlebt, weil eine polnische Familie ihm Obdach gewährte. Während der Schlacht um Warschau war er in die Hände der deutschen Armee gefallen und der Gestapo übergeben worden. Die nächsten Stationen hießen Auschwitz und Maidanek, doch unter dem Druck der Ereignisse angesichts der heranrückenden sowjetischen Truppen konnte er der Gaskammer entrinnen. Seine Eltern, drei Schwestern und zwei Brüder entgingen diesem Schicksal jedoch nicht.

Nachdem man ihn hier und da herumgestoßen hatte, landete Moses schließlich in Dachau. Dreißig Tage lang war er im Güterwagen unterwegs gewesen. Dreißig Tage ohne Wasser und Brot, begraben unter den Körpern seiner Leidensgenossen. Wie durch ein Wunder hatte man ihn lebend hervorgezogen und ihn, sobald es möglich war, ins amerikanische Lazarett geschafft.

Laut Boris' Prognosen würde er das kommende Wochenende nicht mehr erleben, aber der kleine Jude verfügte über erstaunliche Widerstandskräfte. Es muß allerdings gesagt werden, daß das ganze Personal, Ärzte, Krankenschwestern

und Wärter, entschlossen war, komme was wolle, dieses kleine Leben zu retten. Daraus wurde geradezu eine Prestigefrage, so ähnlich wie etwas, von dem man den Ausgang eines Krieges abhängig macht. Tag und Nacht lösten sich die Wachen an seinem Bett ab. Besondere Medikamente wurden aus München herbeigeschafft. Man gab ihm alle möglichen Spritzen und schließlich konsultierte man noch einen Stabsarzt aus dem Hauptquartier. Einer der Lazarettärzte verschrieb sich ganz und gar dieser Aufgabe. Man hätte denken können, Moses wäre sein jüngerer Bruder. Ständig hatte er ein Auge auf ihn, kontrollierte regelmäßig die Instrumente, beobachtete seine Atmung und versuchte, ihn dazu zu bringen, etwas Bouillon zu sich zu nehmen. Irgend jemand hatte sogar etwas Eis auftreiben können, womit man ihm die Schläfen kühlte.

Doch das Lebenslicht des kleinen Juden verlöschte unaufhaltsam wie der Docht einer Kerze, deren Wachs aufgezehrt ist. Zum Schluß begann er mit heiserer Stimme zu singen. Eine monotone Melodie, doch die Worte enthielten seine ganze Lebensgeschichte. Er sprach Jiddisch, doch ich verstand beinahe alles und den Rest erriet ich. Moses erzählte darin von seiner Kindheit, den ersten Schultagen, den Purim-Ferien, von den Kuchen, die seine Mutter gebacken hatte; er sprach vom Getto und wie er dort Brot für seine Angehörigen gestohlen hatte, von den Bombenangriffen und dem Verstecken. Er versuchte, den Klang der Maschinengewehre zu imitieren, die Schüsse der SS-Männer. Und plötzlich schrie er auf: „Paß auf! Die Bomben!“

Es wurde ständig schlimmer. Jede halbe Stunde mußte die Krankenschwester nach ihm sehen, weil er sonst die Röhrchen, die ihm Traubenzucker zuführten, herausgezogen hätte. Wegen seines kranken Herzens konnten sie ihm kein Morphium mehr geben.

Dann schrie er mit einemmal dauernd „Mamuschka“, das jiddische oder polnische Wort für Mutter. In regelmäßigen Abständen rief er nach ihr, erst ganz leise, dann lauter und

immer lauter, bis seine Stimme wieder in einem Murmeln erstarb. Nach einer langen Pause begann er erneut. Immer wieder verlangte er nach seiner „Mamuschka", bis dieses „Mamuschka" geradezu in ein Weinen überging mit jedem Atemstoß, der seinen kleinen Körper erschütterte. So ging es stundenlang, außer wenn er vor Erschöpfung in einen dumpfen Schlaf fiel. Doch das dauerte nie lange.

So ging es zwei Tage und zwei Nächte. Am schlimmsten war es nachts. Ich weiß nicht, ob die Kranken in den entfernter liegenden Betten schlafen konnten, aber wir in den Nacharbetten taten kaum ein Auge zu. Selbst wenn es für eine Weile ruhig war, hing dieses „Mamuschka" noch in der Luft, hallte in unseren Ohren und rührte an unsere Herzen. Die Krankenschwester versuchte, ihn zu beruhigen, indem sie ihn glauben machte, sie sei die Mutter, nach der er so verlangte. Bei jedem „Mamuschka" überlief mich eine Gänsehaut, denn es war mir, als sähe ich seine Mutter in der schalldichten Zelle vor mir, kahlgeschoren und nackt, ein Handtuch und ein Stück Seife in der Hand. Ich verspürte förmlich den Geruch der Zyklonbombe, hörte das Gas langsam durch die Maueröffnungen zischen. Dann sah ich seine „Mamuschka", ausgelöscht und nicht einmal mehr eine Nummer, auf dem Stapel der Leichen vor dem Brennofen liegen.

In der zweiten Nacht packte mich die Angst. Ich versteckte mich unter meiner Decke, um diesem „Mamuschka" zu entgehen, das uns alle so hartnäckig und erbarmungslos verfolgte und an unseren Nerven zerrte. Boris war es, der schließlich lauthals schimpfte: „Kann dieser verdammte Dreckjude denn nicht endlich aufhören?"

In meinem Inneren wünschte ich mir dasselbe, was Boris so gotteslästerlich laut hinausschrie. Es waren nicht einmal sosehr die Klagelaute, die mich verrückt machten, sondern die entsetzliche Vorstellung, daß neben mir der Tod wartete, dort, zwischen unseren beiden Betten. Er wartete nur darauf, den kleinen Juden zu holen. Aber der Tod mochte seine Geduld verlieren und sich für jemand anderen entschließen.

Als der Morgen dämmerte, wurde Moses stille. Er war bewußtlos, und nur von Zeit zu Zeit sprach er ganz ruhig und bestimmt im Delirium das Wort „Hunger", dann „Zug" und wieder „Hunger". Er versuchte sogar sich aufzurichten, als ob er bereits aufstehen könnte.

Bei der letzten Runde in dieser Nacht hatte ihm die Schwester ein Fieberthermometer in den Mund gesteckt. Einige Sekunden später hörte ich das Knirschen von Glas. Der kleine Jude hatte in das Thermometer wie in eine Pfefferminzstange hineingebissen, vielleicht in der Vorstellung, daß man ihm nach dreißig Tagen in dem verfluchten Zug den ersten Bissen Brot reichte. Glassplitter, vermengt mit dem Blut, das aus seinem Mund rann, rissen seine Lippen auf. Doch er hörte bald auf zu kauen, das Glas hatte er mit den Zähnen zermalmt.

Ich verständigte die Schwester, die sofort losrannte, um den Arzt zu holen. Im Schlafanzug stürzte der junge Arzt herbei, der sich immer so um Moses gekümmert hatte. Er gab ihm sofort eine Spritze und wischte ihm das Gesicht mit Watte ab, aber er brachte es nicht fertig, den Mund des Jungen zu öffnen. So setzte er sich auf einen Stuhl und wartete auf die Wirkung der Spritze.

Aber es war zu spät. Er massierte das kleine Herz des Jungen, machte ein paar andere verzweifelte Anstrengungen. Plötzlich verlor er seine Selbstbeherrschung, riß wie ein Verrückter die Tabelle vom Fußende des Bettes, zerriß sie in kleine Fetzen und warf sie auf den Fußboden. Das gleiche tat er mit der Spritze, die er eben benutzt hatte, und dem Wattebausch, den er noch in der Hand hielt.

Viele Jahre später wurde ich Zeuge einer ähnlich tiefen Hoffnungslosigkeit. Es war bei einem Fußballspiel in Yale. Der Trainer der Mannschaft, die das Spiel im letzten Augenblick verloren hatte, ließ seinen Gefühlen freien Lauf, indem er seine Pfeife und seinen Mantel seinen ohnmächtigen Zorn fühlen ließ.

Nur daß der junge Arzt in Dachau weinte.

Ein anderer junger Arzt, der gerade erst die Universität verlassen hatte und seine ersten praktischen Erfahrungen in Dachau sammelte, war unsterblich verliebt in eine der Krankenschwestern. Sie hieß Carol, eine attraktive Blondine, die oft an mein Bett kam und sich mit mir unterhielt, weil sie sich schrecklich für die Pariser Frauen interessierte. Eines Tages machte ich ein Foto von Carol. Der junge Arzt, der ihr wie ein Schatten folgte, bat mich flehentlich um den Film. Er ließ eine Zehn-Dollar-Note unter meinem Kopfkissen verschwinden und kam jeden Morgen und Abend bei mir vorbei, um sich zu vergewissern, daß der Film noch in meiner Kamera war. Er wollte ihn selbst im Labor der Armee entwickeln, doch ich ließ ihn warten. Er war ein netter junger Mann und so unschuldig und romantisch wie ein Schuljunge. Es störte ihn gar nicht, vor aller Augen in die Knie zu gehen und Carol mit heißen Liebesschwüren anzubeten oder ihr mit seinem Brooklyner Akzent Lieder wie „South of the Border“ und „Parlez moi d'amour“ zu singen. Sie fühlte sich sehr geschmeichelt über seine Aufmerksamkeit, aber deshalb war sie noch längst nicht bereit, ihm nachzugeben. Schließlich kam in Dachau auf eintausend amerikanische Soldaten nur eine Frau, und Carol zog es vor, sich ihre Chancen nicht durch einen einzigen Mann verderben zu lassen.

Dann wäre noch unser Sergeant zu erwähnen, der für Personalangelegenheiten und den Speiseraum verantwortlich war. Er betrachtete den Krieg, Dachau und das Lazarett als eine einzige Quelle der Heiterkeit. Morgens um 6 Uhr stürmte er in unser Krankenzimmer, weckte jeden mit einem Gong auf, verkündete laut die neuesten Nachrichten und teilte uns mit, ob er in der vorigen Nacht beim Kartenspiel gewonnen oder verloren hatte. Eines Morgens kam er auf einen glänzenden Einfall: er weckte uns lautstark, indem er sämtliche sechs Patronen seines Dienstrevolvers abfeuerte. Er war mit dem Ergebnis so zufrieden, daß er das Experiment am folgenden Tag wiederholte. Man kann sich unsere Reaktion vorstellen und was es für uns nach vielen Jahren harter

Gefangenschaft hieß, morgens durch eine Salve von Pistolenschüssen aus dem Schlaf gerissen zu werden. Aber wir beschwerten uns nicht, denn wir wußten, daß es sich dabei um einen alten amerikanischen Brauch handelte.

Mein Befinden verschlechterte sich zusehends. Das Fieber stieg gefährlich an und ich konnte mich vor Schwäche kaum noch bewegen. Der ewige Durst machte mich ganz verrückt. Man hatte mir eine der ersten, gerade im Lager eingetroffenen Penizillinspritzen verabreicht. Wegen meines angegriffenen Herzens erhielt ich bald andere Spritzen. Soweit ich mich erinnere, handelte es sich dabei um Kampferöl.

Langsam verschwamm alles vor meinen Augen. Boris, die Krankenschwester, die Ärzte und Wärter, sie alle geisterten nur noch als Schatten durch meine Alpträume. Dann stürzte ich plötzlich in rasender Geschwindigkeit ins Nichts, wie jemand, der vom Dach eines Wolkenkratzers in die Tiefe fällt. Vergeblich versuchte ich, mich an den Wänden festzuhalten. Ich fiel und fiel, prallte auf dem Bürgersteig auf, schwebte erneut im Dunklen — und plötzlich vernahm ich in weiter Ferne ein Singen und ich dachte an meine Mutter, meinen Vater und an ein Mädchen, das vielleicht in Budapest auf mich wartete.

Ich kehrte in die Wirklichkeit zurück. Es mußte schon nach Mitternacht sein, denn die Nachtschwester machte gerade ihre Runde. Alle schienen zu schlafen. Ich beschwor sie, den diensthabenden Arzt zu rufen. Als er kam, erkannte ich meinen Freund, den liebeskranken Lothar.

„Doktor, ich verspreche Ihnen, ich werde hundert Fotos von Ihrem Mädchen machen, nur für Sie allein, sobald ich wieder aufstehen kann. Aber helfen Sie mir um Gotteswillen, denn mein Herz macht nicht mehr mit. Wenn Sie mir nicht helfen, ist es aus mit mir."

Er beruhigte mich, so gut er konnte, und kam mit einer Spritze zurück. „Das ist zwar auf Ihrer Tabelle nicht vorgesehen, aber das tut nichts zur Sache. Ich werde Ihnen trotzdem eine weitere Penizillinspritze zu geben."

Ich zählte meine Herzschläge. Wenn dies der Tod war, so war es eigentlich recht lustig, Karussellpferde drehten sich fröhlich im Kreis. Das Karussell selbst war weiß und blau. Dann sah ich eine Frau — war es ein Mädchen, das ich einmal geliebt hatte oder von dem ich träumte? Sie rief mir etwas zu, lächelte und winkte mir zum Abschied ... dann fiel ich in tiefen Schlaf.

Am nächsten Morgen spürte ich die wärmende Sonne, die durch das schmutzige Fenster auf mein Bett fiel. Ich mußte stark geschwitzt haben. Das war ein gutes Zeichen. Das Fieber war zurückgegangen und ich hatte zum erstenmal wieder Appetit. Zum Nachsehen von Boris, der seinen Augen kaum traute, verzehrte ich mit Genuß meine Portion Eier und schlürfte meine Milch. Es schmeckte köstlich. Ich spürte, daß es aufwärtsging.

Als ich sechs Jahre später im Flughafen von Montreal wartend auf und ab ging, hörte ich einen Lautsprecheraufruf für Sir Alexander Fleming. Ich wußte sofort, daß es sich um den berühmten Wissenschaftler handelte. Nachdem er dem Aufruf gefolgt war, ließ er sich allein an einem Tisch in der Nähe der Bar nieder.

Obwohl ich mir darüber klar war, daß er mich vielleicht für verrückt halten würde, nahm ich all meinen Mut zusammen und ging auf ihn zu. Ich stellte mich mit wenigen Worten vor und erzählte ihm dann die Geschichte mit der Penizillinspritze im amerikanischen Militärlazarett von Dachau. Anfangs hörte er nur mit halbem Ohr zu, doch sein Interesse wuchs zusehends und zum Schluß war er ganz fasziniert.

Ich habe gehört, daß der Erfinder des Penizillins keinen persönlichen Anteil an den Millionengewinnen beanspruchte, die diese Arznei der pharmazeutischen Industrie eingebracht hat. Und deshalb stelle ich mir gerne vor, daß meine kleine Geschichte und meine wenigen Dankesworte Sir Alexander Fleming so glücklich gemacht haben, als ob ich ihm eine Million Dollar geschenkt hätte.

13

Die Flagge

Es ist bekannt, daß die Cowboys im Westen Amerikas ihren Viehherden ein Zeichen einbrennen. Das gleiche System wandte Hitler bei den Häftlingen in den Konzentrationslagern an. Doch die eingebrannte Nummer allein reichte nicht, die Häftlinge wurden zusätzlich in einzelne Kategorien eingestuft, damit sie auf gar keinen Fall in die falsche Gruppe gerieten.

Jeder von uns trug ein farbiges Dreieck. Die Farbe bezeichnete die Art des uns angelasteten Verbrechens, der aufgedruckte Buchstabe war der Anfangsbuchstabe unseres Heimatlandes. Diese Identifizierungsmethode war zugleich symbolhaft. Hitler sah in uns nichts weiter als eine menschenunwürdige Masse, so wie der Stier, gleichgültig welches Brandzeichen er trägt, eben nur ein Stier für den Cowboy ist.

Zugleich wurde Hitlers Standpunkt deutlich: wir sollten begreifen, daß wir keine Europäer mehr waren und keine Heimat mehr besaßen, daß es für uns keine eigene Flagge und keine Nationalität mehr gab, weil Europa von nun an Hitlers Europa war. Hier die Deutschen — seine Deutschen, und da die anderen, die restliche Welt. Dazu zählten auch wir.

Wenn Hitler auch große Erfolge mit seinen technischen

Experimenten verbuchen konnte, wie etwa mit dem Bau der Autobahn, der Konstruktion des Volkswagens oder dem Berliner Flughafen Tempelhof, der heute noch von beispielhafter Modernität ist — seine sozialen und politischen Lehren besaßen ebensowenig bleibenden Wert wie seine militärischen Siege.

Wir waren uns bereits vor der Befreiung einig, daß wir dieses uns auferzwungene Zeichen nie ablegen wollten, Dachau sollte ein einmaliges Symbol werden, hier sollte das Prinzip der Brüderlichkeit gepflegt werden. Alle sollten gleich sein, es sollte keine chauvinistischen Widersprüche mehr geben. Keiner von uns sollte mehr über die besonderen Verdienste der Armee seines Landes, die Vorzüge der Küche in seiner Heimat oder die Liebesglut seiner Frauen und Mädchen streiten. Dachau sollte unser aller Geburtsort sein, unser einziger Paß, der Deportiertenausweis, nur eine Parole gelten: „KZ". Wir würden die weiße Flagge zu der unseren machen, nämlich die Flagge der Niederlage unserer Mörder. Nur das Sternenbanner unserer amerikanischen Befreier würden wir daneben dulden. Weithin sichtbar sollten beide über dem Lager wehen.

Es kam, wie es kommen mußte — die ersten Tage dieser Brüderrepublik Dachau unter amerikanischem Protektorat räumten gründlich mit diesen Illusionen auf, so wie der Wind von Rußland nach Süden weht und die letzten toten Blätter bis zum Bosporus vor sich hinträgt. Das Internationale Komitee, das sich selbst zur „Regierung" erhoben hatte und das Versprechen abgab, diesen utopischen Traum zu verwirklichen, sah sich bald Unstimmigkeiten in den eigenen Reihen gegenüber. Dagegen mußten die Meinungsverschiedenheiten im Sicherheitsrat der UNO ein Kinderspiel sein. Der Sowjetgeneral entdeckte überall und nirgends Klassenfeinde — das wollte er natürlich bezwecken —, aber den meisten Ärger machten die Österreicher, die den Ausschluß aller deutschen Mitglieder forderten.

Der gegenwärtige Lagerkommandant, ein amerikanischer

General, war stets von seinen eigenen Dolmetschern umgeben, die seine Anweisungen ins Deutsche übersetzten. Michelet sprach uns allen aus dem Herzen: es sei eine Zumutung, daß die Amerikaner jetzt auch noch die Sprache benutzten, die für uns alle zum Symbol der eben erst entronnenen Sklaverei geworden war. Der Kommandant gab nach und versprach, von jetzt an nur noch Englisch und Französisch zu gebrauchen. Eine Lappalie vielleicht, wie Edmond Michelet sagte, aber zur gleichen Zeit stritten sich ja auch in San Francisco die Delegierten bei den Vereinten Nationen ebenfalls über Kleinigkeiten bei der Abfassung der Charta der Vereinten Nationen.

Die Litauer, Esten und Letten wollten ebenfalls im Internationalen Komitee vertreten sein. Ich hätte mich nicht einmal gewundert, wenn auch noch ein Vertreter der SS in das Komitee aufgenommen werden wollte. Jedenfalls sollte der Deutsche Oskar Müller Mitglied werden. Er war ein zuverlässiger Mann, der vielen Komiteemitgliedern geholfen hatte. Die meisten Häftlinge sahen in ihm jedoch lediglich den Kapo. Der russische General dagegen wehrte sich entschieden gegen die mögliche Aufnahme von Letten und anderen Balten. „Diese Länder gibt es nicht mehr“, wandte er ein. „Es gibt nur noch ein Land — die vereinte und unteilbare Union der Sowjetrepubliken.“

Das überzeugte die anderen Komiteemitglieder jedoch wenig, und so suchte er die Unterstützung des amerikanischen Generals, der sich sofort auf seine Seite stellte. Dafür gab es eigentlich nur zwei Erklärungen: entweder tat er es, weil die Amerikaner damals noch allen Wünschen der Sowjets nachkamen oder weil er nicht die geringste Ahnung hatte, was Litauen und Estland eigentlich waren.

Am Tag nach der Befreiung stürzte ein leichenblasser Michelet in die Versammlung des Komitees. Wild gestikulierend berichtete er, daß überall im Lager die Flaggen der „Vier Großmächte“ wehten.

„Und was muß ich sehen? Die amerikanische, die eng-

lische, die russische und — die chinesische Flagge! Nichts gegen die Engländer, obwohl es im ganzen Lager keinen einzigen echten britischen Häftling gibt — aber was zum Teufel hat die chinesische Flagge dort zu suchen?" Als guter Schüler General de Gaulles, unter dem er später Minister wurde, bestand Michelet selbstverständlich darauf, daß nur Frankreich als vierte Großmacht in Frage käme.

Unser „Propagandaminister" Ali Kuci hatte auch seine Sorgen. Im Lager schwirrten zahllose Flugblätter umher, meist kommunistische. Eines jedoch war allen gemeinsam: jede Gruppe behauptete von sich, daß nur ihr Land oder ihre Partei den Krieg wirklich gewonnen hatte, während alle übrigen für die Missetaten der Nationalsozialisten mitverantwortlich gemacht werden müßten. Dem amerikanischen Kommandanten wurde dieses Geschreibsel bald zu dumm, und so wurde eine Zensur für jedes Flugblatt eingeführt. Nun wußten wir, welches Geschenk uns die Befreier gemacht hatten: das Recht, nur zu sagen und nur zu schreiben, was die amerikanische Armee für richtig hielt.

Die französische Trikolore erhielt ihren eigenen Ehrenplatz in der Reihe der vier anderen Flaggen, doch dies war erst der Auftakt im sich anbahnenden Flaggenkrieg. Die Polen hatten heimlich Hunderte von Flaggen in ihren Nationalfarben angefertigt, und es dauerte nicht lange, da glich das ganze Lager einem rotweißen Fahnenwald. Überall flatterten ihre Fahnen, Wimpel und Standarten. Aber die polnischen Häftlinge waren damit noch längst nicht zufrieden. Sie stritten sich untereinander, denn die einen wollten den traditionellen Reichsadler, die anderen den Roten Stern als Emblem. Die Jugoslawen spalteten sich ebenfalls in zwei Lager. Die einen waren Anhänger Titos, die anderen stimmten für Mihailowitsch. Bei den Italienern war die Sache noch komplizierter. Sie begnügten sich nicht mit einer Flagge, sondern bestanden auf der „bandiera rossa", der „tricolore republicano", dem „stemma dei Savoia" und sogar auf der gelbweißen vatikanischen Flagge mit den Schlüsseln des Petersdoms.

Am 1. Mai beherrschten die roten Fahnen die Szenerie. Es war der erste Feiertag nach der Befreiung. Jedermann erklärte sich mit den Kommunisten solidarisch und marschierte bei der Parade mit, sehr zum Ärger des Kommandanten. Da es aber noch zu lang bis zum amerikanischen Nationalfeiertag am 4. Juli dauerte, entschloß er sich, jedes künftige Vorrücken der amerikanischen Truppen, den Tag der deutschen Kapitulation in Reims, den Himmelfahrtstag, sämtliche Geburtstage seiner Stabsoffiziere und sogar den Jahrestag von Lafayettes Treffen mit Washington zum offiziellen Feiertag zu deklarieren.

Mein getreuer Iwan hatte eine Gruppe von rund dreißig russischen Häftlingen aus dem Kaukasus und Turkestan um sich geschart, die alle wie besessen waren von dem Gedanken, die Amerikaner könnten sie dazu zwingen, in die Sowjetunion oder in die von der Roten Armee besetzten Gebiete zurückzukehren. Zu den Russen kamen noch einige Levantiner, zwei oder drei Rumänen und einige Bulgaren hinzu. Wir überlegten, ob wir nicht aus ihnen ein türkisches Komitee bilden könnten. Dann wären wir berechtigt, ebenfalls eine Vertretung unseres Landes im Komitee zu beantragen und sie auf diese Weise möglicherweise zu „repatriieren". Iwan hatte sogar bereits aus dem Erlös einer nächtlichen Beute schimmernde seidige Armbinden machen lassen.

Auf einmal gab es jetzt viele Türken in Dachau. Dabei war ich der einzige wirkliche türkische Häftling und obendrein zutiefst beschämt, daß mein Land sein Wort gebrochen und seine Verbündeten im Stich gelassen hatte, um sich auf die Seite der Nationalsozialisten zu stellen.

Unter Atatürk wäre das nie passiert. Er gehörte zu den Vätern des Balkanpaktes und stellte die kollektive Sicherheit über alles. Man kannte seine Abneigung gegen jede Art von Diktatur. Obwohl er ein glorreicher Feldmarschall war, erschien er bei offiziellen Anlässen nie in Uniform, weil er den Einfluß der Armee dämpfen wollte. Nur einmal, als Mussolini eine zu kriegerische Rede hielt, hatte er den italienischen

Botschafter zu sich gerufen und ihn in seiner Paradeuniform mit sämtlichen Auszeichnungen empfangen. „Richten Sie Ihrem Regierungschef aus, daß er nur mit solchen Reden fortzufahren braucht, wenn er mich gerne so sehen möchte, wie Sie mich jetzt sehen."

Atatürk konnte sich einfach nicht vorstellen, wie ein normaler Mann ohne Tabak und Alkohol auskommen sollte. Hitler nannte er den „Charlie Chaplin aus dem Waisenhaus". Er hätte ihm bereitwilliger als Daladier oder Chamberlain den Krieg erklärt, seine Nachfolger jedoch hielten sich lieber zurück. Seit dem Ende der despotischen Dynastie der Ottomanen wurde die Türkei von Generalen regiert. Die einzige Ausnahme war die Präsidentschaft von Celal Bayar mit Menderes als Premierminister. Das kam sie teuer zu stehen, denn man hängte Menderes, und Bayar entging dem Henker nur, weil er alt und krank war. Weil das türkische Militär noch immer unter dem Einfluß des lange Zeit exerzierten preußischen Drills stand, war die Bewunderung für das Dritte Reich grenzenlos. Als ich noch als Korrespondent für den Nachrichtendienst der türkischen Regierung in Berlin tätig war, ärgerte ich mich mehr über unseren türkischen Botschafter, den General Gerede, der morgens nach dem Aufstehen eine Verbeugung in Richtung Reichskanzlei machte wie ein guter Moslem gen Mekka, als über Goebbels.

Sogar die Lagerwachen waren überzeugt, daß mich die türkische Regierung der Gestapo ausgeliefert habe, um einen unbequemen Journalisten loszuwerden, der sich gegen ihre freundliche Politik gegenüber dem Dritten Reich wandte. Die Gestapo wollte mich jedoch davon überzeugen, daß ich meine Verhaftung einem Mitglied des türkischen Nachrichtendienstes zu verdanken hätte. Als Beweis zeigte man mir einige Dokumente. Ich bin dieser Angelegenheit jedoch nie nachgegangen, weil ich mir vorgenommen habe, einen politischen Gegner nicht zu denunzieren. Der ehemalige Nachrichtenmann kam bei einem Flugzeugunglück ums Leben, als er gerade eine Reise mit Präsident Menderes unternahm. Es gibt

Zufälle im Leben, die einen an Wunder glauben lassen.

Der Botschafter General Gerede hatte der türkischen Regierung das persönliche Ersuchen Hitlers übermittelt, mich aus Berlin abzuberufen, und seine eigene Zustimmung und Freude darüber nicht verhehlt. Gott sei Dank gab es noch jemanden, der die Bewunderung seines Kollegen für alles, was die deutsche Armee betraf, nicht teilte: den damaligen Generalstabschef Marschall Fevzi Cakmak, der ein getreuer Gefährte Atatürks war. Von ihm erfuhr ich, daß er jedesmal über meine Telegramme schmunzelte, besonders über die Schilderung von Botschafter Geredes vergeblichem Versuch, trotz seiner hochtrabenden Titel bei einer Reise nach Breslau im Juni 1941 ein Hotelzimmer zu bekommen. Die Stadt war nämlich voller Truppenverbände. Gerede hatte energisch protestiert, daß ein grüner Journalist es wagte, ihn lächerlich zu machen. Da man meine Nachricht lediglich als Bericht über das Mißgeschick eines ausländischen Diplomaten betrachtete, hatte das Kabel ungehindert die Zensur passiert. Der Marschall jedoch hatte verstanden, was ich damit eigentlich sagen wollte: Hitler bereitete einen Vormarsch seiner Truppen in Richtung Rußland vor. Dafür sprach, daß er ganze Divisionen von Calais nach Breslau verlegen ließ. Ich glaube sogar, daß der Marschall bei seinen Besprechungen mit den Stabsoffizieren über die Lage in Deutschland einige der von mir übermittelten Nachrichten verwandte. Diese Tatsache konnte einem zwanzigjährigen, unbesonnenen Journalisten schon zu Kopf steigen.

Trotz allem war ich nicht abgeneigt, mich für die Bildung eines türkischen Häftlingskomitees einzusetzen. Ali Kuci half mir dabei. Er wollte dafür sorgen, meine Landsleute zusammenzurufen, denn je mehr es wären, um so wichtiger würde sein eigenes, recht gemischtes Komitee. Ich hatte übrigens als sein „Propagandaassistent" schon mehr als genug zu tun.

Zuerst brauchten auch wir eine Flagge, und wenn sie nur dazu diente, um die ehrenwerte türkische Armee daran zu

erinnern, daß es besser wäre, gen Dachau zu marschieren, statt zu Hause zu hocken und Däumchen zu drehen. Für Iwan war es ein Kinderspiel, nachts die neueste, ganz mit goldenen Fransen verzierte russische Flagge zu stehlen. Wir besorgten noch eine zweite, so daß wir Stern und Sichel weiterbenutzen konnten. Der Hammer wurde herausgeschnitten und die Sichel so weit verlängert, daß sie in etwa dem türkischen Stern und Halbmond glich. Zwar sah die Flagge ziemlich zerzaust und fleckig aus, aber im Lager würde sich niemand darüber aufregen.

Am nächsten Vormittag marschierten meine dreißig Anwärter auf die türkische Staatsbürgerschaft in Reih und Glied vor mir auf. Die polnische Kapelle hatte uns ihre Hilfe zugesagt und spielte Mozarts „Türkischen Marsch", da ihr nichts anderes einfiel. Zu diesen Klängen hißten wir feierlich unsere Fahne. Die anderen Häftlinge und einige zufällig vorbeikommende amerikanische Soldaten sahen sich das Schauspiel an, klatschten und salutierten. In diesem Augenblick überquerte der russische General die Lagerstraße. Auch er blieb stehen und nahm Haltung an. Er konnte ja nicht wissen, woher wir unsere Fahne bezogen hatten.

Bevor der amerikanische Journalist Louis Lochner seinen Besuch in Dachau beendete und nach Paris zurückkehrte, bat ich ihn, ein ausführliches Telegramm in meinem Namen an den türkischen Präsidenten Inönü zu schicken. Ich kann mich heute nicht mehr an den genauen Wortlaut erinnern, aber das Original muß noch im türkischen Archiv zu finden sein. Ich habe etwa folgendes geschrieben: „Türkische Flagge weht über Konzentrationslager Dachau, wo ich noch immer bin. Ehre der glorreichen türkischen Armee, die unter Ihrem Befehl steht und die furchtlos, allen Gefahren trotzend, an dem gemeinsamen Kampf gegen Hitlers Tyrannei teilgenommen hat. Unsere Flagge weht in der Reihe der anderen . . ."

Inönü war als der „taube" Politiker von Ankara bekannt. Bei jeder Frage eines Politikers oder Diplomaten tat er erst einmal so, als ob er schwerhörig wäre, um eine Antwort zu

umgehen oder zumindest Zeit zum Nachdenken zu gewinnen. Auf diesen Aufruf hin blieb er jedoch nicht untätig. Er wandte sich an General Eisenhower mit der Bitte, ein Flugzeug der amerikanischen Luftwaffe von Paris nach Dachau zu senden, um mich unverzüglich aus dem Lager herauszuholen. Bevor ich Dachau verließ, warf ich noch einen langen letzten Blick zurück auf die rote Flagge mit dem Halbmond. Sie schien spöttisch zu flattern, als ob sie sich selbst darüber amüsierte, ausgerechnet über diesem Platz zu wehen.

INTERMEZZO IV

Dialog

Im ehemaligen Konzentrationslager Dachau wird der Besucher heute die Originalgebäude nicht mehr vorfinden, statt dessen gibt es jetzt zahlreiche religiöse Bauten, unter ihnen auch ein großes, schönes Gebäude des Karmeliterordens. Ich habe vergeblich herauszufinden versucht, ob dies alles dort steht, weil die Kirche ihre Unfähigkeit bereut, die Verbrechen nicht verhindert zu haben, die hier geschahen, oder ob die Deutschen damit ihre Reue beweisen wollen.

Wie dem auch sei, alle großen Religionen der Welt sind in Dachau durch eine Kirche, einen Altar oder durch ein Symbol vertreten.

Ich male mir manchmal nachts aus, wie sich die rivalisierenden Gottheiten in dieser verlassenen Steinwüste langweilen müssen, denn schließlich gibt es keine Opfer mehr, die sie um Hilfe anflehen könnten. Ich stelle mir dann ihre nächtlichen Dialoge vor.

GOTT DER JUDEN (bestens über internationale Affären orientiert), klagt: „Wie ich sehe, hat der Gott der Moslems jetzt auch seinen Platz in Dachau eingenommen. Das ist ein Skandal!"

GOTT DER MOSLEMS: „Was heißt hier Skandal? Unter diesen Häftlingen waren Kroaten, Aserbeidschaner, Mon-

golen und Albanier. Ich bin schließlich ihr Gott! Außerdem bin ich ein Gott der Stärke. Mir habt ihr es zu verdanken, daß die Lager befreit wurden, weil meine Soldaten in den Reihen der Sowjetarmeen kämpften. Du aber, Gott der Juden, bist machtlos. Du hast untätig zugesehen, wie deine Herde gehängt, vergast und verbrannt wurde. Hitler hat Millionen deines Volkes ausgerottet und mit der Zeit hätte er auch noch den Rest vernichtet. Gott der Juden, du hast nicht einmal einen Finger gerührt. Du solltest lieber verschwinden und dich verbergen, statt die Nachwelt an deine beschämende Unfähigkeit erinnern zu wollen."

GOTT DER JUDEN: „Ich darf und will Märtyrertum nicht verhindern, nein, ich belohne es sogar. Heute triumphiert mein Volk. Es ist in meinem Land, in Jerusalem. Dein Volk mußte fliehen. Aber wir sind schließlich nicht in Dachau, um über Dinge zu diskutieren, die irgendwo in der Welt geschehen. Ich vertrete hier diejenigen meines Volkes, die zu Unrecht niedergemetzelt worden sind. Du jedoch vertrittst die Henker, Gott der Moslems. Du warst mit den Mördern im Bunde."

GOTT DER PROTESTANTEN: „Ich bin für klare Ideen und für Logik. Laßt euch nicht von euren Gefühlen hinreißen! Wie könnte man einen von uns der Mithilfe an diesen Greueltaten anklagen? Allah erklärte keineswegs wie 1914 einen heiligen Krieg für den Sieg der Deutschen."

GOTT DER JUDEN: „Vielleicht nicht Allah, dafür aber sein Vertreter auf Erden, der Großmufti von Jerusalem, Hadji Amin El-Husseini, ein Freund Eichmanns und Ehrengast Hitlers, der Mann, der Goebbels in aller Öffentlichkeit umarmte und sich von Mussolini finanzieren ließ. Ein Mann, der 1944 über den italienischen Rundfunk die Moslems der ganzen Welt aufforderte, ‚für den Sieg von Hitlers Armee zu beten'. Er bat Hitler, drei Jahre lang jede weitere Auswanderung europäischer Juden zu unterbinden, weil sie sonst ‚Palästina übervölkern würden', und er war es auch, der sich für eine ‚Endlösung' aussprach. Die Endlösung bedeutete die

Gaskammer, und um ganz sicher zu gehen, hat er die Aufstellung besonderer SS-Einheiten aus freiwilligen Moslems betrieben und zeitweise sogar finanziert, zum Beispiel der kroatischen Division und der aus sowjetischen Deserteuren, aus Kalmücken, Mongolen und Kaukasiern gebildeten Division. Diese Einheiten taten sich durch ihre Erbarmungslosigkeit gegenüber der Zivilbevölkerung besonders hervor. Eine Zeitlang waren sie auch als Wachmannschaften in verschiedenen Konzentrationslagern. Der Mufti inspizierte persönlich die Todeslager und gratulierte den mohammedanischen Soldaten, daß sie so tatkräftig an der Ausrottung der Juden und anderer Ungläubiger mitwirkten."

GOTT DER MOSLEMS: „Das ist eine Verleumdung! Dann hätte man den Mufti als Kriegsverbrecher nach Nürnberg gebracht. Außerdem lebte er ruhig und zurückgezogen als Gast einer Widerstandsbewegung in einem Außenbezirk von Paris."

GOTT DER KATHOLIKEN: „Das ändert nichts an der Tatsache, daß die mohammedanischen Häftlinge in Dachau fast alle frühere SS-Verbrecher waren, Deserteure, die man einsperrte, weil sie Hitler nicht mehr die Treue hielten. Bei der Befreiung wurden meine Priester mit Ehren überhäuft. Im April 1945 befanden sich 1240 Geistliche in Dachau, und davon waren 95 Prozent Katholiken. Denkt nur einmal daran, daß fast jedes Buch über Dachau von einem katholischen Priester geschrieben worden ist!"

GOTT DER PROTESTANTEN: „Versuche nicht, uns mit Zahlen zu imponieren. Es gab bei der Befreiung lediglich deshalb noch so viele katholische Geistliche, weil man sie nicht wie die anderen Häftlinge systematisch ausgerottet hat. Sie führten ein bequemes Leben in ihrem Block, und von wenigen Ausnahmen abgesehen, ließen sie keinen anderen Häftling ein, der bei ihnen Zuflucht suchte. Da sie nicht arbeiteten und nicht mißhandelt wurden, konnten sie sich ganz auf das konzentrieren, was um sie herum vorging. Dann ist es leicht, großartige Bücher zu schreiben, während die anderen star-

ben. Dachau liegt in der Nähe von München, wo Kardinal Faulhaber residierte. Was hat er eigentlich unternommen? Er hat weder protestiert noch seine Gemeinde in einem Hirtenbrief aufgerufen, nach Dachau zu gehen und die Tore niederzureißen. Er ist nicht einmal persönlich nach Dachau gekommen, um das Schicksal der Mißhandelten zu teilen, die zu seinem eigenen Erzbistum gehörten. Komme mir nicht mit der Ausrede, der Kardinal sei machtlos gewesen. Er wußte genau Bescheid, denn sein Kanonikus Dr. Johann Neuhäusler, der als Häftling in Dachau lebte, hielt ihn stets auf dem laufenden. Hat er nicht für die Priesterweihe des Dekans von Münster, Karl Leisner, die dazu nötigen geistlichen Gewänder nach Dachau schicken lassen? Noch bis wenige Tage vor der Befreiung gelang es ihm, in all dem Chaos und der Not Wurst- und Schinkenpakete an Neuhäusler zu schicken, so daß die Bewohner des Ehrenbunkers genug zu essen hatten. Und wie war es möglich, daß Neuhäusler und der Bischof von Clermont-Ferrand aus dem inneren Lagerbezirk in den ‚Bunker' übersiedeln konnten, wo es ihnen weitaus besser ging und sie eine bevorzugte Behandlung genossen? Die Gestapo hat dem Kardinal Konzessionen gemacht! Hinter dem Kardinal stand nämlich der Papst, der nie ein Hehl aus seiner Sympathie für Deutschland und das autoritäre Regime gemacht hat. Im Jahre 1917, als er noch Nuntius in München war, versuchte er, die Mittelsmacht zu begünstigen, indem er einen für sie vorteilhaften Friedensschluß vorschlug. Denn er mußte die große katholische Nation Österreich-Ungarn für sich retten und Deutschland beschützen, das für ihn ein Bollwerk gegen die drohende Gefahr des Bolschewismus darstellte. Der Papst hat seine Taktik auch im zweiten Weltkrieg beibehalten. Als er ein Konkordat mit Mussolini unterzeichnete, machte er den Faschismus hoffähig, und 1942 brachte er es sogar fertig, den deutschen Außenminister Ribbentrop mit allen Ehren in einer Audienz im Vatikan zu empfangen. Man muß die Sympathie des Papstes für Hitler verstehen. Hitler war gebürtiger Katholik, wuchs als solcher

auf, und wie hätte man erklären sollen, daß er trotz einer soliden katholischen Erziehung ein solcher Sadist geworden war? Aus diesem Grund hat man ihn auch nie exkommuniziert. Das passiert dagegen heutzutage dem unbekanntesten Schuster in Neapel, der es wagt, bei den Wahlen für die kommunistische Partei zustimmen. Hitlers Sekretärin verbürgt sich dafür, daß er bis zu seinem Tod regelmäßig Kirchensteuern bezahlt hat. Er ist nie aus der katholischen Kirche ausgetreten."

GOTT DER KATHOLIKEN: „Ihr wendet alle die gleichen hinterhältigen Attacken an, die der historischen Wahrheit widersprechen. Ich lehne es ab, darauf zu antworten. Wie könnt ihr Protestanten es wagen, uns mit Steinen zu bewerfen? Mag Hitler auch als Katholik geboren worden sein, alles um ihn herum war protestantisch, denn die deutsche Seele ist protestantisch. Ein Beweis dafür sind seine Vorstellungen über die arische Rasse, die Männer, die ihn an die Macht brachten, die Institutionen und Traditionen, die Unterstützung der Kirche und die Welle des Antisemitismus. Hitler brauchte nur auf den Spuren von Martin Luther und Bismarck zu wandeln, der längst vor ihm zum Feind unserer Religion geworden war. Ihr habt ihn gewählt, eure Stimmen für ihn abgegeben, habt ihn geliebt und für ihn gekämpft und seid sogar noch nach seinem Selbstmord freiwillig für ihn in den Tod gegangen."

GOTT DER ATHEISTEN (schließlich muß es in Dachau auch einen Gott für alle diejenigen geben, die nicht an die anderen Gottheiten glaubten oder infolge ihrer Haft in Dachau nicht mehr länger an sie glauben wollten): „Keiner von euch hat überhaupt das Recht, hier zu sein. Worüber prahlt ihr eigentlich so? Daß ihr Dachau befreit hättet? Nun gut, wenn ihr angeblich die Retter der 33.000 Häftlinge seid, die die Amerikaner bei ihrer Ankunft vorfanden, und wenn euch also diese 33.000 Menschen dafür danken sollten, daß ihr ihnen das Leben gerettet habt, dann muß es sich erstens um ein Wunder handeln, und zweitens müßtet ihr die Verant-

wortung für die Tatsache übernehmen, daß sie überhaupt in Dachau waren. Wie steht es denn mit den 370.000 Häftlingen in diesem Konzentrationslager, die ihr nicht gerettet habt? Müßten sie euch nicht für ihre Leiden und ihren Tod danken? Ihr könnt euch wohl schlecht der Siege rühmen, ohne gleichzeitig die Verantwortung für die Verluste zu übernehmen. Das heißt also 370.000 Tote gegen 33.000 Lebende. Das Resultat fällt keineswegs zu euren Gunsten aus. Ihr seid für Hitlers Verbrechen nicht verantwortlich? Dienten eure Priester nicht als Geistliche in seiner Armee? Trugen sie nicht ein aufgesticktes Kreuz auf ihrer Uniform? Haben eure Kirchenglocken etwa nicht die Siege der Deutschen verkündet? Habt ihr nicht bei dem Fall von Warschau, Paris und Athen in euren Kirchen das Tedeum gesungen?

Gewiß, ihr wart nicht nur auf einer Seite vertreten. In der französischen Armee dienten ebenfalls katholische Geistliche. In dem Buch ‚Brennt Paris?‘ wird gesagt, daß die französischen Kirchenglocken nach der Einnahme von Paris bis zur Befreiung der Stadt schwiegen. Die Glocken in Deutschland und Österreich läuteten dagegen unentwegt und verstummten erst, als Paris befreit war. Für den von Hitler angeordneten Waffenstillstand fand ein Tedeum im Wald von Compiègne statt. Nach seinem triumphalen Einzug in Paris begab sich General de Gaulle ebenfalls zu einem Tedeum in die Kirche von Notre Dame. Mir scheint, daß eure Gläubigen das göttliche Geschenk der Allgegenwärtigkeit besitzen. Und wenn nicht, dann versteht ihr es jedenfalls ausgezeichnet, euch auf beiden Seiten zu betten.“

GEIST EINES HÄFTLINGS, DER IM KREMATORIUM SPUKT: „Was hast du denn eigentlich für uns getan, Gott der Atheisten? Die anderen Gottheiten haben uns wenigstens ein bißchen Hoffnung und die Illusion gelassen, daß nicht alles verloren sei. Manchmal hatten sie sogar etwas Mitleid mit uns. Deine Anhänger dagegen waren die grausamsten, unnachgiebigsten und bestialischsten von allen. Nur gottlose Menschen können andere vergasen. Nur sie

allein bringen es fertig, Krematorien zu bauen, Blutbäder anzurichten, teuflische Experimente zu machen oder Menschen zu verbrennen, wie es in Dachau und Auschwitz ebenso wie in Karaganda und anderen sibirischen Lagern geschah, im Wald von Katyn, in Leningrad und gegenwärtig in Rotchina. Die Urheber dieser Greueltaten sind ausgerechnet diejenigen, die die Religion anklagen, die menschliche Rasse auszubeuten, und die sie jetzt in ihrem Namen dezimieren und tyrannisieren."

*

Ich habe mir Rolf Hochhuths Schauspiel „Der Stellvertreter" angesehen. Der Autor sagt die Wahrheit. Ich stimme zwar nicht in allem mit den Ansichten Hochhuths überein, weil ich der Meinung bin, daß ein deutscher Schriftsteller erst einmal die Missetaten anklagen müßte, die von Männern seines eigenen Volkes begangen wurden, und ihre Motive dafür erklären sollte, bevor er sich mit dem Papst oder Oppenheimer anlegt oder über die Zerstörung von Dresden klagt. Durch den Versuch, deutlich zu machen, wie Hindenburg Hitler an die Macht kommen lassen konnte, hätte Hochhuth sein bewundernswertes Talent besser genutzt und zugleich Deutschland und der Menschheit einen Dienst erwiesen. Oder er hätte erklären sollen, warum Marschall Keitel Hitler blindlings in allem folgte und von Papen sein ergebener Diener wurde. Wenn Hochhuth mit erhobenem Zeigefinger auf Papst Pius XII. zeigt, dann ist dies lediglich ein Mittel zum Zweck: mildernde Umstände für Hitlers Verbrechen und für Deutschland zu bekommen.

Ich bin ein guter Katholik, wurde von Patern erzogen und studierte eine Zeitlang an der katholischen Universität von Paris. Deshalb habe ich immer die Ansicht vertreten, daß selbst für den Fall, daß die Politik des Papstes zu verurteilen sei, die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen und alle, die noch folgen werden, die katholische Kirche als Institution nicht treffen können. Vielmehr heben sie eher noch ihr Prestige. Denn was konnte man eigentlich gegen den Papst vor-

bringen? Daß er sich nicht gegen Hitler gestellt und seine Verbrechen nicht verurteilt hätte? Daß er seine eigene Person nicht in Gefahr bringen wollte? Niemand käme auf die Idee, derartige Anschuldigungen gegen die geistigen Oberhäupter anderer Religionen vorzubringen, geschweige denn gegen die Staatschefs gewisser neutraler Staaten. Niemand hat ein Stück wie den „Stellvertreter" gegen Inönü geschrieben, worin seine Neutralität angegriffen würde, oder etwa über die Haltung des dänischen Königs. Man braucht nur an Hitlers und Mussolinis Freund General Franco zu denken, der nach wie vor an der Macht ist. Es geht doch im Grund genommen nur darum, daß die Weltöffentlichkeit vom Vatikan als dem Symbol der Gerechtigkeit, des Friedens und der Sicherheit erwartete, daß er Hitler bloßstellte. Das war ein Trugschluß. Es tut nichts zur Sache, daß durch die Schuld des Wächters ein Licht verlosch. Ein anderer wird kommen, der es wieder anzündet.

Darum ist es falsch, wenn die Katholiken über jede Kritik an Pius XII. beleidigt sind. Genauso verkehrt ist es, wenn sie jede freie Diskussion über die Rolle des Papstes im zweiten Weltkrieg unterdrücken wollen. Warum der Lärm oder die Forderung, Hochhuths Stück offiziell zu verbieten? Pius XII. wußte genau über die Vorgänge in den Lagern Bescheid. Er hätte sich auch einschalten können, es wäre sogar seine Pflicht gewesen. Wenn man dies abstreiten wollte, könnte man genausogut behaupten, die Erde würde sich nicht drehen. Ich glaube, der Vatikan täte gut daran, keinen neuen Fall Galilei heraufzubeschwören.

Im November 1945 hielt ich mich in Rom auf. Auf die Empfehlung eines Kardinals, der sich wohl von meiner amerikanischen Hauptmannsuniform beeindruckt zeigte und sich von mir überzeugen ließ, daß ein Interview des Papstes durch einen Deportierten bestimmt gut in der Presse ankommen würde, wurde mir eine Audienz beim Heiligen Vater gewährt. Der Papst konnte eine gute Presse gebrauchen. Überall sprach man nämlich von der Bemerkung, die Stalin wäh-

rend der Konferenz von Potsdam entfahren war: „Der Papst? Wie viele Divisionen hat er denn?" Präsident Truman soll sich köstlich über diese Stichelei amüsiert haben.

Nachstehend veröffentliche ich den ungefähren Wortlaut meines Interviews. Es ist übrigens das erste, das der Papst einem Journalisten gewährt hat. Den Text habe ich der Dokumentation entnommen, die der französische Schriftsteller Jacques Nobecourt in seinem Buch „Le Vicaire et l'histoire" („Der Stellvertreter und die Geschichte") veröffentlicht. Ich ziehe die Version aus diesem provatikanischen Buch anderen vor, denn mein Interview wurde gleichzeitig in zahlreichen führenden Zeitungen veröffentlicht, und bekanntlich haben Redakteure die Angewohnheit, Zeitungsartikel nach ihrem Geschmack zu redigieren, bevor sie erscheinen.

Erklärungen von Pius XII.

Der Papst kam sofort auf das Thema zu sprechen, das mir am Herzen lag, und bat mich um einen eingehenden Bericht über meine Haftzeit in Konzentrationslagern. Ich folgte seiner Aufforderung und legte dem Heiligen Vater in aller Offenheit dar, daß wir Häftlinge nie verstanden hätten, warum der Vatikan nichts zu unserer Hilfe unternommen hätte, was in unseren Augen seine Pflicht und Schuldigkeit gewesen wäre. Ich fragte ihn, warum der Vatikan weder die für die Grausamkeiten verantwortlichen nationalsozialistischen Verbrecher noch das deutsche Volk verurteilt habe, das sich durch seine passive Haltung mitschuldig gemacht habe.

Der Papst war zugleich überrascht und bestürzt über meine Frage. Er antwortete ohne zu zögern: „Daß in Deutschland grausame Verfolgungen aus politischen Gründen erfolgten, war Uns bekannt, aber Wir wußten nichts über die unmenschlichen Methoden der nationalsozialistischen Maßnahmen. Man verbot Uns die geringste Vermittlung oder Hilfeleistung. Als Wir nach der Befreiung über die wahre Lage informiert wurden, riefen die laufend bei Uns eingehenden Be-

richte Kummer und Verzweiflung in Unseren Herzen wach. Wir richteten Missionen ein, um den Deportierten jede nur mögliche Unterstützung geben zu können. Erst gestern machte sich wieder eine Delegation auf den Weg, um allen Häftlingen, die sich noch in Deutschland befinden, moralisch und materiell zu helfen, wo es nur geht."

Ich ließ nicht locker: „In den Lagern sind Tausende von Priestern mißhandelt und getötet worden. Wie war es möglich, daß die Repräsentanten des Vatikans in Deutschland Eure Heiligkeit nicht davon unterrichteten?"

„Die Informationen, die sie erhielten, müssen unvollständig gewesen sein", lautete die Antwort. „Auch war es nicht leicht, Uns diese Nachrichten zukommen zu lassen."

Der Papst schwieg. Meine Frage schien einen heiklen Punkt berührt zu haben.

„Eure Heiligkeit werden mir die Bemerkung gestatten, daß nicht nur meine ehemaligen Lagerkameraden in allen deutschen Konzentrationslagern, sondern die gesamte Weltöffentlichkeit erfahren möchte, inwieweit der Papst die direkt und indirekt Verantwortlichen der in Deutschland begangenen Verbrechen verurteilt."

Der Papst antwortete: „Wir haben sehr viele Ansprachen gehalten, die klar und unmißverständlich Unsere Absicht kundtun, daß die Verantwortlichen dieser von Grund auf antichristlichen und im Gegensatz zu aller Menschenwürde stehenden Handlungen schärfstens zu verurteilen sind. Sollten Sie eine formelle Verurteilung wünschen, so geschieht das hiermit."

„Sind Eure Heiligkeit mit dem Prinzip des Nürnberger Prozesses einverstanden?"

„Ja. Wir sind nicht nur damit einverstanden, Wir wünschen sogar, daß die Schuldigen schnellstens ohne Ausnahme bestraft werden. Sie tragen die Schuld für den materiellen Schaden, den sie angerichtet haben, ebensogut wie für die geistigen Verbrechen. Denn sie haben vielen Toten die religiöse Hilfe verweigert. Sie müssen bestraft werden, damit

die anderen Deutschen, die ‚nichts auf dem Gewissen haben', zu einem normalen Leben zurückkehren können und ihnen bei ihrer Rehabilitierung geholfen wird."

Ich weiß noch gut, daß dieses Gespräch über die Konzentrationslager keinesfalls zufällig zustande kam. Man hatte mir gesagt, daß die Audienz als beendet anzusehen sei, wenn mir der Papst seinen Segen erteilt habe. Nach jedem Segensspruch stand ich zwar auf, aber ich begann immer wieder mit dem gleichen Thema, so daß der Papst gar nicht anders konnte, als mir zu antworten.

Das Interview drehte sich nämlich größtenteils um die Situation in den von den Russen besetzten europäischen Gebieten. Zum erstenmal verurteilte Pius XII. in unmißverständlicher Weise die „Grausamkeiten und Mißhandlungen, die von den Sowjets in den Ländern Osteuropas begangen worden sind". Diese Erklärungen lösten ein weltweites Echo aus. Man kann sie als Vorläufer des Bruchs zwischen West und Ost betrachten.

Der Heilige Vater ließ mir eine besondere Benediktion — die vierte übrigens — zukommen und versprach mir, daß er den Tausenden meiner ermordeten Kameraden ein besonderes Gebet widmen werde. Damit war die Audienz beendet. Ich erhielt die Erlaubnis, „den Inhalt unseres Gesprächs" zu veröffentlichen.

*

Dieses Interview war der größte Erfolg meiner journalistischen Laufbahn. Ich war damals erst fünfundzwanzig Jahre alt, gerade erst aus dem Lager gekommen und schon stand mein Bericht auf den Titelseiten der Zeitungen in aller Welt von Amerika bis Australien. Ich war sehr stolz, daß ich den Papst dazu gebracht hatte, das deutsche Volk formell anzuklagen und daß er sich für den Nürnberger Prozeß ausgesprochen hatte. Wichtiger als alles andere aber schien mir seine offene Anschuldigung der Sowjetunion, die damals noch zu den Verbündeten der Westmächte gehörte und deren kommunistische Freunde einen erheblichen Einfluß auf das

politische Leben in Frankreich, Italien und Deutschland ausübten.

Die Frage nach der Verantwortung des Papstes war wirklich zweitrangig, denn 1945 war ohnehin jeder davon überzeugt, daß der Papst mit seiner neutralen Haltung einen Fehler gemacht hatte. Um das nochmals bestätigt zu bekommen, war kein Interview nötig.

Pius XII. war das Oberhaupt der Heiligen Römischen und Apostolischen Kirche. Die historischen Ereignisse verlieren für die Kirche an Bedeutung, denn sie denkt in Jahrhunderten, wenn nicht in Jahrtausenden. Auch Hitler war deshalb nichts weiter als ein vorübergehendes Phänomen. Für die Kirche zählt allein die Ewigkeit. So wie sich der künftige Papst Pius XII. im Jahre 1917 für die Ausschließung der Bolschewiken aus Europa einsetzte, so tolerierte er Hitler, wenn auch zweifellos gegen seine bessere Überzeugung. Dafür hatte er aber eine ausgezeichnete politische Rechtfertigung, und niemand wird leugnen, daß Eugenio Pacelli eine außerordentliche Befähigung zum Staatsmann besaß.

In meinen Augen wiegt jedoch das Leben einiger unschuldiger Kinder, die man in einem Krematorium verbrannte, viel mehr als die politische Zukunft sämtlicher Kirchen und ihrer Päpste. Steht nicht im Evangelium das Gleichnis vom Guten Hirten, der seine Herde verließ, um nach einem verlorenen Schaf zu suchen?

Der Papst hätte zumindest mehr Zurückhaltung üben sollen, statt Konkordate mit dem faschistischen Italien und Hitler-Deutschland zu unterzeichnen. Oder er hätte beide Diktatoren wie in den Zeiten exkommunizieren sollen, als die Päpste noch Kaiser aus der Kirche verstießen.

Ich sagte bereits an anderer Stelle, daß der katholische Klerus im zweiten Weltkrieg Furchtbares mitgemacht hat. Doch in welchem Verhältnis stehen diese Verluste zu denen, die mit dem Regime zusammenarbeiteten oder es tolerierten? War Monsignore Tiso aus der Slowakei nicht ein Freund Hitlers? Oder der Kardinal-Erzbischof von Zagreb? Wie

stand es mit der durch und durch katholischen Regierung von Marschall Pétain und Premierminister Laval? Warum hatte der Papst versäumt, seinen Einfluß geltend zu machen?

Und was ist über den Katholiken Franco zu sagen oder den Kardinal Mindszenty, der sich seit Jahren in der amerikanischen Botschaft von Budapest versteckt? Ich traf dort einmal mit ihm zusammen. „Mit meiner freiwilligen Haft will ich der Welt die Tyrannei der Kommunisten vor Augen führen", sagte er zu mir. Aber war er im Gefängnis oder bat er in einer ausländischen Botschaft um politisches Asyl in der Zeit, als die Nazis die Budapester Bevölkerung in Angst und Schrecken versetzten?

Manche Menschen sagen, daß es dem Papst so oder so nicht gelungen wäre, Einfluß auf Hitler auszuüben. Es mag sein, daß es auf direktem Weg unmöglich gewesen wäre, aber indirekt hätte er viel tun können. Sonst hätte sich Ribbentrop auf dem Höhepunkt des Krieges bestimmt nicht damit aufgehalten, dem Vatikan einen Besuch abzustatten. Hitler war nicht so dumm, wie manche vielleicht glauben, und ebensowenig unterschätzte er die Bedeutung einer diplomatischen Aktion durch den Vatikan. Er war sich bewußt, welche Schwierigkeiten bei einer offenen Feindschaft der Kirche auf ihn zukämen, denn ein großer Prozentsatz seiner Anhänger war katholisch. Ganz zu schweigen von Italien, das schon auf den leisesten Wink des Papstes hin von Anfang an gegen die Diktatur der Schwarzhemden rebelliert hätte.

Andere dagegen meinen, daß ein Auftreten des Papstes gegen Hitler um so schlimmere Repressionen zur Folge gehabt hätte. Das läßt sich jedoch durch nichts beweisen. Es wäre für Hitler schwierig gewesen, noch grausamer zu werden, als er ohnehin schon war. Was hätte er noch tun sollen? Die Leichen der Juden ein zweitesmal verbrennen? Übrigens galt die mögliche Furcht vor Strafe noch nie als Entschuldigung dafür, seine Pflicht nicht zu tun. Was wäre wohl geschehen, wenn wir alle tatenlos zugesehen hätten und wenn nur aus dem Grunde, unsere Familie, die Freunde und unser







Georg Elser, Major H. R. Stevens und S. Payne Best. Elser hatte das Attentat auf Hitler am 9. November 1939 in München verübt, Stevens und Best waren Leiter der Westeuropa-Zentrale des Secret Service im Haag. Das untere Bild wurde in der NS-Zeitschrift „Illustrierter Beobachter" veröffentlicht.

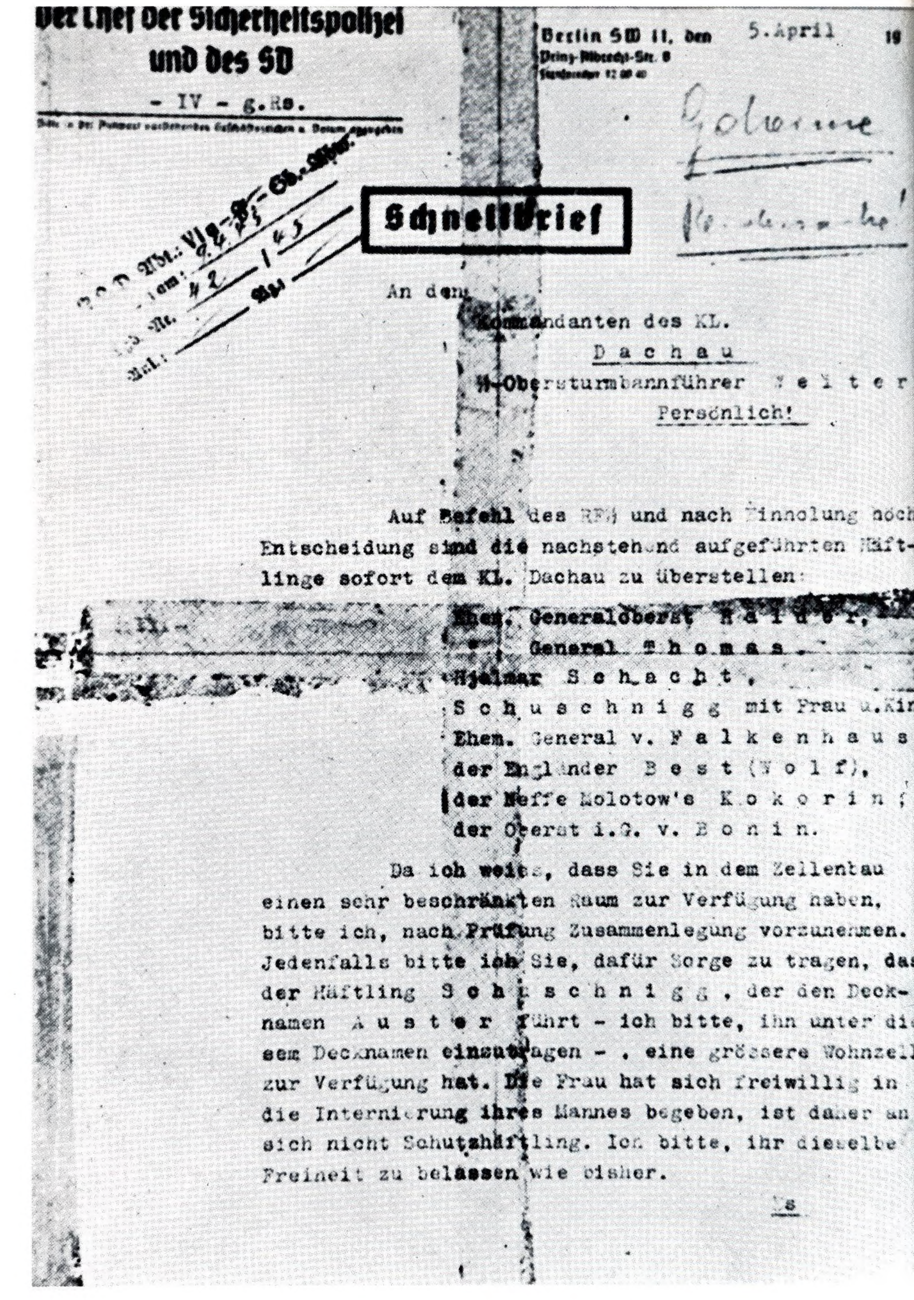
Das gekaufte Werkzeug Georg Elser.

DAS RUCHLOSE ATTENTAT AUF DAS LEBEN DES FÜHRERS

Am historischen Gedenktag des 8./9. November sprach der Führer im Bürgerbräukeller zu seinen Getreuen. Wenige Minuten nach seiner schneidenden Abrechnung mit den westlichen Kriegshetzern wurde durch eine furchtbare Explosion die Säule, vor der die Rednerkanzel gestanden hatte, zertrümmert. Das Gewölbe brach ein. Ein Wunder hat den Führer vor einem Verbrechen geschützt, das in ihm das ganze deutsche Volk vernichtend treffen sollte. Chamberlain hatte die Hoffnung ausgesprochen, „bis zu dem Tage zu leben, an dem Hitler vernichtet ist". Die Vorsehung hat verhindert, daß dem Secret Service die Verwirklichung dieses frevelhaften Wunsches gelang.

Der Bürgerbräukeller nach der Explosion.

Verräter Otto Strasser, der seit Jahren im Ausland unter planender und materieller Mithilfe der Mittelsmänner des Secret Service die Organisierung von Attentaten auf Führer betrieb, hatte in dem käuflichen Subjekt Georg Elser sein Werkzeug gefunden. Mit teuflischem Raffinement wurde das Attentat im Bürgerbräukeller von langer Hand



Der Chef der Sicherheitspolizei und des SD

- IV - g.Rs.

Berlin SW 11, den 5. April 19
Prinz-Albrecht-Str. 8

Geheime Reichssache!

Schnellbrief

An den
Kommandanten des KL.
Dachau
SS-Obersturmbannführer W e i t e r
Persönlich!

Auf Befehl des RFSS und nach Einholung höch-
Entscheidung sind die nachstehend aufgeführten Häft-
linge sofort dem KL. Dachau zu überstellen:

Ehem. Generaloberst H a l d e r,
General T h o m a s,
Hjalmar S c h a c h t,
S c h u s c h n i g g mit Frau u.Kin
Ehem. General v. F a l k e n h a u s
der Engländer B e s t (W o l f),
der Neffe Molotow's K o k o r i n,
der Oberst i.G. v. B o n i n.

Da ich weiss, dass Sie in dem Zellenbau
einen sehr beschränkten Raum zur Verfügung haben,
bitte ich, nach Prüfung Zusammenlegung vorzunehmen.
Jedenfalls bitte ich Sie, dafür Sorge zu tragen, das
der Häftling S c h u s c h n i g g , der den Deck-
namen A u s t e r führt - ich bitte, ihn unter die-
sem Decknamen einzutragen - , eine grössere Wohnzell
zur Verfügung hat. Die Frau hat sich freiwillig in
die Internierung ihres Mannes begeben, ist daher an
sich nicht Schutzhäftling. Ich bitte, ihr dieselbe
Freiheit zu belassen wie bisher.

Geheimbefehl des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD,
Elser zu liquidieren.

Es ist eine Weisung des RFH, dass H a l d e r , T h o m a s , S c h a c h t , S c h u s c h n i g g und v. F a l k e n h a u s e n gut zu behandeln sind.

Ich bitte, auf jeden Fall besorgt zu sein, dass der Häftling B e s t (Deckname W o l f) keine Verbindung aufnehmen kann mit dem dort bereits befindlichen Engländer S t e v e n s .

v. B o n i n war im Führerhauptquartier tätig und befindet sich in einer Art Ehrenhaft. Er ist noch aktiv Oberst und wird es voraussichtlich auch bleiben. Ich bitte, ihn daher besonders gut zu behandeln.

Auch wegen unseres besonderen Schutzhäftlings "Eller" wurde erneut an höchster Stelle Vortrag gehalten. Folgende Weisung ist ergangen:

Bei einem der nächsten Terrorangriffe auf München bezw. auf die Umgebung von Dachau ist angeblich "Eller" tötlich verunglückt.

Ich bitte, zu diesem Zweck "Eller" in absolut unauffälliger Weise nach Eintritt einer solchen Situation zu liquidieren. Ich bitte besorgt zu sein, dass darüber nur ganz wenige Personen, die ganz besonders zu verpflichten sind, Kenntnis erhalten. Die Vollzugsanzeige hierüber würde dann etwa an mich lauten:

"Am .... anlässlich des Terrorangriffs auf ..... wurde u.a. der Schutzhäftling "Eller" tötlich verletzt."

Nach Kenntnisnahme dieses Schreibens und nach Vollzug bitte ich es zu vernichten.



Zur Erinnerung an gemeinsame Sippenhaft in Stutthof, auf der Hindenburg-Baude, in Buchenwald (K.Z.), in Dachau (K.Z.)

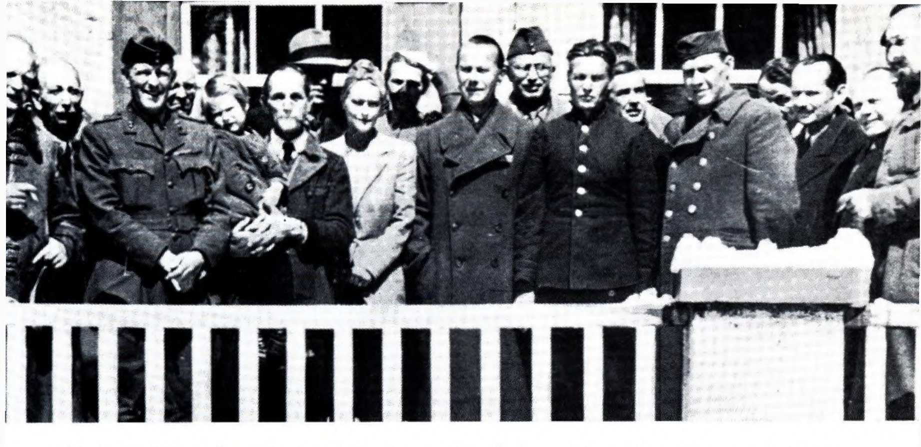
1944 – 1945

1. Otto Philipp Graf Schenk v. Stauffenberg.
2. Clemens Graf Schenk v. Stauffenberg.
3. Alexander Graf Schenk von Stauffenberg
4. Markwart Graf Schenk von Stauffenberg
5. Markwart Graf Schenk v. Stauffenberg
6. Mimi Lindemann geb. von Friedeburg
7. Ilse-Lotte von Hofacker geb. Pastor
8. Anna-Luise von Hofacker
9. Maria Gräfin Schenk von Stauffenberg geb. Klassen
10. Maria Freifrau v. Hammerstein-Equord geb. Freiin v. Lüttwitz
11. Hildur von Hammerstein
12. Franz Freiherr v. Hammerstein
13. Annelise Gisevius
14. [illegible]
15. Hildegard Maria [illegible]
16. Reinhard Goerdeler
17. Annelise Goerdeler geb. Ulrich
18. Dr. Marianne Goerdeler
19. Josef [illegible]
20. [illegible]
21. Benigna Goerdeler
22. Jutta Goerdeler

Im KZ Dachau befanden sich auch 137 sogenannte „Ehrenhäftlinge".
Zur Erinnerung an die gemeinsame Sippenhaft schrieben sie ihre Namen nach der ersten Mahlzeit, die sie in Freiheit erlebten, auf das Tischtuch.

Ingeborg Schröder mit 3 Kindern Harburg, Hans
Dietloff und Sibylle Maria
Gustav Goerdeler
Ulrich Goerdeler
Irma Goerdeler geb. Reuter
[illegible] geb. [illegible]
[illegible]
[illegible] Gräfin Schenk von Stauffenberg
Elisabeth Gräfin Schenk von Stauffenberg
geb. [illegible] von und zu Guttenberg
Walther Graf von Plettenberg
Gräfin Gisela Plettenberg-Lenhausen
Habermann
Eberhard von Hacker
Major Ludwig Schatz
Gertrud Halder
Käte Gudzent
(38) Alexandra Gräfin Schenk von Stauffenberg
(39) Marie-Gabriele Gräfin Schenk von Stauffenberg
(40) Léon Blum (41) J. L. Blum
Dr. Erich Heberlein (43) Margot Heberlein
Лейтенант авиации Красной Армии В. Кокорин
[illegible] (46) [illegible]
[illegible] (48) Hatz Endre
(51) S. Payne Best
[illegible] (50) Dr. Schuschnigg
(52) Friedrich Leopold Prinz von Preussen
[illegible]
v. Domándy-Hegyessy Géza (54) [illegible]
Kgl. ung. Generalleutnant
(55) Hjalmar Schacht

Die ersten Aufnahmen nach der Befreiung: Oben Payne Best, unten Kurt von Schuschnigg, der frühere österreichische Bundeskanzler, im Gespräch mit dem holländischen Minister Van Dyk.



„Ehrenhäftlinge" nach der Befreiung. Von links nach rechts: Der ungarische Minister von Kallay, der griechische Generalstabschef Marschall Papagos, Sissy von Schuschnigg, Prinz Leopold von Hohenzollern, der Neffe Molotows, der italienische General Garibaldi.

Marquis Georg von Pallavicini.

Die Amerikaner benutzten das KZ Dachau, um Gefangene unterzubringen. Russische Soldaten, die auf deutscher Seite gekämpft hatten, unternahmen einen Massen-Selbstmordversuch aus Furcht vor der Auslieferung an die Sowjets. Die Amerikaner setzten Tränengas ein und räumten anschließend die Baracken aus.

Am 30. Juni 1947 wurden die letzten deutschen Kriegsgefangenen aus Dachau entlassen.

Eigentum zu schützen? Dann hätte es weder eine Widerstandsbewegung, Partisanen noch sonstige Gegenaktionen gleich welcher Art gegeben, die Konzentrationslager wären leer geblieben, Kanzler Schuschnigg hätte sich nicht gegen Hitler gestellt, General de Gaulle wäre in aller Ruhe zu Hause geblieben, der Autor dieses Buches hätte in aller Bescheidenheit sein friedliches und bequemes Dasein in einem Berliner Vorort fortgesetzt und statt sich die Mühe zu machen, Artikel über die in Gettos gepferchten Juden zu schreiben, hätte er sich sein Gehalt auf eine Schweizer Bank überweisen lassen.

Niemand bestreitet, daß der Papst vielen Juden das Leben rettete, die in Rom lebten. Aber hatten die Juden von Lodz oder Minsk nicht das gleiche Anrecht? Liebten sie ihre Kinder nicht ebenso? Brauchten sie den Sonnenschein nicht genauso nötig wie die anderen, die zufällig im Schatten des Petersdoms wohnten?

Manche Menschen wiederum forderten eine strikte Neutralität des Papstes. Wie ist es dann zu verstehen, daß sich Pius XII. auf die Straßen Roms begab — ich habe es selbst gesehen —, um wegen einiger britischer Bomben zu protestieren, die zufällig irgendeine alte Kirche getroffen hatten? Warum setzte er keinen Schritt vor die Tür, als Warschau, Rotterdam und Coventry in Schutt und Asche sanken?

Ich gebe zu, daß man den Papst nicht dafür verantwortlich machen kann, wenn sich die Menschen gegenseitig wie die Wilden umbrachten. Wir lernten jedoch im Katechismus, daß der Papst eine moralische Verantwortung als Oberhaupt einer universalen Religion trägt. Wie viele Katholiken mögen allein in Dachau gestorben sein, um nur diese Stätte zu nennen, die ihre eigene Religion verfluchten? Wie viele starben mit gotteslästerlichen Worten auf den Lippen und waren auf ewig verdammt, weil sie sich dagegen auflehnten, daß der Papst nichts für sie getan hatte? Die toten Körper in den Gaskammern mögen vielleicht nicht zählen, aber der Verlust einer einzigen Seele wiegt schwer auf der Waagschale.

Als Kind hat mich eine Legende tief beeindruckt. Auf der Flucht vor Nero, der die Christen in seinem Zirkus töten ließ, begegnete Petrus in der Via Appia unserem Herrn Jesus Christus, der unter der Last eines riesigen Kreuzes in die andere Richtung ging. „Wohin gehst Du, Herr?" soll Petrus gefragt haben. Und Jesus antwortete ihm: „Ich bin auf dem Weg nach Rom, um mich an Deiner Stelle kreuzigen zu lassen, Petrus." Da kehrte Petrus um.

Zu seinen Lebzeiten sprach Pius XII. von mehreren übernatürlichen Erscheinungen, die er gehabt habe. Ich frage mich manchmal, warum ihm Jesus nicht wenigstens einmal mit seinem Kreuz begegnet ist, um ihm zu sagen: „Ich bin auf dem Weg nach Dachau, um mich an Deiner Stelle kreuzigen zu lassen."

Aber wer weiß schon, ob Eugenio Pacelli dann ein Petrus gewesen wäre.

14

Die Grabschrift in Taishad-Lak

Der Marquis Georg Eduard Pallavicini, Häftling Nummer 32.352, war zweifellos die energischste und aufrichtigste Persönlichkeit im Internationalen Häftlingskomitee. Er kam etwa im Dezember 1944 von Budapest nach Dachau. Als ehemaliger Seminarschüler setzte sich ein ungarischer Prälat für ihn ein, damit er im Block der Geistlichen unterkommen konnte, und ersparte ihm die höllischen Qualen, die andere Neuankömmlinge durchmachen mußten. Sein leidlich gutes Aussehen trog, denn er war ziemlich krank. Als ich ihm zum erstenmal begegnete, hielt ich ihn für bedeutend älter, als er wirklich war. Er saß auf seinen Händen, als ob er sie warmhalten wollte, war in eine schmutzige alte Decke gehüllt und hatte einen Lappen wie einen Turban um den Kopf gewickelt. Er wurde von allen Insassen des Blocks mit größtem Respekt behandelt. Selbst die Bischöfe zeigten sich ihm gegenüber sehr ehrerbietig. Man hielt ihn allgemein für einen engen persönlichen Freund des Kaisers Otto von Habsburg. Das stimmte auch.

Ich war in Mauthausen mit der Elite der ungarischen Aristokratie in Berührung gekommen, unter anderem mit dem

Grafen Shigrai, dem Führer der monarchistischen Partei, und war glücklich, dem Marquis zu begegnen.

Der Name Pallavicini hatte einen guten Klang. Der Marquis war der letzte Abkömmling des ungarischen Zweigs der Familie, die im 18. Jahrhundert von Genua ausgewandert war. Einer der jüngeren Söhne hatte damals eine ungarische Prinzessin geheiratet und in Ungarn verschiedene Schlösser geerbt. Die Pallavicinis lassen sich soweit zurückverfolgen wie der Adelsstand selbst. Die Familie ist über ganz Europa verstreut. Im Frühjahr 1965 traf sie sich in Rom anläßlich des tausendsten Todestages ihres frühesten Ahnherrn.

Georg Pallavicini, den ich Juri und manchmal auch „Il marchesino" nannte, um ihm zu schmeicheln, war das erste von vier Geschwistern und kam 1912 im Schloß Andrassy in Tissadob zur Welt. Seine Mutter war eine geborene Gräfin Andrassy. Auch das war ein klangvoller Name. Die schönste Straße Budapests war die Avenue Andrassy, welche die Kommunisten erst in Stalin-Boulevard und später in Rote Avenue umbenannten. Sein Vater besaß kein Vermögen und hatte — womit er wahrscheinlich seinem Sohn ein Beispiel gab — die politische Laufbahn eingeschlagen. Er war Mitglied des ungarischen Parlaments.

Als Hitlers Janitscharen bereits ganz Ungarn in Schrecken versetzten, hatte Georg Pallavicini sen. eine mutige Rede im Parlament gehalten, worin er heftige Angriffe gegen die sich immer mehr anbahnenden unmenschlichen Judenverfolgungen führte. Ich würde gern wissen, warum Adenauer, Erhard und Lübke, um nur diese drei zu nennen, nie Gelegenheit zu einer vergleichbaren Mutprobe fanden.

Juri besuchte erst eine Jesuitenschule und später die Universität von Louvain, wo er mit Otto von Habsburg, der für ihn immer „Der Kaiser" war und blieb, zusammen studierte. Anschließend war er für die Hitel-Bank im Aufsichtsrat einer Firma tätig, deren Geschäfte von dieser Bank kontrolliert wurden. Aber das geschah nur nach außen hin, denn in Wirklichkeit schwirrte er durch ganz Budapest und warnte

alle jüdischen Familien, die Gefahr liefen, in die Hände der Gestapo zu fallen. Seine Villa diente oft als Unterschlupf für verfolgte Juden oder Politiker des linken Flügels, wie etwa den Minister Sokachic. In seiner antideutschen Haltung ging er sogar so weit, daß er auf Empfängen der Budapester Gesellschaft in aller Öffentlichkeit den Davidsstern an seinen Anzug heftete. Seine politischen Vorstellungen waren höchst unklar: einerseits hielt er sich für einen Liberalen, der sich für Reformen in der Feudalherrschaft aussprach, die in Ungarn vor 1945 nach wie vor bestand, und andererseits plädierte er für die Wiedereinführung der habsburgischen Monarchie als der einzigen Lösung und sicheren Garantie für die gleichzeitige Ausschaltung Hitlers und der Kommunisten. Dann setzte er es sich in den Kopf, Priester zu werden, womit er die ganze Verwandtschaft und seine Freunde schockierte. Am meisten traf er damit seine Mutter, die sich ihren lebenslustigen, glücklichen, strahlenden und nach hübschen Mädchen Ausschau haltenden Sohn einfach nicht in einer Kutte vorstellen konnte.

Die Deutschen hatten in einem der Häuser, in denen sich Angehörige der Widerstandsbewegung versteckt hielten, einen polnischen Sender entdeckt und verhafteten den Marquis am 15. August 1944. Seine Mutter setzte alles in Bewegung, um ihn freizubekommen, denn sie kannte jeden, der in Budapest etwas zu sagen hatte. Aber alle Versuche waren vergeblich. Bevor man ihn nach Dachau transportierte, durfte sie ihn nur zweimal besuchen und mußte feststellen, daß die Gestapo ihn brutal geschlagen hatte.

Die meisten Ungarn in den Lagern waren einfache Bauern oder heimatlose Gettobewohner. Der Magnat Pallavicini war demnach der geeignete Mann, seine Landsleute im Komitee zu vertreten, vor allem, weil die katholischen Priester — wenn sie es auch nie zugeben würden — eine höllische Angst davor hatten, daß man ihnen bei der Befreiung die Haltung des Papstes gegenüber Hitler vorhalten könnte. Deshalb setzten sie sich auch für Pallavicinis Aufnahme im

Komitee ein. Diese neue Aufgabe veränderte ihn vollkommen. Plötzlich entdeckte er in sich eine ungeahnte und grenzenlose Energie. Er schmiedete Pläne für eine riesige Organisation und sprach von einer „internationalen Vereinigung aller Dachauer Deportierten“, die eine Garantie für Frieden und menschliche Solidarität geben sollte. Er forderte einen Ehrengerichtshof und einen Paß für Häftlinge. Er hielt es für unbedingt notwendig, mit allen Waffen, die zur Verfügung standen, jedem Versuch eines Überfalls unserer Wächter entgegenzutreten.

Der Marquis hielt sich fast ständig an der Seite von General Mihailow, dem Vizepräsidenten des Komitees, auf. Der Russe forderte mehr Verständnis für die Häftlinge seines Landes. Seine Forderungen wurden umso schärfer, je näher die Rote Armee auf Berlin zurückte, so daß sich in Dachau eine diplomatische Auseinandersetzung anbahnte, die jeden Vergleich mit der bald darauf stattfindenden Konferenz von Potsdam aushielt. Der General warf den anderen Komiteemitgliedern vor, sie würden sich auf Kosten der berechtigten Interessen der russischen Häftlinge mit den Amerikanern gutstellen.

„Der General hat recht“, warf der Marquis bei irgendeiner Gelegenheit dem völlig verblüfften Patrick O'Leary ins Gesicht. „Sie laufen hier in einer englischen Uniform durch die Gegend, die Ihnen nicht einmal gehört. Vergessen Sie darüber nicht, daß es nicht Ihre Landsleute waren, die Dachau befreiten. Ohne die Rote Armee und ihre Verbündeten säßen wir alle noch bis 1950 oder noch länger hier.“

Weil er gerne Reden hielt und Pläne schmiedete, bat er mich um Unterstützung bei seiner Arbeit. Vielleicht wollte er mir damit einen Gefallen tun oder es ging ihm darum, jemanden bei sich zu haben, der nicht in die zahllosen Intrigen verwickelt war, die sich in der ungarischen Gruppe angesichts der bevorstehenden Befreiung anbahnten. Er wußte, daß ich für ihn alle Schreibarbeit, Statistiken, die Ausstellung von Heimatscheinen und Identitätskarten und allen sonsti-

gen Kleinkram erledigen konnte, der ihm verhaßt war.

Wenn einer der Häftlinge zu ihm kam und ihn mit „Marquis“ oder „Exzellenz“ anredete, begann er fürchterlich auf ungarisch zu schimpfen. Doch seine gutmütige Natur gewann jedesmal wieder die Oberhand. Dann umarmte er seinen Landsmann, klopfte ihm aufmunternd auf die Schulter und versicherte ihm, während er sich zu mir umwandte: „Er wird sich um alles kümmern. Servus!“ Dann schickte er ihn fort in der Überzeugung, daß alles noch besser gehen würde, als es bisher der Fall war. Manchmal vergaß er das gesamte Komitee, die Sowjets, den Kaiser und seine Sorgen um die Zukunft der rebellischen Ungarn und bat mich allen Ernstes um einen genauen Terminplan für unseren ersten gemeinsamen Streifzug durch die Pariser Nachtlokale, für die sogenannte „Tour des Großherzogs“, wie er es nannte; selbstverständlich würden wir dabei unsere gestreiften Häftlingskleider tragen und wie zwei Charlie Chaplins aussehen.

Wir schafften es trotz unserer Krankheit und des amerikanischen Bürokratismus und verwirklichten die gemeinsame Reise nach Paris. Wir trafen uns vor dem Café Colisée an der Ecke Rue de Berri und Champs Elysées — aber statt der gestreiften Häftlingskleidung trug er einen elegant geschnittenen Sportanzug und hatte sich den kleinen Schnurrbart wie früher schneiden lassen. Er sah aus wie ein Lord. „Ich habe eine Überraschung für dich“, meinte er, „dafür mußt du uns ein gutes Essen spendieren. Ich habe das Menü bereits letzte Weihnachten zusammengestellt.“

Die Überraschung entpuppte sich in Form von drei meiner ehemaligen Lagerkameraden aus Mauthausen: drei spanische Kommunisten, die seit dem Ende des Spanischen Bürgerkrieges fast ununterbrochen in Haft gewesen waren. Ausgerechnet unser feudaler Graf, der für die Wiederherstellung des Heiligen Römischen Reiches kämpfte, hatte in Paris, wo es von ehemaligen Insassen von Konzentrationslagern nur so wimmelte, drei hartgesottene Revolutionäre herausgepickt und sie zu seinen Busenfreunden gemacht, obwohl sie nicht

einmal in Dachau gewesen waren. Das war so echt Juri Pallavicini!

„Hast du deine Eltern benachrichtigt?“ fragte ich ihn.

„Nein. Dazu hatte ich noch keine Zeit. Ich bin gerade dabei, eine Liga der verschleppten Ungarn zu bilden. Aber ich habe eben ein Rundfunkinterview gemacht, das meine Mutter bestimmt hören wird.“

„Budapest ist weit weg von hier. Vielleicht hat sie kein Radio mehr. Es kann doch sein, daß die Russen es beschlagnahmt haben.“

„Du siehst immer alles schwarz“, klagte er. „Zu Hause wird bestimmt alles in Ordnung sein. Keine einzige Bombe hat unser Haus getroffen. Außerdem wird heute nacht ganz Budapest bei ihr anrufen und ihr über Pallavicinis Nachricht aus Paris berichten.“

Er hatte natürlich recht. Ich brachte ihn trotzdem dazu, sofort zu schreiben, und schickte den Brief durch das Pressebüro ab.

Eines Tages besuchte er mich im Hotel Scribe, um mir zu eröffnen, daß er nach Ungarn zurückkehren werde.

„Mein Land braucht mich. Ich kann meine Zeit in Paris nicht mit Nichtstun vertrödeln. Du wirst es erleben. Wir werden schon bekommen, was uns die Amerikaner versprochen haben: ein neues, freies und demokratisches Ungarn, ein Land des Fortschritts. Dachau war mir eine Lehre, und nun muß ich das, was ich dort gelernt habe, auch anwenden.“

Ein britischer Oberst stellte ihm ein Militärfahrzeug zur Verfügung, mit dem er nach Budapest fuhr.

Von seiner bewundernswerten und mutigen Mutter, die heute zurückgezogen in einer kleinen Etagenwohnung in einer Vorstadt Montreals lebt, erfuhr ich, daß sich Juri sofort nach seiner Rückkehr wie ein Besessener in die Arbeit gestürzt hatte. Er wollte eine liberale Jugendorganisation aufstellen und ein Büro für Deportierte aufmachen. Er sprach vor dem Parlament, schrieb Zeitungsartikel, und man sprach schon von ihm als dem kommenden Botschafter im Vatikan.

Der Tod seines Vaters brachte eine kurze Unterbrechung dieser Tätigkeit mit sich, und bald darauf schickte man Juri auf „Geschäftsreise“ ins Ausland. Er besuchte Paris, London und Deutschland. In Paris traf er mit Otto von Habsburg zusammen, der ihm eine Botschaft an das ungarische Volk mitgab. Ich erfuhr davon, als ich mit Juri in der Kantine der dritten amerikanischen Division in München zu Mittag aß.

„Wach endlich auf, Juri!“ war mein Kommentar. „Ungarn befindet sich doch praktisch in den Händen der Kommunisten. Ich komme gerade aus Berlin. Ich war bei der Potsdamer Konferenz und weiß deshalb, was in der russischen Zone im Gange ist. Und du erwartest, daß man dich als Otto von Habsburgs Botschafter in Budapest empfängt? Die Tage des Wiener Glanzes sind endgültig vorbei! Du solltest lieber in Paris bleiben, die Dinge abwarten und zusehen, daß du eine Wohnung für den Fall hast, daß deine Familie fliehen und hier ein Unterkommen finden muß.“

Juri lachte mich einfach aus. „Wir haben schon so viele Eindringlinge überlebt. Du kannst mir glauben, wir wissen, wie wir die Russen behandeln müssen. Du solltest nichts um diese Geschichten geben, die du über die Menschenfresser von Moskau gehört hast. Du kannst dich noch immer nicht von der Vorstellung von Goebbels losreißen.“

Er verabschiedete sich mit seinem üblichen „Servus“, sprang in einen Jeep und fuhr in Richtung Autobahn davon.

Ich war nicht der einzige, der ihn vor einer Rückkehr nach Budapest gewarnt hatte. Seine anderen Freunde taten das gleiche. Geza von Bede, der 1943 Propagandaminister war und heute als Direktor von Radio Freies Europa tätig ist, erinnert sich daran, daß er Pallavicini eine ganze Nacht lang vergebens davon zu überzeugen versuchte, sich nicht mit den Kommunisten anzulegen. Von Bede war damals Botschafter in London und wußte, wovon er sprach, weil er dort die prokommunistische Koalitionsregierung vertrat. Er wußte besser als jeder andere, welche Gefahren drohten.

*

Pallavicini fuhr also zurück. Es war der Ostersamstag des Jahres 1946. Bei seiner Ankunft warnte ihn seine alarmierte Mutter, daß die AVO, die politische Polizei, nach ihm gefragt hätte.

„Versteck dich, Juri", drängte sie ihn. „Ich bin so nervös, daß ich jedesmal aufspringe, wenn es an der Haustür schellt."

Um sie zu beruhigen, zog er zwar zu einem englischen Freund, einem Herrn Sidney, aber er nahm seine politischen Kontakte wieder auf, als ob nichts geschehen wäre, nahm an Versammlungen teil, übermittelte Botschaften von Kaiser Otto und tauchte immer häufiger in der britischen Militärmission auf. Seine englischen Freunde sorgten sich wirklich um ihn, denn sie befürchteten, daß ihn die Bolschewisten verschleppen könnten. Deshalb gaben sie ihm einen Soldaten zum Schutz mit und stellten ihm einen offiziellen Jeep zur Verfügung. Juri muß geglaubt haben, daß sie sich einen Scherz mit ihm erlaubten.

Am 10. August 1946 erhielt er eine Mitteilung vom Zentralbüro der ungarischen kommunistischen Partei. Er sollte sich im Büro in der Andrassy Ut persönlich melden. Das war ein Gang in die Höhle des Löwen, aber Juri machte sich keine Gedanken. Als er jedoch wieder herauskam, war er ziemlich durcheinander, nervös und gereizt. Er hatte ein sehr unerfreuliches Verhör über sich ergehen lassen müssen, und um dem ganzen die Krone aufzusetzen, mußte er erfahren, daß die sowjetische Geheimpolizei MWD Erkundigungen über ihn eingeholt hatte. Man forderte ihn auf, am nächsten Tag wiederzukommen.

„Ich mußte unbedingt wissen, wie es gewesen war", erzählte mir seine Mutter. „Deshalb bat ich meinen Sohn, in die Wohnung meiner Mutter, der Gräfin Andrassy, zu kommen, da ich Angst hatte, ihn zu mir zu bestellen. Um drei Uhr nachmittag kam er dann dorthin. Du darfst morgen nicht nochmals zu diesen Banditen gehen, Juri", sagte ich zu ihm. „Das wäre glatter Wahnsinn."

„Aber Mutter, wenn ich nicht wieder hingehe, könnten sie

annehmen, daß ich etwas zu verheimlichen hätte. Ich habe ein ruhiges Gewissen."

„Juri", drang ich weiter in ihn, „als du in Dachau warst, hatten wir wenigstens noch etwas von dir übrigbehalten, nämlich die Hoffnung. Der Krieg ging zu Ende und wir ahnten, daß die Befreiung kommen würde. Wenn dich aber die Kommunisten erst mitnehmen, wer soll dich dann jemals befreien? Es wird zehn, zwanzig und vielleicht fünfzig Jahre dauern, bis sie vertrieben werden können."

„Ich habe keine Angst, Mutter. Du hast eine merkwürdige Vorstellung von den Russen. Sie sind weder Ungeheuer noch Gangster. Sie haben auf unserer Seite gekämpft, waren zusammen mit mir in Dachau, und sie werden einem ihrer ehemaligen Kameraden niemals etwas antun."

Nach diesen Worten beugte sich der Marquis von Pallavicini über die Hand seiner Mutter und berührte sie leicht mit seinen Lippen. Er lief die Stufen des Palastes der Andrassy hinunter und sprang elegant in seinen Jeep, achtete jedoch darauf, daß sein blaugestreifter Anzug nicht zerdrückt wurde, weil der englische Soldat, der unten auf ihn wartete, salutierte.

Er ging erneut in das Hauptquartier der kommunistischen Partei, wie man es verlangte. Zur Vorsicht hatte er dem Soldaten befohlen, vor der Tür auf ihn zu warten. Der Engländer war bewaffnet, und an der rechten Seite der Windschutzscheibe des Jeeps flatterte die Fahne der Militärkommission. Als Pallavicini endlich herauskam, atmete er erleichtert auf und drückte auf den Anlasser. Aber in diesem Augenblick wurde der ehemalige Dachauer Häftling brutal in eine schwarze Limousine gestoßen, die sofort in Richtung auf die Margareteninsel davonfuhr. Dort befand sich das Hauptquartier der sowjetischen Besatzungsmacht.

*

Drei Tage später überbrachte ein Unbekannter der Marquise von Pallavicini eine Nachricht: „Ich bin verhaftet worden. Hilf mir bitte."

Die Marquise bat den kommunistischen Premierminister Rakozy um Hilfe. Aber sogar er konnte wenig für einen Gefangenen tun, der sich in den Händen der MWD befand.

Aus einer zweiten Nachricht, die man seiner Mutter überbrachte, ging hervor, daß sich Pallavicini im Militärgefängnis Conti Utca befand. Man gestattete ihm, Pakete zu empfangen. Es kamen immer häufiger Nachrichten, bis fast jeden Tag ein russischer Soldat als Abgesandter des „Towaritsch Pallavicini" bei der Marquise auftauchte.

Die Marquise gab jedesmal ein fürstliches Trinkgeld und Kleidung und Essen für ihren Sohn, obwohl sie sicher war, daß viele dieser russischen Soldaten ihren Sohn wenig oder gar nicht kannten und die Pakete, die sie ihnen mitgab, auf dem schwarzen Markt verkauften und die Fürsorge um ihren Sohn lediglich für ihre eigenen Zwecke mißbrauchten.

Dann durfte sie ihn endlich besuchen. Der diensthabende sowjetische Offizier rief bei ihrem Anblick erstaunt aus: „Aber dieser Gefangene kann doch nicht Ihr Sohn sein! Dafür ist er zu alt. Er ist bestimmt Ihr Ehemann und Sie benutzen das nur als Vorwand, damit wir mit Ihnen Mitleid haben."

Juri war nach fünfzehn Wochen Gefängnis um fünfzehn Jahre gealtert. Er hatte Haare und Zähne verloren und war zum Skelett abgemagert. Er erzählte ihr, daß das Dasein hinter diesen Mauern unerträglich sei und er auf dem blanken Steinboden schlafen müsse. Die Häftlinge stritten sich pausenlos untereinander; es gab nichts, das nicht gestohlen wurde, und die Verhöre fanden Tag und Nacht ohne Ende statt; ganz zu schweigen von Schlägen und anderen Mißhandlungen.

„Ich möchte nur noch eins, Mutter — man soll mich auf der Stelle erschießen. Dachau war ein Paradies gegen diese Hölle."

Die Marquise wollte ihren Sohn zu Weihnachten wieder besuchen und nahm Kuchen und ein Stück Puter für ihn mit. Man ließ sie jedoch nicht durch die Sperre, denn Georg Pallavicini war nicht mehr in Budapest.

Wie schon einmal, im Jahre 1944, hatte man ihm auch diesmal versprochen, daß er entlassen würde. Er brauche nur noch den Zug nach Wien zu besteigen, um dort seine Entlassungspapiere zu unterschreiben. Das hatte man ihm damals auch gesagt. Der Unterschied lag nur darin, daß 1944 die Gestapo in Wien saß und sich 1946 das Hauptquartier der sowjetischen Mission in Baden befand. Wie vor zwei Jahren wartete der Marquis auf dem Bahnhof auf den gleichen Zug, der ihn in die Freiheit bringen sollte. Kaum saß er jedoch im Abteil, als die Jalousien herabgelassen wurden. Es dauerte lange, bis Georg Pallavicini endlich begriff, daß der Zug in die entgegengesetzte Richtung fuhr — nach Osten. Sie kamen durch Lemberg und später durch Moskau, doch die Fahrt ging unaufhaltsam weiter bis nach Sibirien.

Viele Jahre lang war nichts über ihn zu erfahren. Wir wußten natürlich, daß ihn die Russen verschleppt hatten. Seine Freunde hatten versucht zu vermitteln, hatten Protestnoten überreicht und in der Presse darüber berichtet. Die Gräfin Karoly, eine Tante Pallavicinis, hatte sogar Marschall Woroschilow aufgesucht und ihn gebeten, eine Bittschrift an Stalin weiterzuleiten.

Zehn lange Jahre vergingen, bis wir erfuhren, was geschehen war. Das war während des heldenhaften ungarischen Aufstands im Herbst 1956. Juris Mutter hatte kurz zuvor endlich das erwünschte Visum erhalten und bereitete ihre Übersiedlung nach Rom vor, da sie zu ihrer dort wohnenden verheirateten Tochter ziehen wollte. Als dann die Revolution ausbrach, verschob die freudestrahlende Marquise ihre Abreise. Unser Land wird wieder frei sein, dachte sie. Wie kann ich jetzt fortgehen?

Dann kamen die russischen Panzer, und mit ihnen der Zusammenbruch und die Finsternis. Das Chaos bot ihr die letzte Chance, aus ihrem geliebten Heimatland zu fliehen. In Rom hoffte sie Ruhe und Frieden zu finden. Sie konnte ja nicht ahnen, daß ihr jüngerer Sohn Anton aktiv an dem Aufstand teilgenommen hatte. Er war Berufsoffizier und seine

Mutter glaubte ihn in irgendeiner entlegenen Garnison. Anfangs war er in einer Kleinstadt in der Nähe des Schlosses stationiert gewesen, in dem Kardinal József Mindszenty unter Hausarrest festgehalten wurde. Juris Bruder, der Oberst Anton Pallavicini, befreite den Kardinal mit seiner Kompanie und brachte ihn im Triumphzug nach Budapest. Als das Schicksal des Aufstandes bereits besiegelt war, begleitete Anton den Kardinal noch zur amerikanischen Botschaft, wo dieser um Asyl gebeten hatte. Das bezahlte der junge Pallavicini mit seinem Leben — die Russen erschossen ihn im Hof des Foe-Utca-Gefängnisses.

Einige Wochen nach ihrer Ankunft in Rom erhielt die Marquise eine zweite tragische Nachricht. Der Brief war in Wien aufgegeben worden und stammte von einem Suchdienst, der Nachforschungen über Häftlinge anstellte, die in Rußland vermißt waren. Der Text war kurz: „Der politische Gefangene Georg Pallavicini, der unter der Anklage steht, britischer Spion zu sein, ist 1948 im Konzentrationslager von Taishad-Lak in Sibirien gestorben."

*

Ich kann auch heute noch nicht daran glauben, daß irgendeine Regierung — und vor allem die Regierung einer Weltmacht — ernsthaft behaupten will, Pallavicini sei ein Spion gewesen. Da ich 1946 nicht in Budapest dabei war, weiß ich nicht genau, was er im einzelnen getan hat, aber es wird wohl harmlos gewesen sein. Dafür tötet man nicht einfach einen Menschen und vor allem keinen Mann, der in Dachau war, der mit einem sowjetischen General am gleichen Tisch saß und mit Tausenden anderer russischer Häftlinge gemeinsam unerträglichen Hunger und Schicksalsschläge durchgestanden hatte. Und ich kann mir auch nicht vorstellen, daß all die Tausende von russischen Deportierten, die aus den Konzentrationslagern in ihre Heimat zurückkehrten, oder sein Freund, der General Nikolai Petrowitsch Mihailow, geduldet hätten, daß Juri in einem sibirischen Lager dahinsiechte, Sie werden nun zeit ihres Lebens mit der Schande leben müs-

sen, daß sie nichts unternommen haben, um Juri Pallavicini zu retten.

Durch den im Exil lebenden Ungarn Sandor Nemeth erfuhr ich schließlich Genaueres über Juris letzte Tage.

Nach der Ankunft in Sibirien lieferte man ihn in eines der härtesten Straflager ein. Da man ihn als britischen Geheimdienstagenten verurteilt hatte, durfte er mit den anderen Ungarn im Lager nicht zusammenkommen. Man erlaubte ihm nur einmal, einem russischen Wächter einen Brief zu diktieren, der wie durch ein Wunder in die Hände des ungarischen Botschafters Szekfu in Moskau geriet. Der Brief enthielt nichts weiter als eine Liste von Kleidungsstücken und Medikamenten, die der Gefangene dringend brauchte.

Im Frühjahr 1948 wurde Juri krank. Er hatte im Wald beim Bau von Baracken hart arbeiten müssen. Es war keine eigentliche Krankheit, es war totale Erschöpfung. Er verweigerte jegliche Nahrungsaufnahme und bat den Arzt, der übrigens auch ein Häftling war, ihn in Ruhe zu lassen.

„Ich habe keine Lust mehr zu leben", sagte er zu ihm. „Es hat doch alles keinen Sinn. Das ganze Leben ist nur ein einziger Betrug."

Er schickte seiner Mutter einen letzten Kuß und bat sie, eine Messe für ihn lesen zu lassen. Ein gewisser Oberst Redwood, ein Engländer, sollte von seinem Tod verständigt werden und irgend jemand sollte Seiner Majestät dem König und Kaiser Otto von Habsburg in seinem Namen die Hand küssen. Er starb am 21. Juli 1948, vier Uhr morgen nach sibirischer Zeit. Man beerdigte ihn auf dem Lagerfriedhof, aber sein Grab schmückt kein Stein und keine Inschrift.

Wer sollte sie auch geschrieben haben?

„Hier ruht der Marquis Georg von Pallavicini, ein Bastard der Freiheit, der an die Freiheit glaubte. Die Deutschen hielten ihn in Dachau fest, und die Russen, die Verbündeten der Amerikaner, ermordeten ihn in Taishad-Lak."

15

Gespräche in Baracke Nr. 14

Man brauchte sich nur in seiner gewaschenen und gebügelten gestreiften Häftlingsuniform in ein Pariser Café zu setzen, und schon wurde man angesprochen. (Manche übertrieben es allerdings, denn sie setzten noch ihre Mütze mit dem roten Dreieck auf). Jeder, der vorbeikam, wollte einem die Hand drücken und ein paar aufmunternde Worte sagen. Die Mädchen winkten einem zu oder gaben einem verschämt errötend einen Kuß. Kinder kamen mit Blumen, und die Schüchternen starrten einen aus der Entfernung an. Es kam sehr oft vor, daß wir von Unbekannten zum Essen in ihr Haus eingeladen wurden, und selbst wenn wir eben erst gegessen hatten, wäre es nutzlos gewesen, dieses Angebot auszuschlagen. Sie ließen einfach kein Nein gelten.

Das Essen schmeckte uns natürlich wundervoll. Davon hatten wir die ganzen Jahre geträumt, als wir an unseren harten Brotkanten kauten. Wenn man daran dachte, mit wie vielen Opfern diese Mahlzeiten zusammengestellt worden waren, schmeckten sie noch besser: das wie durch ein Wunder hinübergerettete Geld, das man dafür ausgegeben hatte, die Essensmarken für eine ganze Woche, die oft eine einzige Mahlzeit verschlang, und die verrückten Preise auf dem schwarzen Markt.

Die Einladungen führten nicht selten zu einem romantischen Abschluß. Es war ja so wenig nötig, um uns zu verführen — ein bedeutungsvolles Lächeln reichte vollkommen aus. Die Frauen dankten uns dafür auf ihre Weise und halfen uns vergessen.

Ich trug den gestreiften Anzug jedoch nicht lange, denn nachts überfielen mich Alpträume. Statt dessen zog ich lieber meine Uniform mit der Bluse an, wie sie das Afrikakorps getragen hatte. Der türkische Botschafter regte sich darüber auf: „Man wird uns steinigen und die Botschaft anzünden, weil sie glauben, daß wir einen SS-Mann beherbergen." Aber ich war dickköpfig und zog die schöne Uniform trotz aller Bitten nicht aus.

Seit ich wieder in Paris war, hatte ich schon nach den ersten Tagen das Gefühl, als ob ich, zumindest körperlich, fast wieder ein normaler Mensch geworden wäre. Im Hotel Lutetia, wo alle Deportierten zusammenkamen, hatte man mich geradezu königlich empfangen. Die Köche überboten sich gegenseitig in den Leckerbissen, die sie für uns zubereiteten. Die französische Regierung überraschte mich mit einer Prämie von 8000 Francs. Das war wirklich ein großzügiges Geschenk! Wenn man Glück hatte, konnte man damit eventuell eine Flasche Champagner in einem Nachtklub auf dem Montmartre bezahlen — vielleicht aber auch nicht. Ich überwies die Summe der Wohltätigkeitsorganisation für Dachau, die damals gerade gegründet wurde. Die Regierung änderte später ihre Ansicht und verlangte die 8000 Francs zurück, weil ich nicht von der Gestapo in Paris verhaftet worden war. Das zeigt wieder einmal, wie kurz die Freude sein kann.

Ich hatte alles, was ich wollte. Der Botschafter Menemencioglu und seine Berater ebenso wie das gesamte Botschaftspersonal taten für mich, was in ihren Kräften stand, um mich glücklich zu machen. Ich wurde in die besten Pariser Restaurants eingeladen, man veranstaltete mir zu Ehren Parties und stellte mir einen Wagen zur Verfügung. Ich entschädigte den Botschafter, der mich manchmal mitten in der Nacht auf-

weckte, um mir seine Ideen zu erzählen, indem ich Leitartikel für die „Gazette de Lausanne" schrieb, die auf der Titelseite veröffentlicht wurden. Darin versuchte ich die Aufmerksamkeit der Großmächte auf die verzweifelte Situation der Türkei zu lenken, die sich damals dem unmittelbaren Druck des sowjetischen Imperialismus ausgesetzt sah. Der Gedanke, daß manche von diesen Artikeln gelesen wurden und vielleicht sogar den Weg für die Truman-Doktrin freimachten, freut mich heute noch.

Ich war sofort wieder zum Journalismus zurückgekehrt, denn er ist bekanntlich nicht ein Beruf, sondern eine Leidenschaft. Dank der Zustimmung der Leiter der französischen Informationsabteilung im Hotel, Laguerre und Vosges, durfte ich das Pressehauptquartier betreten. (Die beiden sind heute übrigens auch Wahl-New Yorker.) Der amerikanische Journalist Dana Adams Schmidt von „The New York Times" nahm mich in sein Haus auf und spielte obendrein St. Martin — er schenkte mir nämlich seinen einzigen Mantel. Es regnete oft in Paris und ich hatte nichts zum Überziehen. (Ich kannte den Amerikaner von Ankara her, als ich ihm aus Berlin Artikel zuschickte.)

Der Botschafter tat mir noch einen Gefallen und schrieb einen zweiten Brief an General Eisenhower mit der Bitte, mich als Kriegsberichterstatter im amerikanischen Hauptquartier zu akkreditieren. Schon wenige Tage nach meiner Befreiung konnte ich mich also mit einer amerikanischen Offiziersuniform schmücken, die dem Rang eines Hauptmanns entsprach. Ich bewohnte ein komfortables Zimmer im Hotel Scribe und besaß ein kleines Vermögen in Form von Kleidungsstücken, Toiletteartikeln, Zigaretten, Süßigkeiten und allem, was man sonst noch in der PX erstehen konnte. Es war einmalig. Ich bat jeden ehemaligen Häftling, den ich auf der Straße traf, auf mein Zimmer und kam mir vor wie jemand, der Besucher herumführt, um ihnen die Kostbarkeiten im Palast der Habsburger zu zeigen. Sie waren stumm vor Staunen.

Endlich konnte ich in Ruhe und Frieden schlafen. In der

ersten Zeit wohnte ich nämlich in einem Appartement auf dem Boulevard St. Germain, das meiner Tante, der Gräfin d'Auvers, gehörte. Sie selbst lebte auf einem ihrer Schlösser in der Normandie und hatte mich gebeten, die Pariser Wohnung zu übernehmen. Meine Tante war sehr fromm. Das Schlimmste dabei war nur, daß sie offensichtlich noch im Zeitalter Ludwigs XVIII. lebte, denn das ganze Appartement war mit Nippsachen und allen möglichen religiösen Bildern und Statuen überladen. Renoirs und Degas' dagegen hatte sie in eine dunkle Ecke verbannt. Nachts bildete ich mir ein, daß die Figuren auf den Gemälden lebendig würden und einen wilden Tanz um mich herum aufführten. Ihre Gesichter waren zu finsteren Grimassen verzerrt. Es war mir, als ob Türen auf- und zuschlugen, von denen ich genau wußte, daß ich sie vor dem Schlafengehen verschlossen hatte. Und zu allem Überfluß läutete pausenlos eine dünne Totenglocke. Ich war heilfroh, daß ich meine Nächte jetzt im Hotel verbringen konnte.

Da ich neben anderen Berichterstattungen auch über die Potsdamer Konferenz schrieb und wenig Zeit hatte, konnte ich nicht so schnell nach Dachau zurückkehren, wie ich es mir vorgenommen hatte. Dafür entschädigte mich der Anblick eines völlig zerstörten Deutschland, durch das ich nun „im Triumphzug" fuhr. Da ich Deutschland in früheren Jahren kreuz und quer bereist hatte, wurde mir das Ausmaß der Zerstörung jetzt erst recht bewußt. Beim Anblick der sonst so aggressiven und selbstherrlichen Bevölkerung, die in erschreckender Armut lebte, empfand ich eine bittere Genugtuung.

Meine Gefühle in dem Augenblick, als ich wieder durch das Tor des Jourhauses trat, lassen sich kaum beschreiben. Nicht allein, weil ich die Uniform der Befreier trug — ich kam in einem Jeep mit einer Ordonnanz am Steuer. Die Zeiten, als ich noch von den Wachen eingeschüchtert wurde, waren endgültig vorbei. Diesmal salutierten sie bei meiner Ankunft.

Irgendwie kam mir Dachau verlassen vor. Es erinnerte mich an ein Theater, dessen Schauspieler beschlossen haben, ihr Spiel zu unterbrechen, um irgendwo schnell etwas essen zu gehen. Aber die Baracken — unsere Baracken — waren nicht leer. Die Amerikaner benutzten sie als Unterkunft für SS-Männer, die hier und da aufgegriffen worden waren, und für einige ungarische Kriegsgefangene, die bis zum letzten Augenblick auf der Seite der Nationalsozialisten gekämpft hatten. Über ihr weiteres Schicksal war noch keine endgültige Entscheidung gefallen.

Ich ging noch einmal in meine alte Baracke. Sie war kaum wiederzuerkennen. Alles blitzte vor Sauberkeit. In jedem Raum wohnte nicht mehr als ein Dutzend SS-Männer. Manche von ihnen sonnten sich vor der Türe, andere vertrieben sich die Zeit mit Kartenspielen, schrieben Briefe oder besserten ihre Uniformen aus. Es kam einem vor wie ein regelrechter Erholungsort. Alle Insassen rauchten und scherzten. Niemand erhob sich von seinem Platz, als ich mit dem amerikanischen Kommandanten eintrat. Darüber war ich so wütend, daß ich sie genauso anbrüllte, wie es die SS-Offiziere noch zwei Monate vorher mit mir getan hatten.

Ich schleuderte ihnen sämtliche Flüche ins Gesicht, die mir einfielen, und vergaß darüber, daß ich mir geschworen hatte, nie wieder deutsch zu sprechen. Dann drohte ich ihnen an, sie unverzüglich aufhängen zu lassen, wenn sie es noch einmal unterlassen sollten, in Gegenwart eines amerikanischen Offiziers Haltung anzunehmen. Diese Worte mußten ihnen sehr vertraut vorgekommen sein, denn schließlich hatten sie selbst oft stundenlang mit den Häftlingen ihr „Mütze ab, Mütze auf!“ exerziert. Der amerikanische Kommandant sah mich bestürzt an. Er konnte meinen Zorn wohl nicht begreifen, aber er mischte sich nicht ein.

Ich verspürte plötzlich Lust, mein Verfahren in jeder Baracke fortzusetzen, aber nachdem ich es dreimal getan hatte, machte es keinen Spaß mehr.

In Dachau befanden sich Ende August 1945 noch immer

rund fünftausend ehemalige Kameraden. Sie wußten nicht, wohin sie gehen sollten, denn sie weigerten sich, dorthin zu gehen, wohin die Amerikaner sie schicken wollten. Kurz vor meiner Ankunft hatte eine wilde Meuterei von einigen hundert russischen Häftlingen stattgefunden, die unter General Wlassow auf seiten der Nazis gekämpft hatten, und als sie sich später weigerten, in ein Lager gesperrt wurden. Selbstverständlich hatten die Amerikaner auch diese bedauernswerten Menschen befreit. Die Russen befürchteten nun, die Amerikaner würden sie ihren kommunistischen Verbündeten ausliefern und diese würden kurzen Prozeß mit ihnen machen. Bei ihrem verzweifelten Aufstand gab es mehrere Tote und Selbstmorde. Sie zerstörten mehrere Baracken mit ihrer Einrichtung. Noch immer befanden sich einige Häftlinge im Hungerstreik.

Die Polen machten sich nicht so viele Sorgen um ihre Zukunft. Es war die Rede davon, sie nach England zu schikken. Die Amerikaner beschäftigten viele von ihnen in der Küche, in der Offizierskantine und im Büro. Manche blieben zehn Jahre und länger in Dachau und wollten überhaupt nicht mehr weg.

Das Häuflein der Zurückgebliebenen war ein buntes Völkergemisch. Jeder einzelne hatte sein eigenes Schicksal zu tragen. Viele besaßen weder Geld noch Papiere und wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten, da von ihren Familien niemand überlebt hatte. Für sie war die Sicherheit und sogar die vertraute Lageratmosphäre wichtiger, als draußen sich selbst überlassen zu werden.

In der Baracke Nr. 14 unterhielt ich mich lange mit einigen meiner ehemaligen Kameraden, die in Dachau geblieben waren. Unter ihnen befand sich auch ein Litauer, der den Amerikanern einfach nicht begreiflich machen konnte, daß eine Rückkehr in die Heimat für ihn nichts anderes bedeuten würde, als in ein neues Dachau gesteckt zu werden.

„Warum behandeln sie uns nur so?“ fragte er mich. „Ich brauchte bloß einige Formalitäten über mich ergehen zu las-

sen, und schon könnte ich von diesem verfluchten Ort verschwinden. Ich bin von den Amerikanern sehr enttäuscht."

Ich versuchte, ihm klarzumachen, daß er den Amerikanern unrecht täte, denn die Befreier hätten schließlich ein großes Risiko mit ihm auf sich genommen. Er möge doch auch einmal bedenken, welche Probleme die Amerikaner zu bewältigen hätten, allein schon, um diplomatischen Streitigkeiten aus dem Weg zu gehen. Ich hielt ihm vor, was es heißt, Millionen von Flüchtlingen zu transportieren, zu ernähren und sich um sie zu kümmern. Die Amerikaner täten alles, was in ihrer Macht stehe, und niemand habe das Recht, ihnen Vorschriften zu machen.

„Aber das ist es ja gerade", entgegnete er. „Sie tun so, als ob die Freiheit ein Geschenk wäre. Man hat den Eindruck, daß sie den Atlantik überquert haben, um die Freiheit über uns auszuschütten wie sie Kaugummi verteilen. Die Freiheit ist doch kein Geschenk, sondern ein Grundrecht. Wir sind frei geboren. Ich habe es doch selbst in der amerikanischen Verfassung gelesen. Dann können sie uns doch nicht erst etwas schenken, was wir bereits besitzen."

An diesem Punkt der Unterhaltung mischte sich ein Pole ein:

„Die Amerikaner haben erklärt, daß sie nicht in den Krieg eingetreten sind, weil in Pearl Harbour einige ihrer Kriegsschiffe zerstört wurden oder weil sie den Anblick der Japaner nicht ertragen konnten. Und ebensowenig, weil die deutsche Industrie eine zu große Konkurrenz für sie war. Nein, sie sagten: Die Vereinigten Staaten treten als Verteidiger von Freiheit und Demokratie in den Krieg ein. Sie forderten, wir sollten rebellieren und ihnen helfen, Sabotage begehen und den Untergrundbewegungen beitreten. Roosevelt appellierte an uns und versprach uns eine bessere Welt. Warum hat man uns denn gefangengenommen? Doch nur, weil wir auf ihn und auf die ‚Stimme Amerikas' gehört haben! Wenn eine Nation jedoch im Namen der Freiheit ein anderes Volk zur

Rebellion drängt, dann hat sie hinterher nicht das Recht, der Freiheit ein Preisschild anzuhängen."

„Ihr redet immer nur von den Vereinigten Staaten", warf ein russischer Häftling ein. „Schließlich gehören wir auch zu den Befreiern. Wenn die Rote Armee nicht in Berlin einmarschiert wäre, dann gäbe es jetzt keine 45. amerikanische Division in Dachau."

„Keine Angst. Das haben wir nicht vergessen", antwortete ich ihm. „Aber genausowenig haben wir übersehen, daß ihr mit Hitler ein Bündnis geschlossen und Millionen eurer eigenen Landsleute in Straflager deportiert habt. Von dem Blutbad im Wald von Katyn will ich erst gar nicht reden. Darüber verweigert ihr ja heute noch jede Erklärung. Warum laßt ihr übrigens niemanden über eure Grenzen? Als ich eines Abends in Berlin die Demarkationslinie überschreiten wollte, hielt mir ein russischer Soldat sein Bajonett unter die Nase. Ich protestierte und sagte ihm, daß ich ein ehemaliger Dachauer Häftling sei. Als Antwort lachte er mir ins Gesicht."

„Das ist doch nichts weiter als Altweibergeschwätz", gab der Russe zurück. „Propaganda, nichts als Propaganda! Ihr seid alle noch immer von Goebbels vergiftet. Euer ganzes verdammtes Europa denkt nach wie vor wie die Nazis."

„Das ändert doch nichts an der Tatsache, daß sich eure Soldaten wie die Wilden aufgeführt haben", meinte ein Belgier, der als Kurier des Lagerkommandanten zwischen Dachau und Brüssel fungierte. „Die Russen plünderten, wo sie konnten. Sie vergewaltigten jede Frau, die ihnen über den Weg lief, egal, ob es sich dabei um Großmütter, kleine Mädchen, um Arbeiterinnen oder Filmstars handelte. So ging es tagaus, tagein. Jeder hat es gesehen, und ihr könnt es nicht abstreiten."

„Warum sollten wir das?" fragte der Russe. „Wir schämen uns deshalb nicht. Immer, wenn jemand von diesen Vergewaltigungen anfängt, muß ich daran denken, was mir ein Kamerad berichtete, der als Fahrer unseres Verbindungsoffiziers, eines Generals, nach Dachau kam. Ich erinnere mich

noch wörtlich: ‚Als ich bei den Partisanen war', sagte er, ‚kamen eines Morgens die Deutschen durch unser Dorf. Sie konnten nirgendwo einen Mann finden. Deshalb hängten sie alle Frauen an den Bäumen auf und nahmen die Kinder mit. Über ihren Verbleib hat man nie wieder etwas gehört. Meine Mutter gehörte auch zu diesen Frauen. Wie können sich die anderen also aufregen, wenn wir uns damit begnügten, ihre Frauen nur zu vergewaltigen?' "

Jetzt mischte sich ein Rumäne ein: „Ich finde, wir übertreiben, wenn wir immer nur ‚Dachau, Dachau' rufen, als ob es sich um Dantes Inferno handeln würde. Ein SS-Mann fragte mich kürzlich während seines Verhörs: ‚Was haben Sie eigentlich gegen uns vorzubringen? Daß wir euch in ein Lager gesperrt haben, statt euch, wie es nach internationalem Recht erlaubt gewesen wäre, niederzuschießen?'

Wir wollen gerecht sein und einmal das Leben hier mit dem eines Soldaten der rumänischen Armee vergleichen. Ein Soldat ist nicht frei. Man mag uns hier im Lager geschlagen haben — in der rumänischen Armee hörten die Prügelstrafen gar nicht auf. Was habt ihr gegen die Kapos? Sie waren nicht schlimmer als unsere Unteroffiziere, die uns wie die Schweine in die Baracken pferchten. Oder glaubt ihr, ein rumänischer Soldat schliefe jede Nacht in einem weichen Bett? Und wir mußten hungern, denn wer glaubt, daß die Männer, die an der russischen Front kämpften, immer genug zu essen hatten, irrt sich. Manche sagen, Lagerleben sei gleichbedeutend mit Tod. Wird der Soldat etwa nicht von den Generalen in den Tod geschickt? Mußten wir dem Tod nicht sechs lange Jahre ständig ins Gesicht sehen? Wenn einer von uns durchkam, wurde er wie ein Held empfangen. Habt ihr euch aber auch schon einmal gefragt, was einen Deserteur erwartet?

Beim Abschiednehmen änderte sich nur der Ton: man weinte, als wir nach Dachau geschickt wurden. Als die Soldaten in den Krieg zogen, wurden sie von der Menge umjubelt, geküßt und mit Blumen geschmückt. Und dazu spielte eine Kapelle."

In unserer Runde saß auch ein Schlesier. Seine Heimat hatte er für immer verloren, aber trotzdem verteidigte er seine Landsleute: „Ihr beschuldigt das ganze deutsche Volk dieser Grausamkeiten. Aber niemand von euch erwähnt auch nur mit einem Wort, daß ein amerikanischer Präsident eine ganze Stadt mit einer einzigen Atombombe vernichten ließ, daß in Dresden unermeßliche Kunstschätze vernichtet und 600.000 Flüchtlinge bei lebendigem Leibe verbrannt wurden. Was sagt ihr über unsere eigenen Flüchtlinge und Gefangenen, die in Konzentrationslagern in Sibirien frieren und sterben müssen?"

Ich entgegnete ihm: „Ich gebe zu, die Atombombe ist wirklich ein Dilemma. Aber ihr Deutschen habt in diesem Fall kein Recht zur Kritik. Wenn ihr in der Lage gewesen wärt, die Bombe selbst rechtzeitig herzustellen, hätte Hitler sie noch bedenkenloser eingesetzt. Ihr solltet nicht über Bombenangriffe und Opfer sprechen, denn ihr habt doch diese Art der Kriegsführung erfunden. Warschau, London, Rotterdam und Coventry waren ebenfalls voller Menschen. Und da reckt ihr die Arme zum Himmel und ruft ‚Dresden'! Ihr seid selbst schuld, daß Dresden zerstört wurde, denn ihr habt die Russen angegriffen und den Krieg begonnen. Der Mann, den ihr zum Führer gewählt hattet, gab auch dann noch nicht auf, als eure Niederlage schon besiegelt war. Hitler und seine Gefolgsleute tragen auch Verantwortung für Dresdens Zerstörung. Niemand wird bestreiten, daß es Flüchtlinge in Dresden gab. Die Frage ist nur, warum sie fliehen mußten. Erstens, weil sie der Propaganda der Nationalsozialisten Glauben geschenkt hatten, zweitens, weil sie ein schlechtes Gewissen hatten, und drittens, weil sie sich vor den Russen fürchteten. Sie hätten vielleicht nichts von ihrem Besitz verloren, wenn sie auf ihren Bauernhöfen oder in ihren Wohnungen geblieben wären und sich mit der unvermeidlichen militärischen Besatzung abgefunden hätten. Das gleiche gilt für die Gefangenen in Sibirien. Vergeßt bitte nicht, daß sie aus eigenem Antrieb zuerst in diese Richtung marschiert sind.

Gut, geben wir einmal zu, daß es sich bei der Atombombe von Hiroshima, der Zerstörung von Dresden und den russischen Kriegsgefangenenlagern um Verbrechen handelt, weil alles, was mit Krieg zusammenhängt, Verbrechen ist. Das verringert die Verantwortung der Nazi-Führung nicht im geringsten. Verbrechen bleibt Verbrechen, auch wenn das gleiche Verbrechen irgendwo auf der Welt tausendfach begangen wird. Ein Verbrecher bleibt ein Verbrecher, auch wenn Tausende andere wie er ungeschoren davonkommen."

Ein anderer Gesprächspartner, ein tschechischer Professor, faßte seine Meinung folgendermaßen zusammen: „Aus den Ereignissen in Potsdam läßt sich jetzt schon wieder ablesen, daß sie sich für den nächsten Krieg vorbereiten, statt die Trümmer des gerade erst zu Ende gegangenen Krieges zu beseitigen. Der menschliche Geist kennt keine Grenzen. Wir werden bald zum Mond, zum Mars und zu den Sternen fahren. Aber aller Genius bringt es nicht fertig, eine vernünftige Lösung für die Beendigung des Kampfes der Menschen untereinander zu finden. Die Tragödie des Krieges ist, daß wir, je mehr er sich seinem Ende zuneigt, uns um so weniger daran erinnern, wie er ausgebrochen ist."

„Ich weiß, wie man das Problem lösen könnte", sagte der Rumäne. „Denkt einmal an die Generale. Sie erteilen immer nur Befehle, aber sie kämpfen niemals selbst. Ich habe kürzlich gelesen, daß im Ersten Weltkrieg etwa dreihundert deutsche Generale den Tod fanden. Die meisten von ihnen starben in ihrem Bett. Der letzte Krieg hat zehnmal soviel Opfer gekostet wie der Erste Weltkrieg, aber es sind auch diesmal wieder nur dreihundert Generale gestorben. Dazu kommen noch einige, die Hitler hängen ließ. Die Antwort liegt auf der Hand: In allen Armeen der Welt sollte es nur noch Generale geben. Eine Armee aus lauter ordensgeschmückten Generalen, die ihren Marschallstab in der Hand halten. Dann würde niemand mehr übrigbleiben, der kämpfen könnte, weil alle nur befehlen, und Krieg könnte

es nicht mehr geben, weil es keine kämpfenden Soldaten mehr geben würde."

Der Pole dachte darüber nach und meinte schließlich: „Wir Überlebenden von Dachau müßten eine Geheimorganisation gründen, eine Art Bruderschaft. Wir müßten überall zugegen sein und alle Ereignisse verfolgen. Sobald wir etwas über einen freigelassenen Kriegsverbrecher in Erfahrung brächten, könnten wir ihn fassen und verhören. Wenn irgendein Staatsmann Kriegsvorbereitungen treffen sollte und die Rechte eines unserer Kameraden verletzt, wären wir in der Lage, seine Maßnahmen zu sabotieren und ihn zu bestrafen oder zu beseitigen. Wir könnten mit unserer Organisation die Welt regieren."

„Und wer wird uns regieren?" fragte der tschechische Professor. „Machen Sie sich doch keine Illusionen, meine Herren. Es wird weder eine Dachauer Solidarität noch eine gemeinsame Idee geben, die uns alle zusammenhalten würde. Gott sei Dank gehören wir zu den Überlebenden, aber wir sind krank, erschöpft und verbittert. Wir sind unfähig, den Kampf erneut aufzunehmen. Einige werden vielleicht darüber hinwegkommen und erneut ein Risiko auf sich nehmen wollen. Doch das wird ihnen wenig nützen, denn sie werden in einem Meer der Mittelmäßigkeit versinken. Man würde uns nur ausnutzen. Wir kommen einfach zu spät. Niemand kann die Uhr zurückdrehen. Die Zeit ist uns davongerannt, und verlorene Zeit kann man nicht mehr zurückholen. Glauben Sie mir, all unsere Worte sind vergebene Liebesmüh."

Als man mich später in verschiedenen Prozessen als Zeuge vernahm, wurde mir klar, wie recht der Tscheche gehabt hatte. In Nürnberg spürte ich es besonders deutlich. Der amerikanische Untersuchungsrichter hatte sich mit einem Heer von Dolmetschern umgeben, weil er nur englisch verstand. Man übersetzte erst vom Russischen ins Ungarische, dann vom Ungarischen ins Deutsche und vom Deutschen ins Französische, bevor die Aussage in die endgültige Version übersetzt wurde. Dann war meist die Hälfte der ursprüng-

lichen Aussage unter den Tisch gefallen. Ich wurde zum Beispiel gefragt, ob ich mich an die Augenfarbe, die Heimatadresse oder die Namen der Eltern eines Häftlings erinnern könnte, den ich auf dem Weg zum Krematorium hatte sterben sehen. Als ich Jahre später im Fernsehen die Kriminalserie „Perry Mason“ sah, fühlte ich mich merkwürdig an diesen Typ von Untersuchungsrichter erinnert. Man fragte mich, was ich über den und den SS-Mann wüßte, der so grausam gewesen wäre. Wo wohnte er? Wo war er geboren? Von welcher Marke war seine Uhr? Trug er einen Ring? Hatte ich beobachtet, wie er eines Abends nach Sonnenuntergang einen Häftling tötete? Oder vielleicht sogar mehrere auf einmal?

Ich hätte diesem Richter am liebsten etwas ganz anderes gesagt: „Ich kann Ihnen versichern, wenn ich das nächstemal in ein Konzentrationslager komme, werde ich den diensthabenden SS-Mann höflich auffordern, für einen Augenblick mit seiner Quälerei aufzuhören, damit ich mir die Farbe seiner Augen, seine Uhrenmarke und seine Telefonnummer für den Fall aufschreiben kann, daß ich eines Tages von seinen siegreichen Feinden vernommen werde ...“

*

In der Zwischenzeit war das befreite Europa von einer neuen Welle von Lagern geradezu überschwemmt worden. Die Zahl ging in die Tausende. Diese sogenannten DP-Lager dienten als Unterkünfte für ehemalige Häftlinge, die man aus den deutschen Lagern befreit hatte. Sie brachten einen Haufen Ärger für die Verantwortlichen wie auch für die Bevölkerung mit sich. Über die bedauernswerten Lagerbewohner selbst zerbrach sich niemand den Kopf.

*

Nach reiflicher Überlegung war die türkische Regierung zu dem Ergebnis gekommen, daß es nicht gerade ein Grund zur Freude war, daß man einen ihrer Untertanen in ein Konzentrationslager gesperrt hatte. Diese Tatsache würde nur noch unterstreichen, wie wenig zwanzig Millionen Türken gegen den Nationalsozialismus getan hatten. Man forderte

mich von höchster Stelle auf, keine Zeile über meine Haft zu veröffentlichen. Die große türkische Tageszeitung „Aksam" mußte deshalb die gerade begonnene Veröffentlichung einer Serie einstellen. Gegen seinen Willen mußte mich der Botschafter auffordern, in Zukunft sämtliche Diskussionen über meine Erlebnisse zu unterlassen und vor allen Dingen niemals zu erwähnen, daß mich ausgerechnet ein Türke der Gestapo ausgeliefert hatte.

Ich habe eine eigene Vorstellung vom Journalismus. In meinen Augen hat keine Regierung das Recht, mir vorzuschreiben, was ich schreiben darf oder nicht. Ich bin allein meinen Lesern gegenüber zur Loyalität verpflichtet. Ein Journalist, der sich zuerst als Patriot und dann erst als Reporter fühlt, ist in Wirklichkeit nicht mehr als ein Betrüger, der aus seinen Lesern unrechtmäßigen Profit schlägt. Als ich mich deshalb weigerte, fühlte sich die türkische Botschaft veranlaßt, die amerikanische Armee zur Zurücknahme meiner Akkreditierung zu bewegen. Sie hatte jedoch nicht viel Glück mit dieser Aktion, weil französische Zeitungen sofort bereit waren, mich zu beschäftigen. Als das bekannt wurde, wollten die türkischen Behörden meinen Paß nicht mehr verlängern.

Das war zwar schlimm, aber nicht tragisch. Erstens hatte ich schon vor meiner Abreise aus Dachau beschlossen, die amerikanische Staatsbürgerschaft zu beantragen, und zweitens standen mehrere meiner Onkel im türkischen diplomatischen Dienst und waren zum Glück auch noch alle Konsuln. Ich brauchte also lediglich zu einem von ihnen zu gehen und um einen neuen Paß zu bitten, wenn meiner abgelaufen war. Bekanntlich brauchen die Behörden auf der ganzen Welt viel Zeit, und es würde deshalb lange dauern, bis Ankara meinen Onkel über die gegen mich erlassene Verfügung unterrichtet haben würde. Bis ich mein Glück bei sämtlichen Onkeln versucht hätte, würde ich längst in den Vereinigten Staaten sein. In einem Punkt irrte ich mich jedoch gewaltig. Wenn ich geglaubt hatte, ich brauchte nur das Zauberwort „Dachau" auszusprechen, um ein Einwanderungsvisum zu

erhalten, mußte ich mich eines Besseren belehren lassen. Ein amerikanischer Konsul in London warnte mich sogar, das zu tun: „Sagen Sie niemandem, daß Sie in einem Lager waren. Die Einwanderungsbehörden würden Sie sofort für einen Kommunisten halten.“ Hätte ich doch seinen Rat befolgt! Die Formalitäten waren kompliziert und zermürbend, und oft schienen sich unüberwindliche Hindernisse aufzutürmen. Sie zogen sich endlos in die Länge. Wenn ich der Papst wäre, würde ich jeden heiligsprechen, der die Verhöre der amerikanischen Einwanderungsbeamten lebend überstanden hat.

*

Dabei hatte der amerikanische Senat ein Gesetz verabschiedet, wonach Opfer des Nationalsozialismus anderen Anwärtern vorgezogen werden sollten. Die Voraussetzung dafür war allerdings, daß man in einem DP-Lager leben mußte. Man schlug mir plötzlich vor, meine Wohnung und meine Tätigkeit in Amerika aufzugeben und bis auf weiteres als Flüchtling in einem italienischen Lager zu leben, damit ich die Bedingungen erfüllte. Ebensogut könnte man jemanden auffordern, in einen See zu springen, damit er nicht von einem Zug überfahren wird! Und zu allem Überfluß mußte ich befürchten, in meinem eigenen Vaterland verfolgt zu werden, wenn ich jemals dorthin zurückkehren würde. Etwa zum gleichen Zeitpunkt hatte sich die Türkei mit den Vereinigten Staaten verbündet. Da man in der Politik nie weiß, was morgen geschieht, konnten die Amerikaner nicht voraussehen, daß die Türken, die sie für beispielhafte Demokraten hielten, eines Tages ihren eigenen Premierminister und zugleich den besten Freund des amerikanischen Präsidenten hängen würden. Deshalb wollte mir auch niemand glauben, daß es gefährlich für mich wäre, in meine Heimat zurückzukehren.

*

Mir blieb nichts anderes übrig, als meine Einbürgerungspapiere auf dem normalen Weg zu beantragen. Es würde zwar lange dauern, dafür war es aber auch sicherer. Ich

machte mir außerdem wenig Gedanken darüber, denn nach Dachau würde mich niemand und nichts in der Welt mehr zurückbringen.

Ich kann mich noch gut an den Tag erinnern, als ich mein Einbürgerungsgesuch einreichte. (Die Genehmigung erhielt ich übrigens fünf Jahre später.) Ich traf zwei alte Freunde aus Berlin im Büro der Einwanderungsbehörde. Als Journalist hat man überall Freunde. Die beiden waren unverbesserliche rumänische Nazis — einer von ihnen gehörte während des Krieges sogar einer besonders aktiven Gruppe der Partei, der „Eisernen Garde“ unter Horia Sima, an — und hatten ihre politischen Ansichten nicht im geringsten geändert. Im übrigen waren sie sehr sympathisch. Sie wünschten mir viel Erfolg bei meinen Bemühungen. Sie selbst hatten das nicht mehr nötig, denn sie waren längst amerikanische Staatsangehörige und hatten den kostbaren Paß in der Tasche. Es hatte sie nicht die geringste Mühe gekostet, die Behörden davon zu überzeugen, daß sie nicht in ihre Heimat zurückkehren konnten — sie brauchten lediglich anzugeben, daß die sowjetische Besatzungsmacht sie sofort verhaftet hätte.

An diesem Tag wurde mir klar, daß ich aus dem falschen Land kam und einen Feind zuwenig hatte.

16

Die Schreibmaschine

Meine ehemaligen Kameraden hatten meinen Jeep mit allen möglichen Beutestücken vollgestopft: Stiefel, ganze Stoffballen, die ursprünglich für Khakiuniformen des Afrikakorps bestimmt gewesen sein mußten, einen SS-Helm, eine Schallplatte mit dem Lied „Lili Marleen", Konserven und sonstige Marschverpflegung — kurz, alles was ihnen in den weiträumigen Warenlagern Dachaus unter die Finger gekommen war. Vor der Befreiung waren sie dort von der SS beschäftigt worden und jetzt arbeiteten sie für die Amerikaner. Die Gegenstände stellten damals einen unschätzbaren Tauschwert dar, weil der Schwarzmarkt in allen Winkeln Europas in höchster Blüte stand.

Meinen größten Wunsch konnten sie mir leider nicht erfüllen — in ganz Dachau war keine Schreibmaschine aufzutreiben. Die Maschine, auf der ich während meiner Haftzeit geschrieben hatte, war von der Gestapo beschlagnahmt worden. In Paris hatte ich ebenfals vergeblich nach einer Schreibmaschine gesucht. Ein Journalist ohne Schreibmaschine ist einfach nicht denkbar.

Als ich nach Bad Wiessee kam, klagte ich dem Presseoffizier mein Leid. In diesem hübschen kleinen Ort am Tegernsee konnte man sich wohlfühlen. Die dort stationier-

ten Kriegsberichterstatter schrieben entweder Berichte oder taten, wozu sie gerade Lust hatten.

Meine Unterredung mit dem Oberst zog sich in die Länge, denn er war zwar sehr sympathisch, aber entsetzlich pedantisch. Ich erzählte ihm ausführlich, was sich unter den Nazis ereignet hatte, und lieferte ihm eine genaue Beschreibung über das Leben in den Gefängnissen und Konzentrationslagern. Ich erläuterte ihm die Methoden der Gestapo und versuchte, ihm mit allen Mitteln begreiflich zu machen, wie dringend ich eine Schreibmaschine benötigte, um die mir erteilten Befehle — sie waren von General Eisenhower unterzeichnet — ausführen zu können. Ich bat ihn um eine Bescheinigung, damit ich mir aus den deutschen Vorratslagern, die der Kontrolle der amerikanischen Militärbehörden unterstanden, eine Schreibmaschine holen konnte.

„Wie stellen Sie sich das vor", entgegnete der Oberst. „Dazu müßte ich erst in London und dann in Washington nachfragen. Das dauert mindestens sechs Wochen. Selbstverständlich gibt es Fälle, in denen eine Ausnahme gemacht werden muß, aber wir sind hier, um für Zucht und Ordnung zu sorgen. Es wird Ihnen niemand im Wege stehen, wenn Sie sich eine Schreibmaschine besorgen wollen. Aber verstoßen Sie nicht gegen irgendeine Anordnung."

Zu diesen Anordnungen gehörte angeblich auch der Auftrag an die Münchner Stadtverwaltung, eine Liste aller Personen zu erstellen, die Gegenstände von militärischem Wert besaßen. Dazu gehörten zum Beispiel Fahrradschläuche, alte Waffen, Benzin und auch Schreibmaschinen. Ich ging deshalb ins Rathaus und sprach mit dem verantwortlichen Beamten. Zufällig stellte sich heraus, daß er ebenfalls ein ehemaliger Häftling war. Er war sehr hilfsbereit und gab mir Namen und Adressen aller Personen in München, die angegeben hatten, daß sie eine Schreibmaschine besaßen. Eine Beschlagnahmebescheinigung aber wollte er mir nicht ausstellen. Diese müßte von seinem Vorgesetzten unterschrieben werden. „Außerdem ist er ein früherer Nazianhänger, der es nur

seiner Tochter, der Geliebten eines Obersten der amerikanischen Verwaltung, zu verdanken hat, daß er im Amt bleiben durfte. Der Oberst kam von einer Schule in Carolina nach München, wo man ihn besonders für den Besatzungsdienst ausgebildet hat. Seine Mutter stammt nämlich aus Preußen. Ich würde an Ihrer Stelle irgendeinen Bürger aufsuchen und ihn dazu bringen, Ihnen seine Schreibmaschine zu verkaufen. Bezahlen Sie ihm in deutscher Währung den Preis, der in der Liste steht, und lassen Sie sich eine Quittung darüber ausstellen. Dann werden wir Ihnen bestätigen, daß dieser Handel legal verlaufen ist.

Einer meiner Freunde aus dem Pressequartier erklärte sich bereit, mich zu begleiten. Da er als Zeichner für „Stars and Stripes“ tätig war, wollte er die günstige Gelegenheit dazu benutzen, Skizzen von den Gesichtern einiger Bürger zu machen. Wir besorgten uns einen Jeep mit Fahrer, einen Soldaten aus Santa Fé in Neumexiko, der sich freute, daß ich mich mit ihm auf Spanisch unterhalten konnte. Er hatte eine unnachahmliche Art, mit Mädchen umzugehen, was uns nur nutzen konnte. Selbst wenn er nur irgendwo auf dem Gelände des PX herumstand, pflegte er sich bis an die Zähne zu bewaffnen. Er schleppte Handgranten, Messer, Maschinengewehre und Bajonette mit sich herum, ganz zu schweigen von der Sprengstoffkiste auf dem Rücksitz des Jeeps.

Ich besaß noch eine Pistole, die mir der zweite Sekretär der türkischen Botschaft in Paris geliehen hatte. („Wir können Sie diesmal nicht ohne irgendeinen Schutz nach Deutschland zurückgehen lassen“, hatte er zu mir gesagt). Bis jetzt hatte ich die Waffe nicht benutzt. Sie mußte sich ganz unten in meinem Koffer befinden. Ich hatte mir zwar vorgenommen, sie in einem Wald in der Nähe der Autobahn auszuprobieren, aber die Gelegenheit hatte sich nie ergeben.

Mexico, unser Fahrer, hielt mit kreischenden Bremsen vor dem Haus des ersten deutschen Anwärters auf meiner Liste. Fenster wurden geöffnet und überall in der Nachbarschaft stellten sich die Bewohner ans Fenster und verfolgten

gespannt, was sich nun ereignen würde. Mein Freund hielt einen großen Zeichenblock in der Hand, der für den Zuschauer ebensogut ein geheimnisvolles militärisches Dokument sein konnte, denn man darf nicht vergessen, daß unserem Auftritt zwölf Jahre politischen Terrors vorausgegangen waren. Kriegsberichterstatter besitzen eigentlich keine Waffen und dürfen sie auch nicht bei sich tragen. Deshalb zog Mexico die Pistole des Botschaftssekretärs aus seiner Manteltasche und überreichte sie mir erst jetzt. Ich steckte die Pistole zuerst in meine rechte Tasche, nahm sie dann nach kurzem Zögern wieder heraus, betrachtete sie von allen Seiten und entsicherte sie, als ob ich mich vergewissern wollte, daß sie schußbereit sei. Dann ließ ich sie bewußt ganz langsam in eine linke Jackentasche gleiten, wobei ich darauf achtete, daß sie gut zu sehen war.

Als wir das Haus betraten, stand bereits die hübscheste Tochter des Hausherrn neben ihrem Vater. Der Deutsche war auf der Hut und wußte, daß dieses Argument die beste Wirkung bei den Besatzungssoldaten hervorrief. Wir gingen langsam hinein und sahen uns gemächlich um. Bis jetzt hatten wir noch kein Wort gesagt. Im kalten Krieg tut Eile nie gut.

Der Deutsche hatte also viel Zeit, darüber nachzudenken, was man ihm wohl vorwerfen könnte. Als ich ihn schließlich auf deutsch ansprach, machte mein Freund einige flüchtige Skizzen. Unser Gastgeber muß überzeugt gewesen sein, daß er sich Notizen machte. Daß ich deutsch mit ihm sprach, schien ihn jedoch am meisten zu beunruhigen. Er hatte Gelegenheit genug gehabt, um feststellen zu können, daß die Amerikaner im allgemeinen nur zwei deutsche Worte wissen: „Fräulein“ und „kaputt“. Die Tatsache, daß ich deutsch sprach, konnte nur bedeuten, daß ich irgendeinem mysteriösen Geheimdienst angehörte.

Ich stellte mich mit ausgesuchter Höflichkeit vor und zählte dabei meine sämtlichen Titel und Funktionen auf. Er wird kaum etwas von meinem Kauderwelsch verstanden

haben, da ich die amerikanischen Bezeichnungen gebrauchte. Währenddessen hatte Mexico ostentativ den Wagen gewendet und vor der Tür angehalten. Dann beugte er sich nach hinten und räumte den Rücksitz frei, als ob wir mit einem weiteren Fahrgast rechneten — vielleicht mit einem Gefangenen?

„Ich habe im Rathaus erfahren, daß Sie sehr viel mit den Nazis zu tun hatten", sagte ich in verdrießlichem und leicht bedauerndem Ton zu dem Deutschen. In Wahrheit wußte ich gar nichts über ihn, aber in 99 Prozent aller Fälle war es so und man lief kein Risiko mit dieser Behauptung.

Sofort kam die unvermeidliche Antwort: „Ich, ein Nazi? Niemals! Ich war immer gegen diese braunen Schufte. Ich habe immer englische Sender gehört." Und damit war für das hübsche Mädchen das Signal gegeben, in die Küche zu gehen und Ersatzkaffee für uns aufzuschütten. Mein Freund ging ihr nach.

Der Deutsche nahm seinen ganzen Mut zusammen und erzählte mir, daß er zwei Vettern in Amerika hätte, die in Chikago und Minneapolis wohnten. Seine Familie habe im Krieg bei den Bombenangriffen viel mitmachen müssen und seine Söhne hätten an der russischen Front gekämpft. Seine Tochter sei völlig unterernährt und er selbst habe seit der Offensive in den Ardennen keine Zigarette mehr geraucht.

Ich bot ihm gerade eine Zigarette an, als seine Tochter mit meinem Freund ins Zimmer kam. Sie war puterrot vor Aufregung.

Nun hielt ich es an der Zeit, zum Thema zu kommen. „Ich brauche Ihre Schreibmaschine", sagte ich. „Wir wollen Ihnen jedoch keinen Ärger bereiten und werden Ihnen deshalb einen angemessenen Preis dafür bezahlen." Während dieser letzten Bemerkung wanderte meine Hand ganz unabsichtlich in meine rechte Jackentasche, in der die Pistole steckte.

„Aber die Schreibmaschine ist das einzige, was ich noch besitze —"

Seine Tochter sah aus, als ob sie jeden Augenblick weinen

würde. Man hätte glauben können, daß wir nicht eben noch nach einer Schreibmaschine gefragt hätten, sondern ihre Aussteuer beschlagnahmen wollten.

„Ich möchte Ihnen eine Erklärung geben", fuhr ich fort. „Wissen Sie über Dachau Bescheid?"

„Dachau? Darüber habe ich noch nie etwas gehört."

„Dachau ist ein Konzentrationslager. Man hat mich dort eingesperrt und mir meine Schreibmaschine weggenommen. Krieg ist Krieg. Wollen Sie uns nicht ein bißchen für das entschädigen, was man uns angetan hat, und uns Ihre Schreibmaschine überlassen? Wenn die Besatzungszeit abgelaufen ist, wird Ihnen die Regierung alles zurückgeben."

Dann zog ich meine Empfangsbestätigung heraus, die man mir im Rathaus gegeben hatte. In einer Ecke befand sich der Stempel der amerikanischen Militärregierung. Der Münchner war beim Anblick des offiziell gestempelten Papiers sofort beruhigt. Dann konnte es seiner Meinung nach nicht so schlimm sein.

Ich nahm meine Brieftasche heraus und sagte: „Nach Ihren eigenen Angaben, die ich hier vorliegen habe, sehe ich, daß die Maschine 145 Mark wert sein soll. Mit Rücksicht darauf, daß Sie die Maschine vorläufig nicht benutzen können, werde ich Ihnen 175 Mark geben. Bitte unterschreiben Sie hier."

Für 175 Mark konnte man damals einen Karton Camel-Zigaretten kaufen. Der Deutsche war jedoch von meiner Großzügigkeit derart überwältigt, daß er ohne zu zögern unterschrieb, bevor ich mein Angebot ändern konnte. Ich glaube, er hielt sich bei diesem Handel für den Gewinner und trat mir kostenlos obendrein ein Kännchen Maschinenöl und seinen Papiervorrat ab. Beim Abschied, der mit viel Händeschütteln vonstatten ging, bot ich ihm ein Päckchen amerikanische Zigaretten an. Mein Freund hatte der Tochter des Hausherrn bestimmt Schokolade geschenkt und sich mit ihr verabredet, als beide in der Küche allein waren. Wir fühlten uns als wahre Wohltäter, als wir endgültig davonfuhren.

Nun mußten wir noch eine andere Schreibmaschine für meinen Freund auftreiben. Mexico mischte sich ein und meinte, er müsse unbedingt auch eine Maschine für den Chef der Autowerkstatt besorgen. Bald wußte das ganze Pressequartier von unserer Expedition. Nach und nach kamen alle Kriegsberichterstatter mit der Bitte zu mir, mein möglichstes zu versuchen, damit sie ebenfalls eine Schreibmaschine erhielten. Im Umkreis von München herrschte bald ein derart schwunghafter Handel mit Schreibmaschinen, daß der Präsident von IBM vor Neid erblaßt wäre, wenn er davon erfahren hätte. Wenn ich mich nicht irre, war darunter sogar eine Maschine aus Hitlers Besitz. Ein amerikanischer Verleger, der uns in Deutschland besuchte, verschaffte sich das Vorkaufsrecht und nahm sie mit nach Oregon.

Die Schreibmaschinen befanden sich fast ausnahmslos in schlechtem Zustand. Wir hätten sie zwar in eine Armeewerkstatt zur Reparatur bringen können, aber wir befürchteten, daß sie dann für immer verschwinden könnten. Alles, was von einem Soldaten „organisiert" worden war, konnte ein anderer straflos „wieder organisieren". Dann hätten wir von vorn anfangen müssen. Der Beamte im Münchener Rathaus wurde zum Retter in der Not. Er empfahl mir ein Geschäft in einem Münchener Vorort. Der Weg nach Allach führte — welche Ironie des Schicksals — über die Straße nach Dachau. Als wir vor dem Geschäft ankamen, war niemand zu sehen. Auf dem Schaufenster stand nur eine Telefonnummer mit dem Hinweis, daß man den Eigentümer unter dieser Nummer erreichen könne. Die Ehefrau hatte seinen Platz eingenommen, denn ihr Mann war Anfang des Krieges eingezogen worden und befand sich jetzt irgendwo in Norwegen.

„Ich kann leider nicht zu Hause arbeiten, weil wir keinen Strom haben", sagte sie am Telefon. „Wenn Sie mich jedoch ins amerikanische Quartier mitnehmen könnten, würde ich die Schreibmaschinen dort sofort in Ordnung bringen. Es kostet zwei Mark die Stunde."

Pünktlich um sechs Uhr nachmittag kam ich mit Mexiko in dem Elendsviertel an, wo sie wohnte. Sie konnte nur abends für uns arbeiten, weil sie tagsüber dem Bauern half, bei dem sie untergebracht worden war. Man stelle sich unsere Überraschung vor, als ein blutjunges Ding in einem schwarzen Taftkleid aus der Haustür trat. Sie war höchstens fünfundzwanzig Jahre alt. Sie trug eine Halskette, hatte sich geschminkt und sah aus, als ob sie auf einen Ball gehen wollte. Ich konnte mein Erstaunen schlecht verbergen.

„Aber, mein Fräulein", sagte ich, „werden Sie sich nicht Ihr hübsches Kleid bei der Arbeit schmutzig machen?"

„Das macht nichts", antwortete sie. „Es ist seit einem Jahr der erste Abend, an dem ich ausgehe. Ich bin noch nie in einem Jeep gefahren. Bitte fahren Sie nicht zu schnell. Ich möchte nämlich, daß mich die ganze Nachbarschaft sieht. Man stelle sich vor — ich mit einem amerikanischen Offizier in einem Jeep!"

Irgendeine Anordnung besagte zwar, daß man sich nicht mit deutschen Frauen einlassen sollte, aber in ihrem Fall handelte es sich um eine Ausnahme, da sie ja beruflich unterwegs war. Deshalb konnte uns nichts passieren. Sie verstand sich auf ihre Arbeit und reparierte die Schreibmaschine tadellos. Nachdem ich ihr den geforderten Lohn bezahlt hatte, lud ich sie zum Essen in die Kantine ein. Es war seit Monaten ihre erste richtige Mahlzeit. Anschließend gingen wir in den Klub tanzen. Als ich sie nach Hause brachte, war es bereits Mitternacht.

„Mexico", bat sie den Fahrer, „fahren Sie doch bitte ganz langsam. Ich möchte, daß mich alle nach Hause kommen sehen . . ."

Von nun an schickte ich jeden zu ihr, der eine reparaturbedürftige Schreibmaschine besaß. Das Mädchen in dem schwarzen Taftkleid kam auf diese Weise öfter in die Kantine oder in den Klub. Ich vermute außerdem, daß mancher nicht ganz ehrlich war, wenn er behauptete, seine Schreibmaschine sei schon wieder reparaturbedürftig.

Eines Morgens — ich hatte gerade gefrühstückt — tauchten zwei riesige MP's vor mir auf. „Der Kommandeur möchte Sie sprechen. Folgen Sie uns."

Ich wußte gleich, was los war. Der Kommandeur würde von dem Mädchen erfahren haben, das uns die Schreibmaschinen reparierte, und das bedeutete für mich Arrest oder Versetzung. Ich hatte mich nicht geirrt. Der Kommandeur war ganz unglücklich.

„Es tut mir leid, aber Sie haben gegen die Anordnungen verstoßen."

Ich versuchte ihn abzulenken, kam jedoch nicht weit, weil der Kommandeur mich in meinem Redefluß unterbrach: „Sie wissen, daß man eine Pistole in ihrem Zimmer gefunden hat. Sie dürfen sie nicht behalten, das verstößt gegen die Anordnungen. Wir haben sie zum SHAEF nach Paris geschickt. Dort können Sie sie nach Ihrer Rückkehr abholen."

Er goß mir ein Glas Whisky ein und fuhr dann in einem gänzlich unmilitärischen Ton fort: „Ich sagte Ihnen bereits, daß mein Sohn in den Staaten in diesen Tagen sein Examen macht. Vielleicht hat er es sogar schon bestanden. Ich weiß es nicht genau, weil die Post immer Verspätung hat. Ich würde ihm gern ein Geschenk machen. Eine Hermes-Schreibmaschine wäre gerade das Richtige für ihn. Glauben Sie, daß Sie eine für mich auftreiben können? Natürlich nichts Ungesetzliches. Ich werde den regulären Preis in Mark dafür bezahlen. Sie können meinen Jeep benutzen, wenn Sie wollen . . ."

Ende des Monats fuhr ich nach Paris zurück. Als Belohnung für meine Bemühungen hatte man mir einen alten, aber auf neu zurechtgemachten Opel aus dem Wagenpark überlassen. Alles ging gut, bis ich den Rhein bei Mainz überqueren wollte. Ich weiß nicht, wieso ich die Kontrolle über den Wagen verlor — vielleicht bin ich in ein Schlagloch geraten. Ich habe nicht die geringste Erinnerung, denn man fand mich bewußtlos auf der Straße liegend. Ich war aus dem Wagen geschleudert worden. Mein Opel hatte sich

dann gedreht und war anschließend von der Brücke in den Rhein gestürzt. Mit ihm auch die „organisierte“ Schreibmaschine. Ich kam mit leeren Händen in Paris an.

17

Lagerpsychose

Der ehemalige Berliner Bürgermeister Willy Brandt schlug mir eines Tages vor, einen Arzt aufzusuchen. Die neue westdeutsche Regierung wollte sich nämlich über meinen Gesundheitszustand vergewissern. Ich ließ also eine langwierige Untersuchung durch einen Spezialisten über mich ergehen, übrigens eine sehr gutaussehende Ärztin, die mit allen möglichen blitzenden Instrumenten hantierte. Gegen Ende der Untersuchung wandte sie sich zu mir um und murmelte: „Dachau? Nun, Sie können sich nicht beklagen. Sie haben ja wenigstens überlebt."

Es ist gar nicht so leicht, von tiefen Wunden, verstümmelten Gliedern, amputierten Brüsten, Kastrationen und durch Prügelstrafen gebrochenen Knochen zu sprechen, wenn man das Glück hat, zu den Überlebenden zu gehören. Der gleichen Ansicht scheinen die deutschen Behörden zu sein, die Wiedergutmachungszahlungen leisten müssen. Bis 1965 sind erst 57 Prozent der insgesamt 457.651 Forderungen von ehemaligen Häftlingen, deren Gesundheit für immer in Mitleidenschaft gezogen ist, erfüllt worden. Die Zahlungen für weitere 75.882 Anwärter, die ein Auge oder ein Körperglied verloren haben und als Invalide nicht genug für ihren Lebensunterhalt verdienen können, stehen noch aus. Man

sollte jedoch nicht glauben, daß diese Zahlungen sich so verzögern, weil die ehemaligen Häftlinge ein Vermögen gefordert hätten. Die Bonner Regierung zahlt einer Frau, die als Folge der Behandlung in einem Konzentrationslager nie Kinder bekommen kann, monatlich 148 Deutsche Mark. Ein Blinder erhält 548 Mark pro Monat. In den meisten Fällen erfolgte die erste Zahlung erst zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre nach der Verhaftung der Betroffenen durch die Gestapo.

Wie aber verhält es sich mit den seelischen Schäden?

Dr. William G. Niederland, ein führender New Yorker Psychiater und außerordentlicher Professor für Psychiatrie an der Universität des Staates New York, hat sich zwanzig Jahre lang mit dieser Materie befaßt. Von ihm stammt der wissenschaftliche Beweis, daß es so etwas wie eine „Konzentrationslagerpsychose" gibt, der er auch die Bezeichnung „Überlebendenkomplex" gab. Mindestens 97 Prozent aller befreiten Häftlinge sind von dieser Psychose befallen. Darunter auch diejenigen, die sich für immun halten mögen, Reiche, Berühmte und Mächtige und sogar solche, die sich für glückliche Menschen halten und überzeugt sind, daß sie ein normales Leben führen.

Dr. Niederland hat zahlreiche Artikel über dieses Thema in medizinischen Fachzeitschriften veröffentlicht, die großes Aufsehen erregten. Auf der Jahreshauptversammlung der Vereinigung amerikanischer Psychiater im Jahre 1965 hielt er einen Vortrag über seine Theorie, die von Dr. Henry Krystal von der Staatlichen Universität von Wayne, Michigan, unterstützt wurde. Dr. Niederland hat eine eindrucksvolle wissenschaftliche Dokumentation herausgegeben, die auf dem Studium von 2000 Fällen beruht. Ich will mich an dieser Stelle auf einige wichtige Punkte beschränken und mich nicht in medizinische Fachausdrücke verirren, die mir, ehrlich gesagt, zu kompliziert sind.

Mehr als die Hälfte aller Juden, die ihre Haftzeit in Ausrottungslagern überlebt haben, leiden an nervösen Störun-

gen. Laut Dr. Niederland ist in vielen Fällen keine Hilfe mehr möglich. Ich muß hinzufügen, daß er seine Studien überwiegend, wenn nicht sogar ausschließlich, auf jüdische Häftlinge beschränkt hat, die zu ihm kamen. „Es handelt sich dabei nicht um ein rassisches Problem", führte er in seiner Dokumentation aus. „Die Erklärung liegt einfach darin, daß jüdische Häftlinge mehr als andere Zeuge waren, als man ihre engsten Angehörigen umbrachte, und deshalb viel stärker in Mitleidenschaft gezogen wurden. Diese Menschen wurden auch schon eher und härter als die anderen verfolgt. Sie gehören zu meinen schwierigsten Patienten. Ein Psychiater muß das unbedingte Vertrauen seiner Patienten besitzen. Bei diesen Menschen ist das fast unmöglich. Sie wollen die Vergangenheit nicht wieder aufstehen lassen, denn jede Erinnerung daran ist zu schmerzlich und bringt sie völlig durcheinander. Sie leiden unter Depressionen, sind verschlossen und ängstlich."

Diese Menschen sind ständig von Furcht gepackt. Beim Anblick eines Polizisten würden sie am liebsten davonlaufen. Jedes Türklingeln kann sie in Angst und Schrecken versetzen. Beunruhigende Nachrichten im Fernsehen bringen sie aus der Fassung. Viele unter ihnen befürchten, daß eines Tages in den Vereinigten Staaten dasselbe wie in Deutschland geschehen könnte. Man hat das Gefühl, daß sie zugleich an zwei Orten wohnen: bei uns hier in Amerika und wie damals in Auschwitz, Berlin oder Lodz. Ein Teil ihres Lebens spielt sich in der Gegenwart ab, und der andere gehört der Welt, die nur in ihren Träumen existiert und der sie doch nicht entfliehen können. Oft leiden sie unter krankhaften Einbildungen. So behauptete zum Beispiel jemand, er hätte eines Abends Himmler an der Ecke zur 45. Straße getroffen, ein anderer, daß der New Yorker Bürgermeister in Wahrheit der verkleidete Kommandant des Lagers Auschwitz sei. Andere klammern sich an dem Gedanken fest, daß ihre Ehefrauen nicht im Krematorium gestorben sind, obwohl es vor ihren Augen geschah. Sie vermuten sie irgendwo in New

York, wo sie sich versteckt hielten, weil sie Angst hätten, auf die Straße zu gehen.

„Diese bedauernswerten Geschöpfe sind keine lebendigen Menschen mehr, sondern wandelnde Tote," drückt es Doktor Niederland aus.

Das einzige, an das sie sich erinnern können, sind Verfolgung, Ausbeutung und Mißhandlung. Ständig befürchten sie neue Katastrophen. Sie wollen mit niemandem über ihre Erlebnisse im Lager sprechen, weil sie Angst haben, daß man ihnen nicht glauben oder sich über sie lustig machen könnte. Sie scheuen nicht davor zurück, viele Kinder in die Welt zu setzen. Es sieht vielmehr so aus, als ob sie sich große Familien wüschten, um die ermordeten Angehörigen zu ersetzen, und um sicherzugehen, daß ihre Namen nicht für immer ausgelöscht werden. Ihre Kinder sollen sie für den Verlust der anderen Kinder entschädigen, die sie sterben sahen. Sie erziehen sie sehr streng und sind oft hart zu ihnen, als ob sie die Kinder auf eine neue mögliche Katastrophe vorbereiten wollten. Vielleicht liegt es aber auch nur daran, daß sie diese Kinder unbewußt dafür bestrafen, daß sie am Leben geblieben sind. Als Ehemänner sind sie schwierig. Es gibt viele unglückliche Ehen unter den Überlebenden aus den Konzentrationslagern. Alle leiden unter einem ständigen Schuldkomplex. Manche unter ihnen scheuen selbst vor den kleinsten Vergnügungen zurück. Sie gehen weder ins Kino noch in eine Eisdiele oder zum Tanz, als ob sie zu sich selbst sagen wollten: „Wie kann ich ins Kino gehen, wo doch mein Sohn in einem Krematorium verbrannt worden ist? Wie soll ich tanzen, wenn man meine Frau in Ravensbrück umgebracht hat?"

Diese Symptome tauchten oft erst lange nach der Befreiung auf. Anfangs bestand immer noch die Hoffnung, daß die Frau, die Kinder oder die Eltern eines Tages zurückkehren könnten. Die Lebensbedingungen waren noch sehr unsicher. Dann hieß es, sich dem Leben erneut zu stellen und den Tatsachen ins Auge zu sehen. Die Überlebenden gründeten ein

neues Heim, suchten Arbeit, verdienten Geld und begannen ein neues Leben in einem anderen Land — zum Beispiel in Amerika. Nach einer gewissen Zeit traten Gewissensbisse und Verzweiflung als erste Anzeichen auf. Bald gab es schlaflose Nächte. Sie können sich nicht damit abfinden, daß sie noch leben dürfen, während alle anderen Familienmitglieder umgekommen sind. „Wenn ich doch an ihrer Stelle gestorben wäre . . .", sagten sie. Hunderte von Dr. Niederlands Patienten möchten für die Tatsache büßen, daß sie noch am Leben sind. Andere machen sich Gewissensbisse darüber, daß sie vielleicht irgendwann einem anderen Häftling ein Stück Brot gestohlen oder ihn auf irgendeine Art verletzt haben. Sie bereuen, daß sie mitangesehen haben, wie ein Kamerad einem Arbeitskommando zugeteilt wurde, während sie selbst an der Reihe gewesen wären. Im Lager konnte man leicht für den Tod eines Kameraden verantwortlich werden. Diese Erinnerungen foltern sie nun schon seit zwanzig Jahren.

Einige dieser Patienten haben sogar Kannibalismus betrieben. Ein Mädchen erinnert sich noch gut daran, daß sie ihrer Schwester einen Finger abgebissen hat, ein anderer, daß er die Leber eines toten Häftlings verspeist hat. Diese Geständnisse erfolgen nie direkt. Der Patient möchte die Erfahrungen aus seinem Leben vor sich selbst und erst recht vor einem Arzt abstreiten. Deshalb muß sich der Psychiater ein Bild verschaffen, indem er Stück für Stück aus den Träumen und Symptomen des Patienten zusammensetzt und das Ergebnis auf seine Weise interpretiert.

Der Psychiater Dr. H. Bluhm hat einmal gesagt: „Der Tod in einem Konzentrationslager verlangt keine Erklärung, jedoch das Überleben."

Diese Opfer, die noch nach zwanzig Jahren überall Gespenster sehen, können nicht mehr mit einer völligen Heilung rechnen. Viele müssen in einer Anstalt leben, andere haben noch zwanzig Jahre nach den Ereignissen Selbstmord begangen. Dr. Niederland vertritt sogar die Ansicht, daß die Zeit, statt Heilung zu bringen, den Zustand des Patienten nur noch

verschlechtert, wenn keine geeignete Behandlung möglich ist.

Man kann nicht behaupten, daß die westdeutsche Regierung die Existenz dieser psychologischen Probleme als Folge der Judenverfolgungen unbeachtet ließe. Zahlreiche von der Regierung beauftragte Ärzte sind ebenfalls der Ansicht, daß diese Krankheiten aus der Gefangenschaft resultieren. Leider sind jedoch einige kaum als objektiv zu bezeichnen, weil die meisten Deutsche sind und manche sogar ehemalige Anhänger der Nationalsozialisten.

Alle ehemaligen Häftlinge, auch jene, die nie zu einem Psychiater gegangen sind und nicht die Absicht haben, es jemals zu tun, leiden unter dieser „Lagerpsychose". Das trifft auf alle zu, die heute fröhlich lachen können, wenn die Rede auf die Konzentrationslager kommt, die behaupten, daß sie die Deutschen nicht mehr hassen und ihre Ferien im Schwarzwald verbringen; die dem deutschen Bundespräsidenten ostentativ die Hand reichen oder sich beim Kauf eines neuen Wagens für einen Mercedes oder Volkswagen entscheiden.

Das sind die Symptome: Alpträume, Schlaflosigkeit, Kopfschmerzen, zeitweise Depressionen, die nach außen hin mit der Lage an der Börse oder der politischen Situation als Ursache in Verbindung gebracht werden, Furcht vor dem Alleinsein oder der Drang, keinen Menschen zu sehen, Mißtrauen, Verachtung für die Mitmenschen, chronische Angst und manchmal völliger Verlust des Glaubens an die Menschlichkeit.

Bei allen Betroffenen steht das „Ich" ganz besonders im Vordergrund. Sie bauschen jedes Detail und alles, was mit ihrem Leben zusammenhängt, auf. Das führt zwangsläufig in vielen Fällen zu einer gespaltenen Persönlichkeit. Sie fühlen sich oft müde und zerschlagen. Dieser Zustand kann unter Umständen zur völligen Hoffnungslosigkeit führen, so daß sie jedes Gespräch über die Vergangenheit vermeiden, behaupten, keinerlei Rachegelüste zu verspüren und das Gefühl haben, daß alles, was einst geschehen ist, verrückt und sinnlos sei. Sie möchten selbst die Verantwortung für das

tragen, was ihnen zugestoßen ist. Am liebsten würden sie zu den anderen gehören, die nie etwas von dem getan haben, weshalb sie in ein Lager eingesperrt wurden.

Dazu kommt schließlich noch das Problem, den Glauben an das Gute und an die Religion der Kindheit verloren zu haben. Wenn man den Psychiatern Glauben schenken kann, haben 70 Prozent aller Überlebenden keinen Glauben mehr. Der Rest ist fanatisch religiös geworden und sieht heute alles, was ihm zugestoßen ist — die Haftzeit im Lager, die Befreiung, die Genesung — als göttliche Vorsehung an. Gleichzeitig aber stellt er fest, daß der Glaube nur ein weiteres akutes Symptom des Aberglaubens ist, an dem er ebenfalls leidet.

Diese Psychose ist wie ein unsichtbarer Fluch. Er liegt wie ein Tumor tief in unserem Gehirn vergraben und foltert uns heute und morgen — bis zu dem Tag, an dem wir wieder mit denen vereint sein werden, die Dachau nicht mehr verlassen konnten ...

18

Rückkehr nach Dachau

In den Monaten nach dem Ende des Krieges machte ich zahlreiche Reisen, aber ich erhielt keine Einreisegenehmigung nach Deutschland, weil mir keine Botschaft den Paß ersetzen wollte, den mir die Gestapo bei meiner Verhaftung abgenommen hatte.

Ich mußte bis 1959 warten, um endlich glücklicher Besitzer dieses kostbaren Dokumentes zu werden. Es war wirklich kostbar für mich, denn ich halte das Privileg, amerikanischer Staatsbürger zu sein, für eines der höchsten Güter dieser Erde. Zwar kritisiere ich genau wie alle anderen die Vereinigten Staaten, ihre Regierung und ihre Menschen, aber ich tue es nur, weil ich dieses freieste Land der Welt leidenschaftlich liebe. Wir alle üben Kritik, weil wir uns am liebsten ein vollkommenes Amerika wünschen und nicht einsehen wollen, daß auch der schönste Rohdiamant nicht makellos ist.

Ursprünglich hatte ich gar nicht vor, noch einmal nach Dachau zu fahren. Die erste Reise in ein Europa, das sich noch immer im Wiederaufbau befand, unternahm ich mit meiner Frau, um an einer Tagung der Internationalen Journalisten-Vereinigung in Westberlin teilzunehmen. Ich betrachte es als eine Auszeichnung, Mitglied dieser einfluß-

reichen Organisation zu sein, die sich nachdrücklich für die Verteidigung der Pressefreiheit einsetzt.

Der damalige Minister für Gesamtdeutsche Fragen, Ernst Lemmer, hielt auf dem Kongreß eine Rede über sein Lieblingsthema, die Demokratie. Ich kannte Lemmer aus meiner Zeit als Korrespondent in Berlin. Damals war er so etwas wie ein Presse-Verbindungsmann, der ausländische Journalisten über die Vorgänge in Hitlers engster Umgebung auf dem laufenden hielt. Ich selbst hatte ihn nie in Anspruch genommen, weil mir seine Informationen zu teuer waren. Ich erfuhr jedoch von meinen amerikanischen Kollegen, daß er bestens informiert war und erstaunlich gut die Mentalität der nationalsozialistischen Behörden kannte. Für einen Mann, der heute Wert darauf legt, stets ein fanatischer Gegner des Regimes gewesen zu sein, nimmt sich diese Tatsache etwas seltsam aus. Ich habe mich damals öfter mit ihm unterhalten und kann es nur als einen Zufall betrachten — diese Art Zufälle soll es ja im Leben bekanntlich immer geben —, daß ich später vom Propagandaministerium mit Äußerungen konfrontiert wurde, die ich Lemmer gegenüber gemacht hatte. Der Arme — entweder hat man ihn hypnotisiert oder sein Telefon überwacht! Oder sollte man ihm eine Art Serum verabreicht haben, wonach er die Wahrheit sagte?

Das ist für mich gleichzeitig ein Beweis für die Naivität der Gestapo. Auf der einen Seite ein Deutscher, ehemaliges Mitglied der Demokratischen Partei, der offen mit den ausländischen Pressevertretern zusammenarbeitete und sie mit Tips versorgte, freien Zutritt zur Reichskanzlei und zum Propagandaministerium besaß und einer geheimen Widerstandsbewegung als aktives Mitglied angehörte, gegen den die Gestapo nichts unternahm, während sie andererseits keine Skrupel kannte, wenn es darum ging, abtrünnige Generale aufzuhängen oder arme Teufel nach Dachau zu schicken, bloß weil ihre Namen, die wahllos aus dem Telefonverzeichnis herausgegriffen waren, Ähnlichkeit mit irgendwelchen anderen Namen hatten.

Wenn mich schon die Rede von Minister Lemmer tief beeindruckte, der, ich wiederhole es nochmals, ein Verfechter der Demokratie, ein Meister des Widerstandes und ein guter, aufrechter Deutscher seiner Zeit war, wie sehr staunte ich dann erst auf meiner Fahrt durch das „gute alte Dritte Reich". Es war geradezu idyllisch. Hübsche junge Mädchen in Volkstracht kredenzten uns Rheinwein in jedem Ort, an dem wir eine Pause machten, und bei einer Führung durch die riesigen Montagehallen des Volkswagenwerkes kam niemand auf den Gedanken zu erwähnen, daß der Volkswagen Hitlers Idee war. Man zeigte uns die neuen Opernhäuser und Freibäder, Schlösser und die Demarkationslinie, wir bummelten durch St. Pauli und besuchten die Weinberge am Rhein. Nur eines sahen wir nicht — Konzentrationslager. Ich versuchte, mich trotz dieser Unterlassungssünde zu beherrschen, bis ich feststellen mußte, daß meine Frau, eine gebürtige Amerikanerin, nach dieser Reise durch Alices Wunderland den Eindruck hatte, daß meine Erzählungen über die Lager nur meiner Phantasie entsprungen sein konnten.

Ich muß zu ihrer Verteidigung sagen, daß meine Frau aus einer Familie stammt, die bereits vor einigen Jahrhunderten mit der Mayflower nach Amerika auswanderte und sie deshalb allen, die erst später mit schnelleren und komfortableren Schiffen dieses Land erreichten, skeptisch gegenübersteht. Ich befürchte sogar, daß sie meine Erfahrungen in einem Konzentrationslager zeit ihres Lebens lediglich als eine Entschuldigung für meine Unfähigkeit ansehen wird, in den Jahren von 1943 bis 1945 kein Vermögen in Dollars angesammelt zu haben.

Deshalb entschloß ich mich an einem regnerischen Nachmittag dazu, mit ihr doch nach Dachau zu fahren.

Das Lager war öde und verlassen bis auf einen einsamen amerikanischen Soldaten, der vor dem Krematorium Wache stand. Er stand dort nicht etwa als Ehrenwache, sondern um zu verhindern, daß junge Deutsche noch einmal versuchen könnten, die Wände zu beschmutzen.

Außer einem Standbild, das man hinter einem Busch aufgestellt hatte, und einigen von Wind und Wetter fast unleserlich gewordenen Inschriften war das Krematorium (der einzige Lagerteil, der „in memoriam“ erhalten wurde) unverändert wie in alten Tagen. Nur die Leichenberge davor fehlten. Für mich werden sie immer da sein. In der Nähe stand eine alte Polin, die Postkarten mit Bildern des Schreckens aus Dachau und einen kleinen Führer durch das Lager verkaufte. Sie verdiente sich damit ihren Lebensunterhalt. Als Unterkunft diente ihr ein Raum im Krematorium, der an den Brennofen angrenzte.

„Ist es nicht entsetzlich für Sie, hier zu wohnen?“ fragte sie meine Frau.

Die alte Frau entgegnete nur: „Irgendwo muß man ja schlafen. Und die anderen draußen wollen mich nicht haben.“

Mit diesen „anderen“ meinte sie die Lagerbewohner, die in den Baracken hausten, denn das neue industrie- und finanzstarke Deutschland hatte es bis jetzt noch nicht für nötig gehalten, damit aufzuräumen. Statt dessen hatte es dort ein paar hundert seiner eigenen Flüchtlinge einquartiert. Diese Menschen hatten sich von Hitlers Eroberungsplänen verleiten lassen und waren in Gebiete gezogen, aus denen sie bald wieder fliehen mußten. Sie kamen aus Polen, der Tschechoslowakei und sogar der Ukraine. Manche hatten nichts weiter als ein kleines Bündel ihrer Habseligkeiten bei sich. Nun vegetierten sie in Dachau, das einem Elendsviertel glich. Sie hatten sich unsere alten Baracken für ihre Bedürfnisse zurechtgemacht. Wo einst zahlreiche Häftlinge unter einem Strahl eiskalten Wassers ihr Leben ließen und viele andere an Ruhr gestorben waren, hatten sie ihre Küche eingerichtet. Im Stall stellten sie Betten und Kleiderschränke auf, auf den Fensterbänken standen Blumentöpfe. Im ehemaligen Block der Ehrenhäftlinge befand sich jetzt ein Gemischtwarenladen. Auf dem großen Platz, wo immer die verhängnisvollen Zählappelle stattgefunden hatten, standen

Tische und Stühl eines Cafés. Wo einst die Listen mit den Namen der Häftlinge angeschlagen standen, die für die Todeskommandos bestimmt waren, konnte man jetzt in riesigen Lettern lesen: „Trink Coca Cola.“ In der alten Gefangenenküche hatte sich eine Handtaschenfabrik niedergelassen. In dem Gebäude, das der verruchte Dr. Hintermeyer für seine teuflischen Experimente benutzt hatte, spielten jetzt die Kinder.

Wahlplakate einer rechtsgerichteten Partei, die sich „Flüchtlingspartei“ nannte, versprachen so etwas wie Vergeltung für das, was geschehen war. In den engen Lagergassen, wo wir jeden Morgen die weißen Leiber der Toten fanden, die während der Nacht gestorben waren, parkten friedlich einige Volkswagen, die etwas Farbe in die graue, eintönige Umgebung brachten.

Im ehemaligen Krankenrevier, in dem mehr Patienten starben als geheilt wurden, war jetzt jeden Samstag Tanz bei den Klängen aus einer Musikbox. Wenn es spät wurde, spielte ein Flüchtling aus Siebenbürgen auf seiner Zither. Man tanzte, lachte, trank, küßte und liebte sich auf dem mit Blut, Schweiß und Tränen getränkten Boden, vielleicht sogar auf der Stelle, wo ein Häftling unter Schlägen sein Leben ließ ...

Seitdem sind wieder Jahre vergangen. Die Flüchtlinge haben Dachau inzwischen verlassen. Das Lager ist fast ganz zerstört. Die bayrische Regierung will dafür sorgen, daß einige Gebäude wieder instand gesetzt oder neu errichtet werden. Man wird Blumenbeete anlegen und Parkplätze für die Touristen, eine Gaststätte und ein Museum. Vieles, was man dort zeigen wird, wird nicht ganz der Wahrheit entsprechen.

Ich glaube kaum, daß man Dachau nach dem Krieg mit eine Art Mme. Tussaud's Wachsfigurenkabinett einen Gefallen erweist, wenn man Puppen in die gestreifte Häftlingsuniform steckt und Marterinstrumente, auf Pappdeckel aufgezogene Darstellungen der Kerker und unpersönliche,

nichtssagende Statistiken zur Schau stellt. Ich habe gehört, daß Tausende von Ausländern, die in Deutschland arbeiten, am Wochenende nach Dachau kommen und gepackt davon sind. Haben wir etwa dafür unsere Opfer gebracht?

Ich habe bereits über die religiösen Denkmäler berichtet, die man „in memoriam" aufgestellt hat. Nur nach einem Denkmal hält man vergeblich Ausschau, dem einzigen, das für mich einen Sinn hätte: einer Inschrift, von Deutschen angebracht, die das Bedauern des deutschen Volkes zum Ausdruck bringen würde. Das eine einzige Wort „Bedauern" wäre schon mehr als genug; und dazu eine Namensliste aller SS-Männer, die seit 1933 in Dachau stationiert waren.

Die Mehrzahl der überlebenden Häftlinge hat nicht das Verlangen, diesen Ort noch einmal wiederzusehen, mit Ausnahme derjenigen, die wie ich aus beruflichen Gründen nach Dachau kommen. Einige ehemalige Häftlinge kehrten allerdings doch noch einmal nach Dachau zurück. Sie wollten nach beschlagnahmtem Gold suchen, von dem sie glaubten, daß es die SS-Männer an einigen Stellen vergraben hätten, die nur sie allein kannten. Sie werden daher auch keine Gelegenheit haben, über den Anblick der neuen, sauberen und weiß gestrichenen Gebäude überrascht zu sein, die man der neuen Generation als eine „getreue Nachbildung der alten Baracken" vorstellt. Übrigens haben weder andere noch ich jemals behauptet, daß unsere alten Baracken schlecht gebaut gewesen wären oder daß es keine Ordnung und Organisation in Dachau gegeben hätte. Wir litten viel mehr unter dem Schmutz, dem Geruch des Todes und des verbrannten Fleisches, der aus jedem Stein aufstieg; dem Terror, der in den Augen jedes einzelnen von uns stand; dem Wind, der Feuchtigkeit, der Nässe und der Hitze, dem vom Blut getränkten Pflaster; den fleischlosen Skeletten, die von den Decken der Duschräume herabbaumelten. Am schlimmsten aber war die ständige Furcht, was im nächsten Augenblick geschehen könnte — eine Furcht, die uns auf allen Wegen begleitete und an die sich doch niemand von uns je gewöhnen konnte.

Wie kann man nur zur Erinnerung an dieses Grauen Modellpavillons hinstellen, als wenn es sich um eine Art Weltausstellung handeln würde?

*

Meine Frau und ich beschlossen, in der Stadt Dachau, die anderthalb Kilometer vom Lager entfernt liegt, eine Tasse Kaffee zu trinken. Wir hatten zuerst versucht, in die Kantine der amerikanischen Garnison zu gehen, aber obwohl wir unsere Pässe vorzeigten, durften wir das Militärgelände nicht betreten. Auch in späteren Jahren ist es mir trotz aller Anstrengungen und offizieller Anfragen im Pentagon nicht geglückt, die amerikanische Basis in Dachau, in der früher die SS untergebracht war, zu betreten. Man verbot mir sogar, das Lager zu fotografieren. Ich sehe mich deshalb zu folgenden Vermutungen gezwungen: Entweder bereiten die Amerikaner in ihrem Dachauer Stützpunkt höchst geheimnisvolle Dinge vor oder die amerikanische Armee schämt sich, daß sie das Lager vor zwanzig Jahren befreit hat, oder sie schämt sich, weil sie noch immer da ist, nachdem sie die früheren Bewohner vertrieben hat.

In Dachau selbst war ich noch nie gewesen. Die meisten Häftlinge wurden in fensterlosen Wagen direkt ins Lager transportiert. Ich war damals mitten in der Nacht mit dem Zug angekommen und hatte nichts von der Stadt gesehen. Ich hielt Dachau immer für einen mehr oder weniger verlassenen Ort mit ein paar verstreuten Häusern, Ställen, einer alten Autowerkstatt und einigen Geschäften. Zu meiner Überraschung entdeckte ich eine reizende Kleinstadt mit gepflegten Anlagen, einladenden Gäststätten und eleganten Straßen. Nicht einmal ein Schloß fehlte.

Die Dachauer Stadtverwaltung verteilt in Hunderttausenden von Exemplaren einen Prospekt an Touristen, der mit den Worten „Dachau ist einen Besuch wert“ beginnt. Darin steht, daß Dachau ein Zentrum der vielgerühmten bayrischen Gemütlichkeit ist und niemand versäumen sollte, seinen Fotoapparat mitzubringen. Das Dachauer Schloß war der Stolz

der Wittelsbacher. Früher gab es in Dachau auch eine Künstlerkolonie. Bekannt wurde im 19. Jahrhundert die „Dachauer Schule“ vor allem durch Ludwig Dill und Adolf Hölzel.

In dem Führer durch Dachau wird nicht etwa die Existenz des Konzentrationslagers verschwiegen. Im Gegenteil, man findet darin sogar eine Abbildung des Denkmals zu Ehren der Deportierten und Hinweise für eine Besichtigung. „Vergessen Sie nicht, Ihren Fotoapparat mitzubringen“ wird hier wiederholt und gleichzeitig betont, daß die Dachauer Einwohner keine Ahnung davon hatten, was im Lager vor sich ging.

Der Bürgermeister, der selbst für kurze Zeit im Lager festgehalten wurde und nie eine Erklärung darüber abgegeben hat, warum man ihn verhaftete und weshalb man ihn wieder freiließ, behauptet das gleiche und möchte jeden davon abhalten, das Gespräch auf die Vergangenheit zu bringen. — Jawohl, in Dachau wußte man rein gar nichts. Die Häftlinge, die von morgens bis abends für die Bauern arbeiteten, müssen demnach unsichtbar gewesen sein; die SS-Männer, die auf die Häftlinge einschlugen, wenn sie sie durch die Straßen trieben, müssen ein Phantom gewesen sein; die Mädchen, die am Fenster standen, um die vorbeiziehenden Häftlinge zu sehen und mit den SS-Wachen lachten und flirteten, waren demnach Touristen auf der Durchreise. In dem Führer wird behauptet, daß man vom Dachauer Marktplatz aus die Gipfel der Alpen in mehr als hundert Kilometer Entfernung sehen kann, wenn der Nebel über den Dachauer Sümpfen verdampft — aber das Lager am Ende der Stadt, wo 30.000 Menschen zusammengepfercht lebten, das konnte man also nicht sehen?

*

Meine Frau und ich saßen auf der Terrasse eines Gasthauses. Von dort hatte man eine herrliche Aussicht — eben diesen berühmten Blick auf die über hundert Kilometer entfernten Berge.

Im Gasthaus war eine Gruppe von etwa dreißig Schülerin-

nen mit ihrem Lehrer. Sie waren etwa acht bis zwölf Jahre alt, also lange nach Kriegsende geboren. Ich bemerkte, daß die Mädchen zu uns herüberschauten und tuschelten. Nach anfänglichem Zögern und Ermunterung durch den Lehrer trat ein Mädchen an unseren Tisch, knickste vor meiner Frau und bat sie schüchtern auf Englisch um ein Autogramm. „Erzählen Sie uns doch bitte etwas über Hollywood. Wir lernen nämlich Englisch in der Schule und sehen uns so gerne amerikanische Filme an . . ."

Die Mädchen müssen meine Frau für einen Filmstar gehalten haben, weil sie jung, rothaarig und Amerikanerin war. Als meine Frau lachte, war das Eis gebrochen. Nun schwärmten alle Mädchen um uns herum. Der Lehrer kam ebenfalls und wir unterhielten uns über Los Angeles, New York und die amerikanischen Teenager. Die Mädchen gingen in eine Dachauer Schule und feierten an diesem Nachmittag den Geburtstag einer Klassenkameradin. Als Dank für das Autogramm überreichten sie meiner Frau einen wunderschönen Blumenstrauß. Ich fand sie alle so reizend, daß ich schnell in den nächsten Laden ging und mit einer großen Schachtel Konfekt zurückkam.

Unsere Unterhaltung näherte sich bereits dem Ende, als der Lehrer sein Erstaunen nicht länger verbergen konnte, daß sich zwei amerikanische Touristen nach Dachau verirrt hatten. „Das kommt selten vor", sagte er. „Sie sind sicher hier, um sich unser schönes Schloß anzusehen. Ist es nicht wundervoll?"

Meine Frau war sprachlos. Ich sah sie an, wie sie dort stand, den Arm voller Blumen. Dann blickte ich den Lehrer an, der einer anderen Generation angehörte, und die kleinen Mädchen, die zufrieden und glücklich ihr Konfekt naschten.

„Jawohl", antwortete ich lächelnd. „Wir sind nach Dachau gekommen, um Ihr schönes Schloß zu besichtigen . . ."

New York, 29. April 1967.

NAMEN- UND SACHVERZEICHNIS

Edwin Erich Dwinger: **Die 12 Gespräche — 1933 bis 1945**

Gespräche mit Guderian, Himmler, Darré, Forster, von der Schulenburg, von Schirach, Wlassow.
246 Seiten, 8 Bildseiten, Leinen, DM 22.80, sfr 26.40, öS 168.70.

Münstersche Zeitung: Zeitdokumente von bedeutendem Wert. Zeigen sie doch, daß es auch in den dunkelsten Zeiten deutscher Geschichte nicht an Mahnern und Warnern gefehlt hat.

Edwin Erich Dwinger: **Sibirisches Tagebuch**

Die beiden 1929 und 1930 erschienenen Romane „Armee hinter Stacheldraht" und „Zwischen Weiß und Rot" in einem Band.
664 Seiten, Leinen, DM 29.—, sfr 33.50, öS 214.60.

Westfalen-Blatt: Dwingers Romane sind wohl als die bedeutendsten deutschen Kriegsbücher bereits in die Weltliteratur eingegangen.

Paul Arnhold: **Der gnadenlose Weg**

Von der Weichsel nach Breslau — 12. Januar bis 15. Februar 1945.
270 Seiten, zweifarbige Faltkarte, Leinen, DM 19.80, sfr 22.85, öS 146.50.

Die Bundeswehr: Es ist ein mitreißender Bericht, weil das Menschliche immer wieder im Mittelpunkt steht. Dieser Autor war dabei, als sich drei Soldaten auf gnadenlosem Weg durch die bolschewistische Front schlugen. Das Werk gehört vor allem in die Hände der jungen Soldaten, und nicht nur der jungen deutschen Soldaten. Hier ist Lehrstoff für die Militärschulen der freien Welt.

Jurij A. Treguboff: **Der letzte Ataman**

288 Seiten, Leinen, DM 19.80, sfr 22.85, öS 146.50.

Österreichischer Rundfunk: Neben der großartigen Schilderung dieser heldenhaften Gestalt des Ataman fesseln auch die Charaktere und Schicksale der Nebenfiguren. Mit den Erzählungen aus der Geschichte des Kosakentums gestaltete Treguboff in seinem Roman ein leidenschaftliches, echtes Bekenntnis zur russischen Heimat.

Lutz Köllner: **Von Marx bis Erhard**

Propheten und Magier der Wirtschaftspolitik.
380 Seiten, 32 Bildseiten mit 67 Abbildungen, Leinen, DM 28.—, sfr 32.35, öS 207.20.

Die Presse, Wien: Fesselnd beinahe wie ein guter Krimi: gewiß das höchste Lob, das man einem Buch dieser Art zollen kann, wenn man weiß, daß Adenauer dergleichen nie, wohl aber Krimis gelesen hat.

H. Montgomery Hyde: **Zimmer 3603**

Die Geschichte des Secret Service in Amerika während des Zweiten Weltkrieges.
264 Seiten, Leinen, DM 19.80, sfr 22.85, öS 146.50.

Welt der Literatur: Eine Dokumentation, spannender als viele Krimis.

H. Montgomery Hyde: **Cynthia**

Geliebte und Geheimagentin — Meisterspionin im Zweiten Weltkrieg.
300 Seiten, 12 Bildseiten, Leinen, DM 19.80, sfr 22.85, öS 146.50.

Die Bücherkommentare: Was Hyde hier von kompromißlosem und zynischem Einsatz der Sexualität zu berichten hat, klingt romanhaft. Eine Meisterleistung, es so zu schildern, daß diese Frau trotzdem nicht undelikat wirkt.

Nerin E. Gun: **Eva Braun-Hitler**

Leben und Schicksal

224 Textseiten, 80 Bildseiten mit über 100 Abbildungen, Leinen, DM 24.80, sfr 28.65, öS 183.50.

Frankfurter Neue Presse: Seinem Inhalt nach reicht das Buch über die übliche sensationelle Enthüllungsliteratur hinaus. Es sollte Anlaß geben, daß auch die zünftigen Zeithistoriker sich dem keineswegs unwichtigen Thema Adolf/Eva zuwenden.
Salzburger Volksblatt: Die vielen Fotos und faksimilierten Dokumente stützen des Autors Anspruch auf Authentizität dessen, was er in lebendiger Form vorzubringen hat. Wer Interesse an der menschlichen Seite Hitlers hegt, wird mit Hilfe des Buches manche neue Einsicht gewinnen und im übrigen in die Lage versetzt sein, vielfältige Schlüsse auf Gebiete außerhalb des eigentlichen Themenbezirks zu ziehen.

Robert P. J. Verbelen: **Der Kauz ruft um Mitternacht**

320 Seiten, Leinen, DM 20.—, sfr 23.10, öS 148.—.

Der Autor war von 1946 bis 1953 Chef der Abwehrgruppe „H" des amerikanischen Geheimdienstes in Österreich. Nur ein Mann, der das unheimliche Spiel der Agenten der Geheimdienste von West und Ost, der Milieu und Atmosphäre aus der Welt der Spionage aus eigenem Erleben kennt, kann ein solches Buch von atemberaubender Spannung schreiben.
Het Brabants-Vlaams Boekbedrijf: Unglaublich wie bei James Bond; spitzfindig wie bei Ian Fleming; echt wie bei Leon Uris; meisterhaft — kein Vergleich.

Egon G. Schleinitz: **100 Tage Afrika**

Mit Auto und Wohnwagen zum Kap der Guten Hoffnung.
192 Textseiten mit 7 Karten, 64 Bildseiten mit 66 Abbildungen, Leinen, DM 24.80, sfr 28.65, öS 183.50.

Rund 27.000 Kilometer legte der Autor zurück. Das Abenteuer der Caravanfahrt zieht sich wie ein roter Faden durch den fesselnden Bericht, der vom Verfasser mit faszinierenden Fotos illustriert wurde.

N.E. Gun Die Stunde der Amerikaner